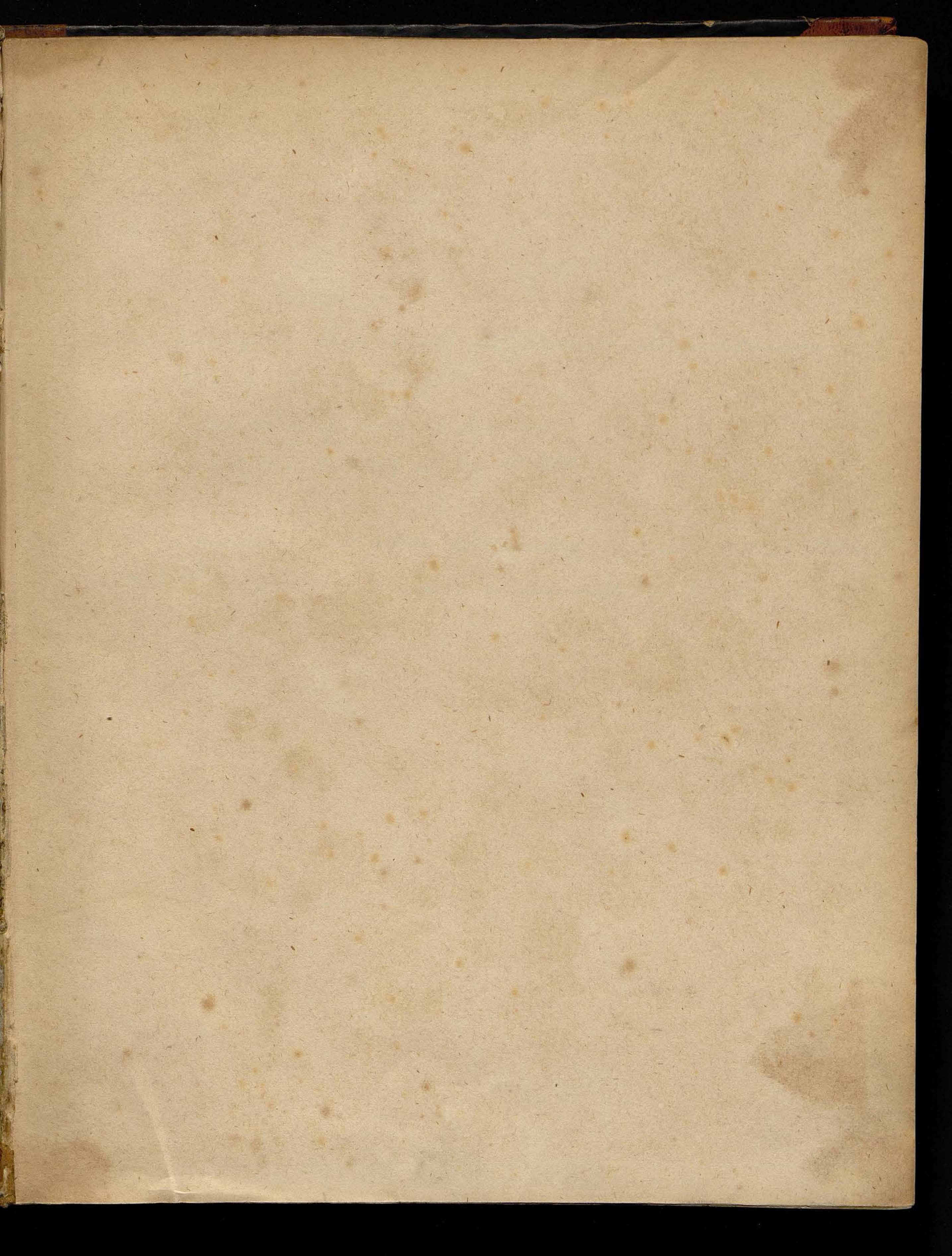
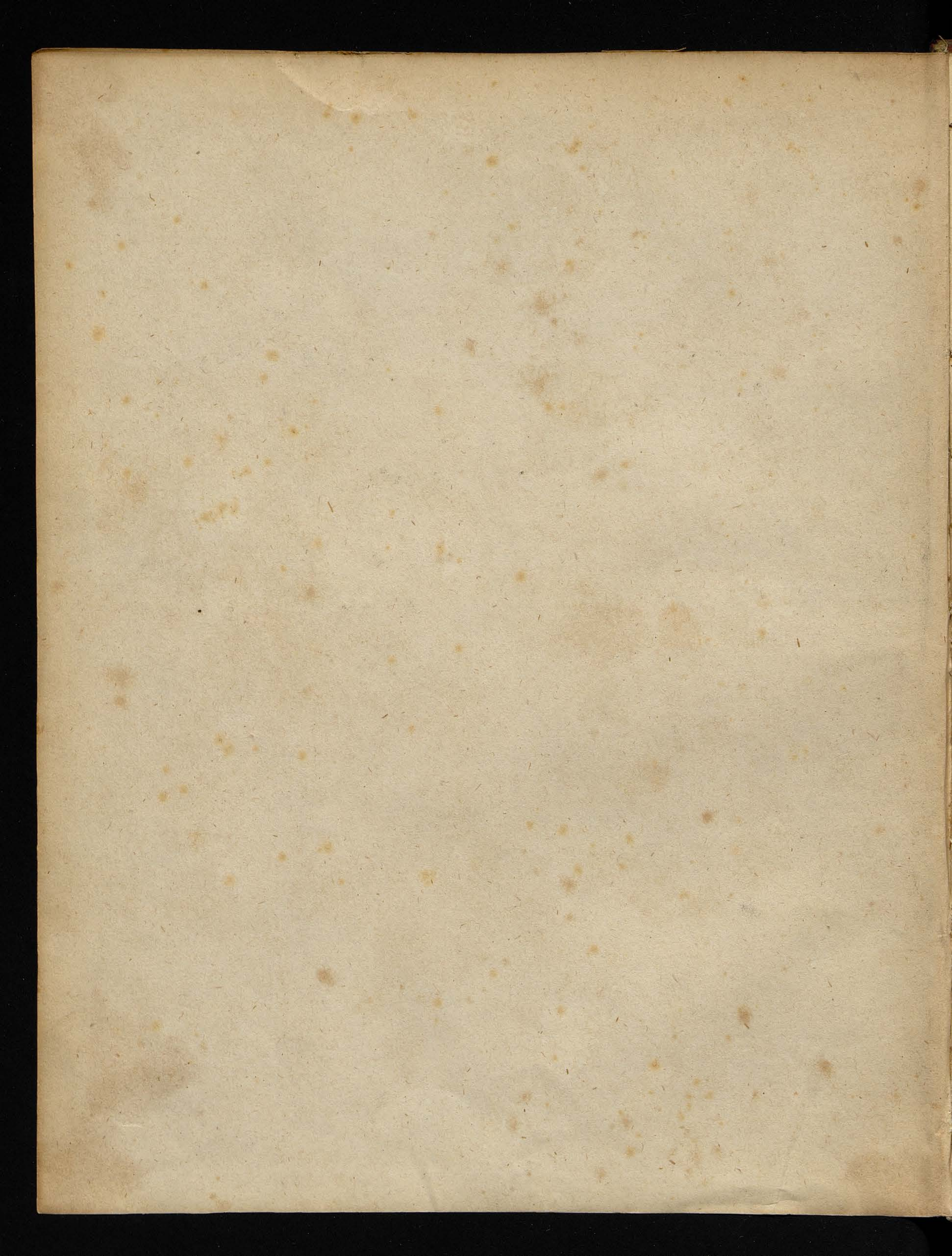




Vorlesungen
über philologische Encyclopaedie und Methodik des philologischen
Studiums und Unterrichts
gehört bei Prof: Haase in Breslau
vom 2. November 1859 bis August 1860.

Einzelne Bemerkungen und Zusätze sind beigefügt aus Haase's Artikel "Philologie"
in Ersch und Gruber's Encyclopaedie der wissenschaften und Künste.

I.

Allgemeine Einleitung.

Die Hauptaufgabe der Encyclopaedie soll sein, vor der Einseitigkeit des Fachgeistes zu bewahren; davon ist zu unterscheiden die Einseitigkeit des Studiums. Auch in der Wissenschaft ist der Spruch: „divide et impera" anzuwenden, doch muss man sich stets bewusst bleiben, dass wenn man sich auf eine einzelne Seite des Studiums geworfen hat, welche einseitig ist u. nicht im Theile das Ganze vor sich hat. —

3.11.

Unsere Wissenschaft hat sich geschichtlich in doppelter Beziehung entwickelt. Einmal hat sie als Wissenschaft ihre geringen Anfänge gehabt, ihre verschiedenen Wege eingeschlagen, bis sie zu dem Punkte gelangt ist, auf dem sie sich in der Gegenwart befindet, den wir für den höchsten (zwar nicht absolut höchsten), bezeichnen. Das ist die eine Seite ihrer Geschichte; die andere ist die praktische Stellung, die sie von jeher in der Erziehung gehabt hat, die auch zu verschied. Zt. verschieden gewesen ist. Auch in dieser Beziehung müssen wir die Geschichte unserer Wissenschaft berücksichtigen. Es folgt zweierlei aus diesem doppelten Histor. Rückblick, nämlich einmal, wenn wir den Begriff der Wissenschaft gefunden haben, dessen Zerlegung, die Zergliederung der Wissenschaft in ihre einzelnen Theile. Wenn nun aber zweitens auch die praktische Stellung gefunden ist, in der sich die Philol. der Bildung des Volkes gegenüber befindet, so schliesst sich an ferner die Zerlegung dieses Begriffes – eine Anweisung für den philol. Unterricht. Diesen zweiten Theil sollen diese Vorlesungen nicht umfassen.

Wir müssen anfangen, ohne den Begriff der Wissenschaft zu haben, seine allmähliche Entwickelung ist die Geschichte der W. Die klassische Phil. beschäftigt sich vorzugsweise mit dem röm. u. griech. Alterthum – Grenze, Masse u. Umfang bleiben noch unbestimmt. Hieran schliesst sich die Frage, wie es komme, dass gerade die griech.-röm. Zt. sich eine besondere Wissenschaft ausgebildet habe u. dass diese Wissenschaft sich anmasste, die Grundlage jeder höheren Bildung zu sein. Die Beantwortung dieser Frage ist die Aufgabe der gesammten Alterthumswiss.

4.11.

Der Grund liegt in der grossen weltgeschichtl. Bedeutung der antiken Bildung. Weltgeschichtliche Völker – die Zahl derselben ist in der ältesten Zeit gering gewesen u. hat sich allmählig ausgedehnt. – Die erste Nation der weltgeschichtl. Bewegung von O. nach W. ist in Griechenland, die zweite in Italien, dann traten die germ. Völker an die Stelle des römischen, dann rückte von den Küsten des Mittelmeeres immer mehr auf Europa hinein, der Culturgeschichtl. Heerd wurde nach Nordamerika ergriffen u. auch der Orient wird allmählig theils mit Güte theils mit Gewalt für die weltgeschichtl. Cultur eröffnet. –

der Beginn des gemeinsamen Fortschrittes der Menschheit liegt vorzugsweise in Griechenland, die antike Bildung ist nicht nur ein nothwendiges Glied darin, sondern der Anfang, die Bedingung des Ganzen. Kein Volk kann willkürlich behaupten, es wolle auf die Anfänge der Cultur verzichten u. sich nur die neuern Fortschritte aneignen, denn sie stehen in einem unzertrennbaren Zusammenhange. Dieser Zusammenhang jeder weltgeschichtl. Bildung mit dem Alterthum tritt überall deutlich hervor, jeder Umschwung in derselben stellt sich dar, als ein Zurückgehen in das Alterth. Deshalb müssen alle Spätergekommenen sich zuerst receptiv verhalten u. sich die Anfänge der Bildung aneignen. Dadurch wird unsere Bildung viel extensiver, viel größer, denn nicht nur der ursprüngl. Schatz sondern auch die späteren Errungenschaften müssen fortgepflanzt werden. So ist, wie gesagt, unsere Bildung viel extensiver aber weniger intensiv als die des Alterth. Die Griech. hatten keine Nation neben sich, auch keine bedeutenden Culturvölker. Resultate fanden sich, die sie sich hätten aneignen müssen, sie hatten mit ihrem schöpferischen Geiste sich das etwa Bestehende sogleich assimiliert. Um die Höhe der Bildung zu ersteigen, brauchten sie also keine vermittelnde Wissenschaft, keine fremde Sprache zu erlernen. So ist es natürlich, daß im Vergleich mit der antiken Cultur die unsrige viel mühsamer u. verwickelter ist, weil sie erst vermittelt werden muß. Die Entwickelung der Griech. ist dagegen in reiner Natürlichkeit vor sich gegangen, sie erscheint auch allen Zeiten hin als eine normale; wegen der Naturgemäßheit in dieser Bildung erscheint ihr histor. Entwickelungsgang als zusammenfallend mit dem logischen Proceß. Wir erinnern bloß an die histor. Entwickelung der griech. Poesie. —

Daß die Alterthumsw. immer eine sehr große Einwirkung auf alle Culturgenossen gehabt hat, werden wir später sehen. — In der Nothwendigkeit dieses gemeinsamen Bildungsschatzes liegt die Nothwendigkeit der Wissenschaft, die ihm Hüterin ist. Freilich gab es anfangs keine solche Wissenschaft, die diesen Schatz den folgenden Völkern überliefert hätte, jener Schatz mußte sich noch ganz andere Kräfte dienstbar machen, das Leben mußte der W. zu Hülfe kommen, die Schule mußte durch das Leben selbst hinzugezogen werden, um ihr zu dienen. Die wichtigsten Hebel der Cultur (Kirche, Staat, Schule) haben sich vereinigt, um jene Wirkung hervorzubringen. —

§. 11.

Als das römische Reich vor dem Andrange der deutschen Völker zusammenstürzte, hatte sich schon vorher das Christenth. in ihm fest begründet – es hatte dort seine größte Thätigkeit gefunden. Dort war es bereits heimisch geworden nach schweren Kämpfen u. verdankte seinen Sieg hauptsächl. dem Umstande, daß es sich die Bildungsmittel der antiken Welt angeeignet hatte. Wenn auch ein

Gegensatz zwischen Heidenth. u. Christenthum bestand u. die Väter der Kirche die heidnische Literatur bekämpften; so konnten sie dies aber nur dadurch, daß sie sich derselben angeeignet hatten. Bei dem Sturz des abendländischen Reiches aber war das Christenth. schon überall fest begründet – die Kirche behielt als gewissermaßen nationales Eigenthum die aus dem Alterth. überlieferte Wissenschaft u. schützte u. pflegte sie zum Schmucke der Religion. Es war ein natürlich erwachsener Bund zw. Christenth. u. Heidenth. der so viel Kraft in sich besaß, den Sturz des röm. Reiches u. auch der barbar. Reiche zu überdauern. – Die Germ. Eroberer hätten freilich die Macht gehabt, den röm. Stamm mit seiner Bildung zu zerstören, aber eine Möglichkeit war dies für sie doch nicht. Denn wie das Christenth. die alte Bildg. nicht ausgerottet, sondern sich angeeignet hatte, so mußten auch die Germ. beides zusammen annehmen – u. ließen unter ihrer Oberherrschaft den röm. Stamm fortbestehen. Eine der wichtigsten Folgen des Christenthum's u. der röm. Kirche ist, daß sich in ihr[?] Ursprung[?] der Religion u. röm. Nationalität vereinigten.
– Savigny, Gesch. des Mittelalters, Th. I.

In Folge der Eroberungen versch. Stämme bestanden nebeneinander versch. Nationen, während die eine die Oberherrschaft führte u. die andern ihr gehorchten unter Anerkennung ihrer Nationalität u. ihres besondern Rechtes. Die Kirche, so fern sie als jurist. Person betrachtet ward, hatte, da sie den röm. Volksstamm darstellte u. kein Land war, natürlich röm. Recht u. jeder Cleriker hatte ohne Rücksicht auf seine Abstammung ebenfalls röm. Recht. – Einzelne Urkunden im longobard. Reiche im 9. 10 u. 11ten Jahrh. – Savigny, Gesch. d. röm. Rechts I. p. 115.

Diese fortwährende practische Gültigkeit des röm. Rechts, hat sich, anstatt unterzugehen, weiter ausgebildet, besonders dort, wo der röm. Stamm überwiegend war – so in Italien u. Süd-Frankreich, wo es bald das allgemeine wurde. Es war auch viel geeigneter zur Ausbildung u. Anwendung, als die damaligen germ. Volksrechte. Wo dagegen der röm. Stamm der geringere an Zahl war, verschwand das röm. Recht mit dem röm. Namen, so in Nord-Frankreich, am Rhein (wo es wahrscheinlich noch im 6t. u. 7t. Jahrh. für einen Theil der Bevölkerung geltend war) u. in Brittanien. So hatte die ehemals röm. Bevölkerung durch ihr Recht u. ihre Kirche u. durch die wie im Recht so in der Kirche angewandte latein. Sprache ein festes Band, durch das sie an die antike Bildg. gekettet war; die Sicherheit dieser Bildg. war um so größer, da es keine andere gab, die mit ihr hätte wetteifern können. Dazu kam der äußere Schutz, den nach dem Sturze des longob. Reiches die Franken der röm. Kirche gewährten, in der sie röm. Bildg. u. Nationalität zugleich beschützten. Besonders Carl M. machte große Bemühungen, um jene Bildg. durch zahlreiche Pflanzschulen in Frankreich u. Deutschland zu verbreiten.

In Italien war es nicht möglich, das geistige Leben in so ruhiger u. ungestörter Weise fortzuführen, wie wo anderwärts; hier waren so heterogene Elemente gemischt, daß eine gewaltige Gährung entstehen mußte, um alle zu einem Ganzen zu verschmelzen. Aus der Mischung ist im 9ten Jahrh. besonders das eine greuliche Verwirrung entstanden, ein Krieg Aller gegen Alle u. in diese Verwirrung wird auch die Kirche hineingezogen als Partei – es ist die geistliche Gährung, in der sich aus röm. u. germ. Elementen die italien. Sprache gebildet hat, erst in dieser Zt. kann man das Aussterben der latein. Spr. in der Volksmasse ansetzen. Natürlich lag in dieser Zt. die antike Bildg. sehr darnieder. Niebuhr hat den Untergang der altherkömmlichen Schulen der Gramm. in d. 11ten Jahr. gesetzt – Anmerkung zu Cic. orr. Font. et Rabir.[1] – Rom 1820. –

[1] Cic. oratt. p. Fontejo et p. Rabir. fragm. etc. pag. 35 sq.

Es war nun die Aufgabe in dieses Chaos eine neue Ordnung hineinzubringen, den Deutschen vorbehalten, indem seit dem Otto d. Gr. die röm. Kaiserwürde erneuerten. In dieser Zt. erhielten die Deutschen aus Italien eine politisch-religiöse Idee – in Italien lag der geistige Mittelpunkt von Europa, in Deutschland der weltliche, beide zu vereinigen – diese Kämpfe sie, fanden aber die entschiedensten Gegner in der röm. Kirche. Diese war nicht mehr das röm. Element gegenüber den Germ. denn diese waren in ihr aufgegangen – alle andern Völker waren ebenfalls von Rom aus bekehrte u. gebildete Christen, sie verlangte also auch für die Kirche unabhängig u. sogar die herrschende Macht zu werden – daher die Kämpfe im Mittelalter zwischen beiden Gewalten. –

8. 11.

Dieser Kampf wurde auf beiden Seiten mit ziemlich gleichen Kräften geführt – die Deutschen hatten dieselbe höhere Bildg. durch Vermittlung der Kirche überkommen, die in Italien gepflegt wurde. Indessen bei der versch. Nationalität konnten sich die damals röm. Kaiser nicht als Schutzherrn der röm. Nationalität ansehen – der Kampf wandte sich mehr gegen die Kirche, als eine große herrschende Gewalt, ihre Bildung aber, Schulen, Recht wurde von den röm. Kaisern nicht angegriffen, sondern zum Theil gepflegt. Indirect haben sie viel zur Hebung der antiken Bildg. beigetragen, indem sie in Italien Ruhe u. geordnete Zustände herstellten. Die Städte fingen an aufzublühen, ein großer Handelsverkehr erhob sich, der Reichthum nahm zu, darauf gingen immer mehr neue, edlere Zustände hervor. In Ital. war nur das altröm. Recht vorhanden – es war das einzig gültige, nur in der vorangegangenen Zt. der Verwirrung u. Barbarei war die Kenntniß davon immer dürftiger geworden – das corp. jur. war fast verschwunden, man hatte nur höchst dürftige breviarien. Man wandte sich nun zu den alten Quellen zurück – der berühmte pisanische Cod. des corp. jur. wurde wieder zugänglich u. so blühte das

Rechtsstudium wurde auf – Irnerius gegen Ende des 11ten Jahrh. – ihm folgten
die Glossatoren; Rechtsschulen so in Bologna. Allerdings war das Hauptaugen-
merk der Sprache u. die wissenschaftl. Erklärung der Glosse eine sehr dürftige, indessen
war doch dadurch eine unmittelbare Hinleitung auf das Alterth. gegeben; so gab
es an jener Univ. immer einen grammatischen. Ähnlich verhielt es sich mit der
mediz. Univ. in Salerno u. a. O. Auch hier stützte man lediglich auf alten
Quellen – Hippocrates, Galenus wurden commentirt, einiges aus arab. Literatur
in latein. Uebersetzg. hinzugefügt. Überhaupt war das Latein nicht nur die
gew. Sprache der Wissenschaft sondern auch die des Umgangs der Gebildeten – na-
türlich konnte es nur durch Unterricht erlernt werden – die Volkssprache blieb
das Romanische. Weil nun das Latein so ein gew. Leben hatte u. sich täglich fortb-
bildete, wurde es mehr ex usu als theoretisch gelernt, aber es wurde an dem
klassischen sehr Fremdartiges, es bereicherte sich durch Begr. u. Worte aus den
Vorstellungen jenes Zeitalters, man prägte neue Wörter u. Formen, sofern
das äußere Sprachgefühl der Alten nicht mehr vorhanden war. Daher der starke
barbar. Form des mittelalterl. Latein's. (So die Behauptg. man könne sagen ego amat
– verdammt von der Sorbonne in Paris u. der theol. Facultät in Oxford). Die Gramm.
bei den Univ. erhielten Unterricht im Latein. u. sorgten nothdürftig für den etymol.
Theil der Sprache – Donatus – von der Dichtung konnte man nicht viel. Die Scriptt.
saeculares nur wenig gelesen, mehr in den kirchl. Anstalten tractirt, als auch
an den jur. u. med. Univ. – In Verbindung mit den bischöflichen bestanden kirchl.
Schulen, wo auch Gramm. u. etwas Lectüre getrieben wurde – encyclop. Bildg. trivium
u. quadrivium – Alles natürl. im Dienst der Kirche u. zur Unterstützg. der Theologie.
– Schriften der Kirchenväter, Aristot. in lat. Uebersetzg. – Diese wissenschaftl. Anstalten
wurden von den Päpsten gepflegt u. begünstigt, u. es lag auch im Interesse
der Kirche die Gelehrsamkeit zu unterstützen.
Im 12. 13. u. 14. Jahrh. dehnte sich der Kreis u. das Studium der pro-
fanen Liter. immer mehr aus – durch die ausländ. Verbindungen wurde allmählig
auch griech. Kunst u. Literatur direct im Abendlande bekannt – wo man bisher
griech. Schriftsteller nur sehr selten, ~~Lieder~~ Buchstaben u. weiter nichts gelernt hatte, Lectüre
Erinnerung an die großen liter. Schätze der Griech. erhalten – durch Verkehr
mit den Byzant. dehnte sich auch das Griech. immer mehr aus. Hinzu kamen
kirchl. Verhandlungen zw. der griech. u. röm. Kirche – ausgezeichnete Kenner
des griech. Alterth. kamen nach Italien u. waren für ihre Zwecke thätig; die
sie aus den Quellen schöpften, war ihre Thl. überlegen – Auch andere flüchteten
viele Griech. bei der Bedrängniß vor den Türken und Zuflucht in Italien

u. wurden Lehrer der griech. Sprache. Jene Zt. der Scholastiker, der Glossatoren u. Salerner darf man nicht als bloße Barbarei ansehen, es war in allen diesen Bestrebungen eine gewaltige Quelle von Forschungen u. Beobachtungen, die bloß durch falsche Quellen auf Irrwege geleitet wurden. Es ist eine der wunderbarsten Fügungen in der Weltgesch. daß das byzant. Reich noch ein Jahrtausend länger als das röm. Abendland sich durchschlagen mußte, um den ganzen Schatz griech. Cultur für bessere Zt. u. Hände aufzubewahren. Productiv wurde in der byzant. Literatur wenig geleistet, das Beste bezog sich auf die Erhaltg. der alten Schriftsteller. Ein früherer Untergang des byzant. Kaiserth. würde den Untergang des größten Thl. der griech. Literatur zur unvermeidlichen Folge gehabt haben. Die Ansicht, daß erst im 15ten Jahrh. durch den Sturz von Constantinopel die Flucht der Griech. u. durch diese die Wiederbelebung der alten Studien erfolgt sei, ist irrig, das Wiedererwachen der Wissenschaften im Abendlande hatte ganz andere Gründe u. Anregungen. – Heeren, Gesch. des Studiums der klass. Alterth. I p. 283.

9.11.

Die Wiedergeburt der Wissenschaften bestand nicht in dem Entstehen einer ganz neuen Wissenschaft, sondern war nur das Zurückkehren zu der aus dem Alterthum überlieferten Bildung. Im Mittelalter beruhte freilich die Bildg. auf Quellen des Alterth. doch waren diese theils verfälscht u. durch Ueberarbeitungen dem Alterth. selbst so unähnlich geworden, daß eine richtige Auffassung desselben nicht möglich war. Dazu kam die Beschränktheit der Mittel – griech. Quellen fast gar nicht vorhanden, die latein. Literatur selbst sehr wenig verbreitet – die wichtigsten theolog. Bücher u. Schulbücher u. vereinzelte antike Autoren, welche der Zufall erhalten hatte, bildeten die gewöhnlichen mittelalterl. Bibliotheken – nur einige wenige hatten einen größeren Umfang. – Der kritische Sinn, der Sinn für historische Wahrheit hat dem ganzen Alterth. gefehlt – unbedingt nahm man Sage u. Geschichte zusammen, fingirte wohl auch selbst Geschichte.

In Italien erwachte zunächst mehr als in einem andern Lande die Wiedergeburt der W. eine vielseitige u. allgemeine Bewegung – Fürsten u. Städte wetteiferten um die alten Schätze ans Licht zu ziehen. Diese Bewegung beginnt schon im 14t. Jahrh. u. steigert sich durch das 15t. bis in's 16te Jahrh. hinein. Petrarca, Boccaccio, Vergerius gehören schon dem 14t. Jahrh. an, ihnen folgten viele Andere. Jedoch wie groß auch die Begeisterung für die antike Bildg. war u. wie schön sich auch diese Zt. darstellt, hat sie doch auch ihre Schattenseiten, die im Charakter der roman. Völker liegen. Diese haben eine viel größere Gewandtheit, fassen das Neue schneller auf als die Germ. – verlassen es aber auch schneller, bevor sie es durch gearbeitet haben – sie waren nicht geeignet, die dauernden Folgen dieses großen Umschwungs herbeizuführen. Am meisten interessiren sie sich für die Schönheit der Kunst-bildung

ein verlacht – u. sie handhabten diese mit größter Gewandtheit in Prosa u. Poesie.
Ihre roman. Muttersprache erleichterte ihnen das Verständniß des Latein. Es war es
zunächst die Form, der reine Stil, wofür sie sich begeisterten; es war das zunächst
ein Hj. Ruhm(?), daß man sich von der mittelalterl. Scholastik abgewandt habe u. aus
den reinen Quellen des Alterth. schöpfe. Aber sehr bald wurde das Hj. mit der Sache
selbst verwechselt, man hielt an der Form fest u. das Wesen der Sache ließ man fallen
– Ciceronianer. – Mit diesem einseitigen u. überwiegenden Streben wurden es die
Ital. vollkommen ernst(?), weil man sich aber so auf die Form beschränkte, ging aus
den neuen Studien nicht eine solche Begeisterung hervor, die die Gemüther bis ins
tiefste Innere ergriffen hätte. Eine solche so tief eindringende Begeisterg. war
den Ital. fremd, mit den litterar. Bestrebg. jener Zt. verbinden sich auch bei den
größten Philol. nicht selten Eitelkeit u. Neide, Rachsucht(?) u. Neid, während eine wahre
Veredlung des Gemüthes nicht erzielt wurde. Selbst die mit größtem Eifer betriebene
platon. Philosophie, die man der schol.-aristot. entgegensetzte u. hochschätzte, zeigte
den oberfl. Char. der roman. Völker sehr deutlich, die Resultate dieser Studien waren
nämlich vorwiegend nur negativ, man begnügte sich einzelne Wahrheiten zu
verfolgen, aber hierbei blieb man stehen, u. das war, da etwas Positives nicht
zu Tage kam, sehr leicht möglich, von dem Aberglauben zum Unglauben, von
bigotter Gedankenlosigkeit zu frivoler Frechheit zu führen, was man in jener
Zt. nicht selten findet. Es ergab sich ein Conflict zwischen der W. u. Kirche – die W.
wurde bewegt(?) u. verfolgt, wissensch. Bestrebungen haben die humanist. Studien verschiedentlich(?)
– theils gefördert, theils unterdrückt u. auch hierin zeigt sich die Flachheit des Ital:
die Unterdrückung fand zwar Märtyrer aber im Wesentl. keinen ernsten Wider=
stand. So war die Bearbeitung der W. den Deutschen vorbehalten. –
In Deutschland war röm. Bevölkerung um den Rhein her festgesetzt – bis in 6. u. 7.
Jahrh. mag das röm. Recht noch gültig gewesen sein, aber später verschwand der
röm. Name bis auf einzelne Reminiscenzen – Köln. – Das Land gr. Deutschl. u. röm.
Cultur wurde nur angebaut(?) durch das Christenth. – Bonifacius – Seit dem 8. Jahrh.
wurden die nach Deutschl. verpflanzten Klöster eine Pflanzstätte für antike Bildg. Die
Geistl. betrieben die Studien mit großem Eifer – Karl d. Gr. – Sie mußten als Deutsch.
mehr Mühe anwenden, weil für sie das Verständniß viel schwieriger war. – Die Kloster=
schulen jener Zt. sind noch heute berühmt durch viele alte Schätze(?) – Corbey, Fulda,
Hildesheim, Paderborn – alle diese wetteiferten(?) ähnlich mit älteren Schulen u. Bibliotheken
– St. Gallen, Bobbio in Ital. – Corbeyer Cod. d. Tacit. Fuldaer Cod. des Serv. u. Velg. –
Einen langen Bestand(?) hatten diese Schulen nicht – Nach dem 10ten Jahrh. standen sie bedeutend(?)
u. hatten die Wirkung nicht, daß sie allgem. Bildg. in Deutschl. fest begründet hätten –

theils sonder den polit. Hindernisse entgegen, theils die Verschiedenheit der Nationalität.

14.11.

Immer war diese Bildg. für die Deutsch. eine fremdartige; wenn auch die Geistl. an röm. Spr. u. Bildg. festhielten, so geschah dies doch im Widerspruch mit ihrer eigenen Abstammung – es fehlte ihnen auch keineswegs an dem patriot. Bestreben, die deutsche Spr. festzuhalten u. zu cultiviren. – Otfried, geistl. u. weltl. Poesie – auch die beiden Ueberreste heidn. Poesie, die neulich entdeckt worden, sind durch sie erhalten worden. Es war also für die Geistl. selbst die zu ihnen gekommene Bildg. eine fremdartige. Hieraus ging ein großer Uebelstand hervor. Die Geistl. gehörten gewissermaßen nur halb der fremden Bildg. an – die Laien waren von ihr ganz ausgeschlossen u. doch mußte sich unter den Laien das Bewußtsein finden, daß es allerdings eine höhere Bildg. gebe, aber für sie nicht zugänglich. Dies Gefühl hemmte den allgem. Bildungstrieb herab. Bis in neueren Zt. sind nationale u. antike Bildg. stets im Widerspruch gewesen. Wäre es bei jenem Zustande geblieben, so würde die antike Bildg. bald in Deutschl. zu Grunde gegangen sein – Verwilderung der Schulen u. der Geistlichkeit selbst; die Verbindung mit Rom würde abgebrochen worden sein u. man hätte eine nur nationale Bildg. – Die neue Wendung ist angestrebt. Bei dem Verfall der Schulen blühete die deutsche Literatur auf – mittelhochdeutsche Poesie unter den Hohenstaufen – mittelhochdeutscher Dialekt allgem. Schriftspr. – Diese Literatur war aber weit überwiegend eine poetische u. nur in so weit war sie eine eigentl. Volksliteratur – wissenschaftl. Werke wurden immer noch latein. geschrieben. Die mittelhochdeutsche Poesie erreichte gegen die Mitte des 13. Jahrh. ihr Ende, sobald war die antike u. wissenschaftl. Bildg. im Aufblühen – Schulen – Ein Antrieb dazu lag in der Erneuerung der röm. Kaiserwürde; aus der Verbindung zwischen Germ. u. Ital. ging für erstere die Ueberzeugung hervor, daß ihnen die Ital. überlegen in Kultur u. Wissenschaft überlegen waren. Das röm. Recht herrschte auch damals das Land – die deutsch. Kaiser setzten als röm. imperatores die Gesetzgebg. der Justinian fort; indem sie dieses Recht für Ital. handhaben mußten, da es dort kein anderes gab, wurden sie bald Verehrer dieses Rechts, sie sahen, daß es ihnen vollkommene Macht [illegible], sie das daß sie darin eine bessere Stütze ihrer Gewalt als im germ. erblickten. Sie übertrugen also das röm. Recht auf Deutschl. Die Folge war, daß zahlreiche Deutsche nach Italien strömten, um dort röm. Recht u. Medicin zu studiren – hieran schloß sich die allgem. Bildg. an. Viele hohe Adelige, die Ital. besuchten, um sich in den Besitz einer höheren Bildg. zu setzen, nahmen das Streben [illegible] u. die höhere Bildg. die in Ital. herrschte, allgem. [illegible] anzueignen – wie früher die Geistl. so wandten sich

jetzt ist die Linie zu ihrer weiteren Folge von der Wucht solcher Bildungsanstalten in Deutschl. selbst zu betrachten – Gründung der Univ. im 14ten Jahrh. – Prag 1348. Wien 1361. Heidelberg 1386. Kulm 1387. Köln 1388. Erfurt 1392. – Dann im folgenden Jahrh. Würzburg 1403. Leipzig 1409. Rostock 1419. Greifswald 1456. Freiburg 1459. Basel 1460. Ingolstadt 1472. Tübingen 77. Mainz 82. endlich Wittenberg 1502. Frankfurt a/O 1506

Die Gründung auf dieser Univ. war sehr bedeutend – 2000 Auswanderer aus der prager Univ. gründeten die in Leipzig; gar bald betrachten die deutsch. Fürsten, Staatsmänner, u. überhaupt die höheren Stände es für eine billige Forderung, sich diese Bildg. anzueignen – damit ging die nationale Poesie zu Grunde, an Stellen der rittерl. Minnesänger traten die bürgerl. Meistersänger. Das Bürgerthum blieb im Ganzen auf dem alten Standpkte der goth. Cultur stehen; diese konnte natürlich innerhalb der engen Grenzen eines Standes u. beim Mangel an Stoff nicht gedeihen u. musste verkümmern. – Manche Geistl. begannen eine deutsch. Beredsamkeit auszubilden – Volksredner.

Als die wissenschaftl. Studien u. scholast. Neigungen so weit gelangt waren, sich von den alten, erläuterten Quellen loszumachen u. den reinen zuzuwenden, hatte diese Bewegung bei den germ. Völkern eine ganz andere Richtg. als bei den Roman. Die Germ. blieben bei der Form nicht stehen, man bemühte sich wohl den Stil rein zu machen – die Philol. oder Humanisten nannte man später sich Poeten von Seiten der geistl. Anhänger. Eine Anzahl von den ersten Restauratoren sind daher für die Poesie u. auf Poesie thätig: Aeneas Sylvius (nachmaliger Pabst) Henricus Böhmerus, Jacob Wimpfeling. Suchten gute Lateiner zu werden, konnten den Deutsch. nicht die Hauptsache bleiben u. sie haben in dieser Hinsicht weniger geleistet, als die Ital. Die neueröffneten Quellen führten die Deutsch. sofort darauf, statt der verrotteten schol. Studien eine neue Bildungsart zu suchen; diese gründl. Richtung hatte sich schon im 14t. Jahrh. dargestellt am Orden der fratres communis vitae – Fraterherrn in den Niederlanden. Während der Scholasticismus sich in unfruchtbaren Subtilitäten verlor u. auf die Bildg. des Gemüths fast gar nicht einfloss, war es diesem Orden darum zu thun eine lebendigere Frömmigkeit zu erwecken – Thomas à kempis – Andere waren sie thätig für Verbesserung des Schulwesens – Gerhardus Magnus – für Verbreitung der Schr. dann auch gedruckte Lehrer – in Zwoll wurden viele Humanisten wie Moritz v. Spielberg, Rudolf Lange, Rudolphus Agricola, Ludovicus Dringenberg, in ihrer Schule gebildet. – Grund in Deutschl. wurde das religiöse Leben von dieser Bewegung ergriffen – Reformation

Die mittelalterliche Cultur musste zuletzt der aufstrebenden antiken Bildg. erliegen – Reuchlin u. die kölner Theol. – epistolae obscurorum virorum. – Unter den Vertheidigern der geistigen Wiedergeburt herrscht eine schöne geistige Gemeinsamkeit u. Einheit – Italienische Eifersüchtelei u. Cabale ist nicht vorhanden, das Verhältniss ist ein inniges u. herzliches, getragen von dem Bewusstsein eines gemeinsamen Strebens u. Ringens für die neue Wahrheit. –

15. 11.

Wenn auch durch die religiöse Spaltung Deutschland viel gelitten hat, so wird es doch
eben durch die vielen allseitigen Kämpfe zuerst bewogen sein, die Verständigung zu
finden; man waren die Erhaltenen, die man in der W. erlangte, beider Kirchen gemein
da es eine nationale Bildg. nicht gab. Erst jetzt fühlte man das Bedürfniß, die
W. dem ganzen Volke zugänglich zu machen. – Lateinische Schulen. – Zwar sind frei-
lich die Protestanten thätiger gewesen als die Katholiken, doch ist auch in den kath.
Ländern viel für Verbesserung des Schulwesens geschehen. – Benedictiner sehr fleißig,
sie schufen große Werke u. sind auch für die Schulen bemüht – auch den Jesuit. wird
dieselbe Wirksamkeit nicht ohne Grund zugeschrieben – Emmanuel Alvarus – im Allgem.
haben sie das Streben nicht gehabt, ihre Zöglinge zu freien u. unbefangenen For-
schern zu erziehen, sondern nur zu Anhängern ihres Ordens; in protestant. Schulen
fiel diese Rücksicht weg. – Melanchton, praeceptor Germaniae – schrieb viele
Schulbücher, die auch auf kathol. Schulen Einfluß hatten – Seine Vorrede zur latein.
Grammatik im Drucke von den Drucker in Frankfurt. – Die Schulen u. die Univ.
gründeten die höhere wissenschaftl. Bildg. so unmittelbar auf das Alterth. u. machten
die alten Spr. so sehr zur Bedingung, daß es fast den Anschein haben konnte, als
gehe man von der Absicht aus, das ganze Volk zu romanisiren. In der That hat
es nicht daran gefehlt, daß manche davon träumten, die latein. Spr. statt der
deutschen einzuführen – aus dieser Verh. ging nur eine große Schwierigkeit hervor,
es wurde die Kluft zwischen den latein. Gelehrten u. dem Volke immer grö-
ßer, es gab nur Gelehrte u. Ungelehrte, die Bildg. der Letzteren beschränkte
sich nur auf die nationale Volkspoesie u. die religiöse Erkenntniß, von allem
Übrigen waren sie ausgeschlossen. Dieser Zustand mußte zuletzt auf beiden
Seiten unerträglich werden – trotzdem bestand er lange Zt. hindurch, besonders
deshalb, weil nach großen Aufregungen eine Zt. der Ruhe u. Erschlaffung zu folgen
pflegt – dazu kamen ungünstige polit. Verhältn. Kriege u. anderes Elend.
Der Gelehrtenstand war in seiner Weise immer schroffer u. abgeschlossener
geworden, die frische, belebende Kraft des wiedererweckten Alterth. war ihm in
seiner Absperrung abhanden gekommen u. das Volk – war immer wilder
geworden. Eine allgemeine geistige Verödung schien sich über ganz Deutschl.
verbreitet zu werden; allein der Same der Wiederbelebung war schon
vorhanden, es war das Wiedererwachen der Nationalliteratur – sie knüpfte
sich an die Bibelübersetzg. v. Luther u. die geistl. Lieder. Die deutsche Schrift-
spr. wurde begründet u. ward endlich zur allgem. wenn auch in dem kathol.
Thl. Deutschl. die Quelle derselben, die Bibelübersetzg. Luthers nicht angenommen
wurde. – Die Gelehrten sprachen u. schrieben lateinisch u. hatten nicht den Trieb,

Kunstwerke in deutsch. Spr. zu schaffen, wie Luther – vom Volke konnte die Cultur
der deutsch. Spr. noch nicht ausgehen, so ging also die Anregung von Laien aus, die
großen Gelehrten u. dem Volke in der Mitte standen. Da diese aber nicht mit dem
Alterth. unmittelbar in Verbindung standen, wohl aber mit der modernen außerdeutschen
Literatur, so kam ihre Anregung zunächst von Frankreich u. Italien her. Die roman.
Völker hatten zunächst u. zwar durch die Wiederbelebung des Alterth. ihre National-
literatur cultivirt – wie die Italiener, waren auch Span. u. Franzos. den Deut-
schen voraus, so entstand in Deutschl. im 17ten Jahrh. das Streben, nach dem Muster
der ausländischen eine schöne Literatur zu gründen. – Manches Anerkennenswerthe –
Martin Opitz – doch war im Allgem. die schles. Dichterschule nichts als eine ärmliche
Nachahmung klassischer Poesie – nur das Streben war da. Um die Bestrebungen
aber zu verwirklichen, mußte man sich einmal von der Nachahmung der modernen
Literatur losmachen u. auf das Alterth. zurückkehren – andererseits den Gebrauch
der Spr. über die bloße Belletristik hinaus ausdehnen u. sie auch für die W.
verwenden, um so dem ganzen Volk geistiges Leben in die Spr. hineinzubringen.
Diese Sache geschah am Anfange des 18ten Jahrh. – Man begann damals zuerst
auch Vorlesungen in deutscher Spr. zu halten u. wissenschaftl. Werke
deutsch zu schreiben. – So wurde das Streben nach wissenschaftl. Spr.
– Leibniz, Wolff – u. der Aesthetik: Baumgarten – allgemein
theoretisch begründet – diese Rückkehr auf das Alterth.
hat in der Mitte des vorigen Jahrh. die Blüthe der deutschen klassischen Literatur zur Folge gehabt. –

Man kehrte also zu den Vorbildern der modernen Literaturen zurück; hierbei 16.11.
waren die Philol. die einzigen Vermittler. Im 17. Jahrh. hatte die Philol. sehr
darniedergelegen, jetzt erwachte sie von Neuem, wenn auch die bedeutendsten
Männer des vorigen Jahrh. ein Widerstreben bezeigten, die antike Bildg. der
modernen Deutsch. zu Gute kommen zu lassen – Gesner, Christ, die die moderne
deutsche Literatur beförderten. Jedesmal immer war durch diese Männer ein
bedeutender Fortschritt bezeichnet – ihnen folgten Heyne auf Gesner in Göttingen,
Ernesti in Leipzig auf Christ, an sie schlossen sich Winckelmann u. Lessing an.
Hieraus ging das Bestreben hervor, das Alterth. der modernen Zt. nahe zu bringen
– es so wiederzuerwecken, daß es innerhalb der deutsch. Literatur selbst lebendig
wurde. Wenn nun auch hierbei mancher Irrweg eingeschlagen wurde – Streit der
Schweizer u. Leipziger – Einfluß der fremden Literatur unabweislich – so ist trotzdem
das das Wesentliche u. Gemeinsame, daß sich alle größten deutschen Dichter an den
Mustern des Alterth. gebildet u. genährt hatten. Nach der Analogie früherer
Erscheinungen hätte man erwarten können, daß nun die philol. Studien beim
Aufblühen der Nationalliteratur hätten zurücktreten müssen. –

Es trat dies aber nicht ein u. es war vielmehr eine Vermittelung gefunden
worden. Philol. u. Literatur blieben nebeneinander ohne einander zu be-
rühren u. auf diesem Standpunkte stehen wir noch. Es fragt sich nun, welches ist
gegenwärtig die Stellung der Philol. u. welches wird sie in Zukunft sein. Sollte
nicht nach Entstehung der klass. Nationalliteratur die Aufgabe der Philol. erschöpft
u. sie selbst überflüssig geworden sein? An Anfeindungen hat es nicht gefehlt.
Durch das Entstehen der deutsch. klass. Literatur war jener große Uebelstand
beseitigt, daß es nur einen gelehrten u. einen ungebildeten (ungelehrten) Stand
gab; auch den Ungelehrten wird durch die eigene nation. Liter. das höhere gei-
stige Leben erschlossen. Indessen wird man sich leicht überzeugen, daß die deutsch.
Liter. keineswegs weder in Form noch Inhalt eine so volksthüml. ist, wie die
griech. es war bei den Griechen. Bei den Griech. gehörte nur Talent u. Theilnahme
dazu, um auch die höchsten Leistungen der Liter. mit Verständniß zu genießen;
bei uns gehört etwas mehr dazu – u. so hat sich wieder ein neuer Stand heraus-
gebildet, der die Liter. als die seinige betrachtet; zwischen den Gelehrten u. Un-
gebildeten hat sich die zahlreiche Klasse der Gebildeten eingeschoben, sie treten
nicht durch Kenntniß der alten Spr. unmittelbar mit dem Alterth. in Verbindung,
stehen aber doch nach Bildung durch Vermittelung der deutsch. Literatur. –
Die deutsche Literaturspr. muß aber erst erlernt werden, sie ist keineswegs
eine allgemein lebende – viele geistige Kräfte gehen uns verloren, daß die
Schriftspr. keine Volksspr. ist u. erst wie eine fremde Spr. erlernt werden muß.
(Der Volksspr. fehlt der Genit. u. Dativ – die Mutter von das Kind). – Daher hat
unsere Schriftspr. etwas Exclusives, wenn auch nicht in dem Maaße, wie früher
das Latein – es ist dies immer noch ein unnatürl. Zustand; es ist ein Uebelst.
daß die Liter. nicht für das ganze Volk da ist. Aber selbst auch für die Gebilde-
ten hat die deutsche Liter. einen ihnen nicht zugängl. Hintergrund – gründlich
u. richtig wird sie nur von philol. Auslegern erklärt werden können, sonst
würde sie so mißverstanden werden, wie im Mittelalter Aristoteles. –
Es stellt sich also im geistigen Leben überall eine große Zerklüftung heraus;
wir bilden uns nicht einfach zu Bürgern, sondern nach Gattungen: der eine zum
Theologen, der andere zum Juristen u. s. w. – u. diese verschied. Berufszweige gehen
so weit auseinander, daß es selbst schwer hält, zwischen ihnen eine Vereinigung
herbeizuführen. Dieser Mangel an Verständigung zersplittert die Kräfte u. hindert
sie, sich zu einer großen That zu vereinigen. Diese Zerrissenheit in unserm geistigen
Leben hängt genau zusammen mit dem verworrenen Zustande der Bildung, die kei-
neswegs

eine allgemeine ist u. es ist der Zukunft vorbehalten, diese Hindernisse zu über-
winden. Es fragt sich nur, ob hierbei die Philol. überflüssig sein. Das ist niemals
der Fall nicht, weil wir durch sie die Anschauung eines schönen, gesunden, harmonisch
sich fortbewegenden Lebens gewinnen u. eine Anschauung eines so gesunden Lebens,
wie es sich in der antiken Welt darstellt, ist für unsere Zustände sehr heilsam. Aber
auch aus dem Grunde wird die Philol. unentbehrlich bleiben, weil das Alterth. einen
nicht wegzuläugnenden Bestandthl. unserer Erkenntniß ausmacht; weil es zu
allen Zt. ein Beweis hoher Erkenntniß u. Bildung sein wird, wenn sich die Menschen
nicht auf ihre eigene Zt. beschränken, sondern sich den ganzen weltgeschichtl. Zu-
sammenhang klar machen, das Abschließen in einer Periode führt zur Beschränktheit
u. Verkümmerung – der Mensch aber muß sich über diese engen Schranken ausdehnen;
erst durch die Überblickung des langen Weges, den die Menschheit gewandelt,
gewinnt der Mensch auch die Freiheit vorwärts zu blicken. –
Nur dadurch, daß die Völker in die Verbindung der allgem. Cultur eintraten, wurden
sie weltgeschichtl. – Das gilt auch von einem einzelnen Menschen u. nur dadurch
wird es möglich die Geschmacksverirrungen u. Einseitigkeiten unserer Zt. zu überwinden.
Machen sich solche Einseitigkeiten geltend, so gibts es dagegen kein besseres Mittel,
als die Einseitigkeit als solche im Zusammenhange mit dem Allgem. zu erkennen – es ist
das einzige Mittel.

7. 11.

Wie es unmöglich ist, sich vom Alterth. ein für allemal loszureißen – so gilt
das auch von den einzelnen W. – Die einzelnen W. wurden im Alterth. fortgepflanzt
u. ohne Kritik vertrauensvoll aufgenommen – Schulbücher blieben dieselben – Bei der
Wiedergeburt der Wissenschaften kehrte man hierauf zurück – der Zusammenhang
mit dem Alterth. stellte sich noch äußerlich dar, indem die W. lateinisch behandelt
wurden. Während dieser Zt. hatte die Philol. nur den untergeordneten Dienst zu
leisten, jeden mit dem Wunsch von Kenntnissen zu versorgen, dessen er bedurfte
um die Literatur seiner W. bis auf die antiken Quellen zu verfolgen; die
W. selbst pflegten ihre antiken Antecedentien u. machten sie für ihre Gebiete
nutzbar. Seitdem nun aber die W. sich immer mehr selbstständig gestaltet haben
u. auch in der Form ausgebildet haben, in der sie sich als moderne darstellen –
muß die Philol. ihnen zu Hülfe kommen u. ihre Aufgabe ist seit der Zt. eine
umfassendere geworden; war sie früher eine formale, so ist sie jetzt eine
ideale u. reale. Die Philol. muß dafür sorgen, daß das gesammte Alterth. der
neuen Zt. nicht nur der Form sondern auch dem Geiste nach erschlossen werde,
sie muß das ganze antike Wesen darstellen u. so den einzelnen W. die Mög-
lichkeit

verbieten, die ihnen überall zu Kommando im ganzen antiken Wesen zu über-
schauen. Deshalb müssen einerseits die W. ihren Zusammenhang mit dem Alterth.
erkennen u. andererseits die Phil. sich die Aufgabe stellen, das Alterth. nicht
nur formell sondern auch geistig u. ideal zu reproduciren. –
Es giebt noch keine moderne bedeutende Philos. in der nicht die alten Philos.
eine bedeutende Rolle einnehmen – der Zusammenhang mit ihnen kann nicht ge-
leugnet werden. Ein Philos. kann nicht die genaue Kenntniß der antiken Philos.
entbehren – er kann sich mit einem compendiar. Auszuge oder einer Uebersetz.
nicht begnügen. Dasselbe ist der Fall bei andern W. – z. B. der Naturwissen-
schaften; sie sind dem Alterth. bedeutend vorgeschritten u. lassen es auch nicht an
Stolz auf ihre Leistungen fehlen. Doch sind die Forscher derselben im Irrthum,
wenn sie glauben, daß sie ihre Bildg. ganz von der des Alterth. losreißen
können. – Zusammenhang der Theologen mit dem Alterthum. – Neigung der
Juristen, sich vom Alterth. loszumachen. –

II.

Geschichte der Philologie als Wissenschaft.

18. 11.

Was die ersten Ursprünge der Philol. betrifft, so liegen dieselben schon im Alterthum – es ist kein Widerspr. wenn behauptet wird, daß sie die Verbindg. zwischen Alterth. u. neuern Völkern vermitteln sie konnte natürl. ihre Aufgabe erst nach dem Untergange der klass. Völker beginnen, jedoch war sie schon im Alterth. vorhanden u. hatte eine analoge Aufgabe. – Wowerius de polymathia, c. 15; Wyttenb. zu Plut. mor. p. 226; Lobeck ad Phrynich. p. 392 sq. Bernhardy – Lehrs, de vocabulis: φιλόλογος, γραμματικός, κριτικός, Friedrichs-Collegium, prog. 1838 Königsberg. [illegible] bezeichnet φιλόλογος in seiner ursprüngl. Bedtg. solche die die Rede lieben – so hießen die Athen. φιλόλογοι – Sokrates nennt sich bei Plato auch einen φιλόλογος, wo die Liebe zu Unterhaltungen, wie er sie abhielt, gemeint ist. – Plat. Lys. p. 204 a: – καλοὶ λόγοι Charmid. p. 157. a. – Aber später λόγος u. λόγοι für philos. Lehren auch in späterer Zt. – Eine andere Wendung nahm die Bedtg. als Wechsel zu der alten Zeit – wo die productive Thätigkeit der Griech. aufzuhören anfing u. überging zum Reproduciren. Vorher hatte man nicht sachweise die wissensch. Gebiete [illegible], sondern vielmehr die Erkenntniß selbst angestrebt. Diesen wissensch. Stoff zu zerlegen u. zu scheiden, war der Anfang der reproducirenden Thätigkeit, die die Erkenntniß zunächst nicht weiter führt, sondern vorzüglich ordnet. Diese Richtung ging aus von den Sophisten, aber in ihrer Zt. war noch eine freie, nicht schulmäß. systematische Thätigkeit vorhanden – Werke des Plato. – Dagegen steht Aristot. auf dem Untergangspunkte; er ist zwar noch ein Philos. von eminenter Bedtg. u. speculativer Bedtg. aber er begann zugleich die Philos. zu systematisiren, in Bücher zu bringen u. sie mit positivem historischem Stoff in Verbindung zu setzen. Auf diesem Wege sind die folgenden Philos. fortgegangen; diese Richtung [illegible] zusammen mit dem Untergange der Freiheit; diese Richtgst. füllt der folgenden Zt. in der Philos. die eigene Speculation sehr viel geringer war, u. ebenso auch allen andern Gebieten der Literatur die Production aufhörte, so war dann nun das Reproduciren das, worauf sich die folgenden bedeutenden Männer vorwiegend wandten. Wir sehen eine neue Periode, wieder erwacht von den Alexandr. – wir haben Lyriker, einige Dramatiker, auch Historiker, Rhetoren u. Deklamatoren, aber bei allen diesen sieht man, daß

sie ihre Bildg. ihre Kraft aus der Schule u. dem gelehrten Studium zogen u. nicht getragen wurden von einer belebenden Freiheit des Geistes. Die Gelehrsamkeit wird in allen Fächern, auch in der Philos. u. Naturwissensch., u. diese Gelehrsamk. ist die Philol. u. nichts anderes hat man im Alterth. von ihr zu unter diesem Worte verstanden – Gelehrs. im allgem. Sinne ohne Beschränkung auf ein einzelnes Fach. – Sie ist wohl zu unterschd. von der früher in Griech. gebräuchl. encyclopaedischen Bildg. Zu dieser gehörte außer litterar. Bildg. auch die musikal. u. die gymnast. Bildung wodurch die schöne Harmonie in der Ausbildung des Menschen erstrebt u. erreicht werden sein in diesem Sinne encyclop. Ausbildg. hatte man in der folgenden Zt. nicht mehr nöthig, da es keine Freiheit mehr gab u. die Griech. keine eigene Geschichte mehr schufen. Das geistige Leben zog sich in die Schule zurück – je fleißiger Jemand war, je desto größere Auszeichnung strebte man die Schätze der Literat. u. erwarb sich eine gelehrte Kenntniß. Der erste, der den Beinamen Philologos wegen seines Fleißes erhielt, war Eratosthenes aus Kyrene in Alexandria (276–195); er hatte eine ausgedehnte Kenntniß in den verschiedensten Fächern; aus demselben Grund haben Andere den Beinamen erhalten, Andromachos, Gemahl der Dichterin Myro; später bei den Römern der Gramm. Atejus Capito – Suet. de ill. gramm. c. 10 – er hatte ein großes Sammelwerk, übg. in 800 B. geschrieben. Andere werden als φιλόλογος bezeichnet, wie Theophrast b. Diog. Laërt. V. 37 – u. der Gramm. Demetrius v. Σκῆψις – φιλόλογος ἄκρος – ib. V. 84. – Derselbe Sinn ist auch zum Grunde gelegt, wenn Vitruv. VII, procem. § 8[1] als das Haupt aller Philol. den Homer bezeichnet; das hat darin seinen Grund, daß es schon lange Sitte war, die Anfänge aller Wissenschaft bei Homer zu finden, er bildet also den Anfang der allgem. Gelehrs. – Wenn Jem. Miscellen schreibt – so werden solche Werke ebenfalls philol. genannt, wie Atejus doch so ein Werk seinen Beinamen erhalten hatte. Censorinus, de die natali aus dem 3t. Jahrh. sagt in der Vorrede: ex philologis commentariis quasdam quaestiunculas delegi – aus diesem Material gemischter Gelehrs. hatte er einige Stlle. hervorgehoben. Indem die Gelehrs. immer mehr zur Nebengelehrtheit wird, wird auch dieser Begriff immer häufiger bei Griechen u. Römern – älterer Plinius, der 126 Bde Collectaneen besaß, genannt Electa, woraus seine hist. nat. bearbeitet wurde – schon vor ihm Varro ein Philolog im eigentl. Sinne – von unermeßl. Wissen u. Thätigkeit – die ganze schöne röm. Liter. ging aus Gelehrs. hervor, alles floß aus Studium der Griechen – Vgl. Quint. XII. 11, 22: illis haec invenienda fuerunt, nobis cognoscenda sunt. Wenn nun also hiernach die Philol. nichts weiter ist, als allgem. Gelehrs. so nimmt das Wort doch auch unter Umständen eine beschränktere Bedtg. an – so ergeben

Demetr. Scepsius

[1] omnis philologiae dux

es bezogen wird. Der Philos. kann möglicherweise nichts Anderes sein, als Philol; dagegen wenn er in der Philos. selbst thätig etwas leistet, dann ist er wirklich Philos. – So ist zu verstehen Porph. de vit. Plotin. c. 14. p. 64 ed. Oxford. φιλόλογος μὲν ὁ Λογγῖνος, φιλόσοφος δ᾽ οὐδαμῶς. – In anderer Beziehung: die Stoiker betrachteten als die Hauptsächl. Einrichtung der Philos. ihren sittl. Einfluss – wer sie in diesem Sinne behandelt, den bezeichnen sie als einen Philos. – wer anders ist er Philol. Senec. ep. 108: quae philosophia fuit, facta philologia est. –

Ebenso ist es in der Politik: einer kann ein guter Theoretiker aber ein schlechter Staatsmann sein – so πολιτικός u. φιλόλογος einander gegenüber gestellt – ad Att. XIII, 52 u. 12. – Bei der Unbegrenztheit ihres Stoffes musste die Philol. nothwendig mit andern Fächern in Verbindung treten, so mit der Geschichte – wer sich nur auf histor. Forschung aber alles Einzelne, Unverbundene einließ, der konnte wohl auch antiquarius heißen, antiquitatis amator – Corn. Nep. Att. 14 – Gell. VII, 13 – aber kurz u. bestimmt konnte man einen solchen Histor. einen philol. Histor. nennen. [illegible] Histor. Werke geschrieben, darum sagt Senec. ludus c. 5, 4 wo er ihn nach seinem Tode in den Olymp kommen lässt: Claudius gaudet

21. 11.

So giebt es eine φιλόλογος ἱστορία, die Porphyr. in 5 B. geschrieben hatte – Suidas. Diese Gelehrs. der philol. Histor. wird sich meistentheils in Miscellaneen [illegible] bekannt, da es ihnen hauptsächl. auf Einzelheiten ankommt. Hierin gehört die [illegible] des Helias, der [illegible] des Athen. u. a. –

[illegible] nähere Verbindung hat die Philol. mit dem Namen der Grammatiker; die Hauptaufgabe derselben, war die Dichter, später auch Prosaiker, zu erklären. Hierzu war nicht nur Sprachkennt. nöthig, sondern alles, was von Realien dazu nöthig war, fiel in das Gebiet der Gramm. – naturgeschichtl. u. astron. Kennt. – Mythen alte Geschichte – Hierin unterschieden sie sich jedoch unter einander, indem manche sich bloß auf die sprachl. Seite warfen, andere das Sprachl. zum Theil bei Seite ließen u. das Sachliche erläuterten, so der Commentar des Macrob. zum Somnium des Cic. – mit der Absicht [illegible] philos. zu erläutern. Derselbe hat in seinen Saturnalien vorzugsweise den Virgil in sachl. Hinsicht zu erklären gestrebt – seine sacralen Kennt. nachzuweisen – seine Quellen aufzusuchen, wobei er sich auf das speciell Sprachl. nicht einlässt. – ζ. Sat. I, 24 x) So finden wir in den uns erhaltenen Comment. meistens sachl. u. sprachl. Erklärung verbunden – so in den meisten griech. Scholl. – beim Servius zu Virgil, Donat zu Terenz, u. a. So waren die Gramm. auf eine umfassende Polyhistorie gestützt – nennen berühmte [illegible] des Philologen. —

x) Macrob. Sat. I. 24. p. 339 ed. Zeun. Nec his Vergilii verbis copia rerum dissonat, quam plerique omnes literatores pedibus illotis praetereunt, tanquam nihil ultra verborum explanationem liceat nosse grammatico; ita sibi belli isti homines certos scientiae fines et velut quaedam pomoeria et effata posuerunt, ultra quae si quis egredi audeat, introspexisse in aedem deae, a qua mares absterrentur, existimandus sit; sed nos, quos crassa Minerva dedecet, non patiamur abstrusa esse adyta sacri poëmatis, sed arcanorum sensuum investigato aditu doctorum cultu celebranda praebeamus reclusa penetralia. –

Senec. epist. 108, 119 sq. scheint den Begr. der Philol. näher zu bestimmen – wenn können aus demselben Stoffe befreundigen – so könne Cic. libb. de rep. ein Philolog, Philosoph u. a. behandeln – der Phil. erwägt den Gerechtigkeitsbegriff. Der Philolog bemerkt, daß unter den röm. Königen der eine keinen Vater, der andere keine Mutter gehabt habe, daß der dictator ehemals magister populi hieß, daß Romulus bei einer Sonnenfinsterniß umkam u. s. w. – Der Gramm. bemerkt: daß bei Cic. reapse, sepse vorkommt, daß calx bei Cic. für das spätere creta gebraucht wird, dann sammeln er die Verse des Ennius – Seneca selbst verlangt, daß das Buch philos. gelesen würde. – Der Philolog. wird demnach auf die reale Seite beschränkt, der Gramm. auf die sprachl. – Doch ersieht man aus dieser Stelle auch, daß beide Seiten sich nicht streng scheiden lassen – eine Grenze ist hier von Senec. nicht genau bestimmt. Es kann man überhaupt nicht sagen, daß im Alterth. der Philol. jemals zu einer Systematisirung gelangt sei – sie ist histor. urgrundverwandt geblieben, nicht aber selbstgenügend systematisch – Die Griech. haben es wenig versucht, dies ganze umfangreiche Gebiet des Stoffes einzutheilen, sie erfreuten sich an einer bunten Gelehrs. verfaßten ganz Miscellen u. Lexica, aber eine systemat. Gliederung u. Ordnen suchte ihnen nicht zu – dies machte vielmehr der prakt. Römer – suchten geordnete Encyclopaedien zu verfassen. Bei dem gelehrtesten alten Römer sehen wir, wie er neben seiner umfangl. liter. Thätigkeit doch noch ein Werk schrieb, das diese ganze Masse des Wissens in Uebersicht u. Ordnung brachte – Disciplinarum libri – Ritschl, de M. Terent. Varronis discipl. libris commentar. Bonn 1845 wo er den Inhalt der 9 B. bestimmt – es waren Gramm. Dial. Rhetor. Arithm. Geometr. Astron. Musik, Medicin u. Architectur. – Auch andere Röm. haben Aehnliches unternommen – Cornelius Celsus, Zeitgen. des älteren Plin. schrieb ein großes Werk de artibus: Gramm. Rhet. Philos. (später Rechtsgel.) Kriegskunst, Ackerbau u. Medicin – vom ganzen Werke nur die 8 B. de re medica enthalten. das älteste u. im besten Latein geschr. Werk. Die Absicht, das Wissen zur Uebersicht zu bringen, hat sich öfters wiederholt gegen den Untergang des röm. Reichs – Boëthius u. Cassiodor (unter Theodorich) – der erstere schr. über alle Th. der Philos. u. Gramm. – Cassiodor. eine encyclop. Anweisung zum Studium in 2 B. für Geistl. – im 1. die sacrae, im 2. die humanae behandelt – zunächst für seine Mönche in Vivarium, wie sie studieren u. sich allseitig ausbilden könnten. Etwa aus derselben Z. ist das B. von Marcianus Felix Capella, de nuptiis Philologiae et Mercurii – wunderbar, der Mensch mit [illegible] geeignet zur bombast. schwerbeladenen Darstellung hat in abstrusem Stil das

Werk geschrieben – gnostisch, verwebt H. – Die Philologia ist hier die geschmückte Gelehrsamkeit überhaupt, die den Mercurius heirathen soll – der in der späteren Zeit als Gott der Beredsamkeit [illegible]. Die Hochzeitsfeier im Olymp vollzieht sich – dann [illegible] – Man bietet die septem artes auf (Gramm. Dial. Rhet. Arithm. Geometr. Musik u. Astron.) jede bringt ihre ganze Weisheit in einem Compendium vor – die Encyklopädie der sieben freien Künste, dieselben die Varro zusammengestellt hatte, mit Ausschluss der Architectur u. Medizin – Benutzung des Varro, dem er die Darstellung seiner Satura [illegible] – Dieses Buch bildete im Mittelalter die Grundlage der allgemeinen Bildung. –

22. 11.

Hinzuzufügen ist noch Isidorus Hispalensis, etymologiarum libri XX – ähnlich dem Werke des Pollux – nach Sachen geordnet; wodurch sonst Werthvolles uns erhalten. Auch dieses Buch wurde sehr viel im Mittelalter gelesen u. abgeschrieben. – Ein Lehrbuch wie das des Marcianus Capella [illegible] Inhalt eine lebendige Kenntniss des Alterth. [illegible] – Der Stil mittelalterl. Grammaticus. Die compendiar. Darstellung [illegible] – [illegible] war im Mittelalter nur eine beschränkte Möglichkeit vorhanden. – Das Charakteristische, was durch das ganze Mittelalter hindurchgeht, ist der Mangel an histor. Sinn u. histor. Kritik – Sage u. Geschichte, Wahrheit u. Dichtung vermochte man nicht zu trennen; selbst in der deutschen Literatur – Haase, de studiis medii aevi philologicis p. 5 progr. 1856. – Alterth. u. [illegible] hat fortgedauert bis ans Ende des Mittelalters – Haase, a.a.O. Die Encyklopädie, welche man aus dem Alterth. überkommen hatte, wurde die Grundlage für den Schulunterricht – elementarer Abth.: trivium: Gramm., Dial., Rhetorik; höhere: Arithm. Geometr. Musik u. Astronomie (quadrivium). P. M. v. Bock, die 7 freien Künste im XI Jahrh. Donauwörth 1847.

Gram loquitur, Dia vera docet, Rhe verba docet, Mus canit, Ar numerat, Geo ponderat, As colit astra

Auch eine Reihe von anderen [illegible] – Was [illegible] ist im Mittelalter gelesen worden, so sind bezeichnet durch Masse der Lectüre, aber die Unselbständigkeit geht durch alles hindurch, das schema immer und immer wieder. – Rabanus Maurus, de universo, Encyklopädie, die hauptsächl. aus Isidor compilirt ist – mit völliger [illegible] Beschreibung ganz [illegible] Schriftstellern [illegible], beweist der Floridus Lamberti aus dem J. 1120. u. enthält [illegible] der Autor oft die Quellen selbst nicht abschrieb, sondern aus der Hdschr. ganze Blätter ausschnitt u. in sein Heft einreihte – Zacher, Serapeum III. p. 145 sq. 164 sq. Bethmann, ib. VI. p. 59–64 u. 79 sqq. –

Johan. Sarisbiensis † 1180 hatte ebenfalls eine umfassende Gelehrs. – metalogicus, polycraticus sive de curialium u. der entheticus, neuerdings erst bekannt geworden. Dazu kommen noch Briefe von ihm. Alle diese Schr. zeigen eine sehr große Belesenheit – lib. de rep. – Ihn übertrifft im 13. Jahrh. Vincentius Bellovacensis, dessen specula größte Encyklopädie sind; er hat ein speculum naturale, doctrinale, historiale geschrieben u. ein sp. morale, das unter seinem Namen getragen wird, ist unecht. – Im historiale Geschichte vom theolog. Standpkt mit Excerpten aus der Literaturgesch. – Das sp. morale enthält Moralphilosophie, Politik – u. ist von einem Andern geschrieben, beschränkt sich nur auf kirchl. Literatur. Das ungeheure Buch genoß im Mittelalter einen großen Beifall – trotz seines Umfangs sehr verbreitet – bei der Wiedergeburt d. W. ebenfalls gleich gedruckt in 9 Bdn in folio. –

Conradus Halberstadtensis oder de media civitate, in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. – Verf. einer bibl. Concordanz – theolog. Schr. – dann de trivio (gramm. rhetorica, logica) – summa studentium libris III, responsorium curiosorum oder tractatus mensae philosophicae in 4 B. hauptsächl. naturg. Inhalts – im 1 B. von Mineralien u. Vegetabilien, 2 B. animalia u. deren Theile, 3 B. über den Menschen in speciali, 4 B. über die Thiere in speciali – das ganze in Frage u. Antwort abgefaßt, zum Nutzen seiner Brüder, der Predigermönche – Außerdem noch de origine regnorum et de regno Romanorum.

Bartholomaeus Anglicus de Glanvilla (Glanvillanus) im 14. Jahrh. – Orden der Minoriten – vornehmer Abkunft – engl. Graf – unter andern de proprietatibus rerum in 19 B. – Plinius, Solinus viel benutzt – handelt über Gott, Engel, Menschen, Himmel u. Erde, u. alles was dazu gehört – über Geographie, Musik – das trivium ist ausgeschlossen. Ebenfalls sehr verbreitet – auch in's Franz. übersetzt v. Jean Corbichon, Augustiner, les propriétés des choses, 1372 gewidmet dem König Carl V. – vgl. Serapeum II. p. 114. –

Auch die Lexicographen des Mittelalters können hierher gerechnet werden. Aus den ältesten Lexicis (Glossarien), die das Gewöhnl. als bekannt voraussetzten u. nur die seltenen Wörter enthalten, wurden allmählig, zumal in Deutschl. wo das Latein eine fremde Sprache war, umfassendere Lexica gemacht, indem man mehrere Glossarien zusammenfügte u. aus eigener Lectüre neuen Vorrath hinzuthat, sich aber hierbei nicht auf Worterklärung beschränkte, sondern auch die Sachen, meist aus davon ausgehobenen Stellen aus Lehrbüchern, erläuterte. Ähnlich unseren Conversationslex. Die berühmtesten sind das des Papias aus dem 11. Jahrh. – er selbst Vocabulista genannt – es besteht großentheils nur aus Glossarien; hineingearbeitet hatte er eine Menge Auszüge aus den Lehrb. der septem artes – deshalb nannte er es elementarium doctrinae rudimentum,

Älter ist das des Salomo, Bischof von Constanz - weniger verbreitet, scheint dem Papias als Quelle gedient zu haben. Berühmt war das des Pisaner Hugutio Bischof v. Ferrara, Anfang des 13. Jahrh. - liber derivationum - verfolgte die Tendenz, die Wörter abzuleiten - grenzenlose Willkür - vom Griech. hatte er nur eine beschränkte u. dürftige Vocabelkenntniß: - Haase a. a. O. p. 33 - (thymo latine flos vel flores, item a timo thyminus, thyminum et hic. Timaeus Platonis)

Im VIII ten Bd. der classici auctores hat Majus einen aus dem Hugutio geschöpften Auszug edirt - thesaurus novus latinitatis schwunghafte u. geschmacklose Nachahmung des M. Capella - dramat. Vortrag - so viel Scenen wie Buchstaben - vor jedem Buchst. hält die Diva grammatica einen Vortrag vor den poetae, am Schluß jedes Buchst. ist noch ein kurzer alphabet. Auszug angehängt - der aus andern Quellen geflossen ist. - Haase, de med. aevi stud. phil. p. 34.

23. 11.

Johannes Januensis (de Janua) gegen Ende des XIII J. in einem großen dicken Volumen hat er eine Art sprachl. Encyclopaedie geliefert - 5 Thl: über Orthographie, Accent, Grammatik u. Syntax, de figuris u. Prosodie - der 5te Thl. war dem Verf. die Hauptsache, er ist ein alphabetisches Lex. geworden, worin Hugutio excerpirt ist u. auch Anderes hinzugefügt - besonders mehr Realien, namentl. theologische. Das Lex. ist bekannt unter dem Namen catholicon, obwohl der Verf. meinte, es könnte auch prosodia heißen. Griech. verstand er nicht, wie er selbst gesteht - mit Ausnahme einzelner Vocabeln. Diese Lex. standen bis in den Anfang des XV Jahrh. in großem Ansehen. - Hierzu kam noch der Vocabularius breviloquus, der von Reuchlin herrühren soll - was schwerlich zu glauben ist; etwas weniger Kenntniß des Griech. - im Allgem. dieselbe Manier wie bei den Vorigen - Unterschied zwischen klassischer u. moderner Latinität wird nicht gemacht - veraltete Standpunkte werden festgehalten. Das Ganze zerfällt in 3 Thl. von denen jeder mit a anfängt: nomina, verba u. partikeln - nicht lange Zt. gebraucht - zum letzten Male 1504 gedruckt - erste Ausgabe von 1478.

Haase. p. 34 sq.

Außer diesen giebt es noch eine große Zahl. Manche wurden mit den Landessprachen verbunden - von sehr versch. Umfang - waren oft nur für eine bestimmte Schule oder Kloster angelegt worden u. wurden nicht weiter verbreitet. Zu Andern gehören Alanus, Alexander Neckam, Guilelmus Brito - vorzügl. bezogen sie sich auf theol. Literatur - auf die Vulgata u. diejenigen Legenden, die in den Kirchen vorgelesen wurden. Von hier aus ging auch die Vorschule für die Prosodie - man wollte nicht, daß diese öffentl. Vorlesungen durch Fehler verunstaltet würden. - cf. Haase p. 35. sq. -

Uguccio spricht sich sehr hart darüber aus, wenn Jem. das Wort sincerus wie sincērus lesen soll – er soll aus dem Buche des Lebens gestrichen werden u. auch zu den Garstigen gerechnet werden. –
Wie Aristot. in der Philos. eine ganz unumstößliche Autorität war, so waren es auch Priscian u. Donatus in der Gramm. – aber auch Uguccio, Johannes Januensis, Papias u. a. – Einen wesentl. Fortschritt in den einzelnen Disziplinen kann man daher nicht erwarten – Haase a. a. O. –
In der Gramm. hat sich das Mittelalter nie ausgezeichnet. Verdienst erworben, auch deshalb, weil man sich klassische Autoren zum Muster genommen hätte – man behandelte das Latein. wie eine lebende Spr. u. dachte gar nicht daran, die Normen einer richtigen Spr. aus dem Alterth. zu entnehmen, sondern schöpften sie aus dem noch übrigen Sprachbewußtsein, wie bei lebenden Spr. Die Etymologien sind so willkürlich u. monströs, wie wir sie auch im Alterth. finden. Dazu kam noch, daß man im Mittelalter keinen Unterschied machte zwischen Griech. u. Latein, sondern unbedenklich aus der einen Spr. in die andere hinein etymologisirte (presbyter, qui sis praebet iter; diabolus von bolus (Bissen) u. dya, qui duos bolos facit de homine devorando, unum de animo, alterum de corpore). –
Nach einer Angabe – Haase a. a. O. p. 31 – wird eine 3fache [?] willkürl. Bildung der Sprache angenommen – Solche Willkür vereinigte sich mit der scholast. Speculation, die sich der Gramm. zuwandte u. sie in der That gefördert hat. – bei dem etymol. Th. der Spr. blieb man auf dem Standpkt. des Alterth. stehen – im lexical. u. syntact. fanden sich aber Neuerungen [?]. – Für die Syntax war kein systemat. Lehrbuch überliefert worden aus dem Alterth. – die beiden letzten B. des Priscian, die über die constructio handeln, wurden abgesondert – Priscian major et minor – sie waren aus der Syntax des Alexandr. Apollonius geflossen u. ganz unselbstständig aufs Latein. übertragen worden – diese Aufgabe hatte das Alterth. zu lösen hinterlassen u. man machte im Mittelalter den Versuch eine systemat. Syntax zu schaffen – ersten Anfang im Buche von Ebrardus Bethuniensis: Graecismus – in Versen – Zusammenstellung von Notizen nach versch. Gesichtspunkten – er selbst gewöhnl. Graecista genannt; am Schluß de constructione, kurze u. bündige Lehrb. der Syntax – herausg. 1124 – Im folgenden andere Gramm. die größte Autorität hat erlangt: Alexander de villa Dei – mit seinem doctrinale – er war bis in's XVI Jahrh. hinein, wie in allen Ländern u. Schulen verbreitetes Lehrb. gewesen – in Versen – viel vollständiger als im Graec. die syntact. Regeln umfassend, nach einer guten systemat. Ordnung, die zwar nach der Wiedergeburt der W. aufgegeben wurde – aber im 18. Jahrh. wieder eingeführt

ist – auch ihr folgten Joannes Januensis, Ludolphus Florista u. a. Diese setzten sich ihr Werk auch mit einer ausgebildeten Sprachphilos. welche derselben ihr Name gab. –

24. 11.

Die Entstehung dieser Sprachphilosophie ist heute ganz verfallen, die meisten meinen, sie habe ihren Anfang erst im vorigen Jahrh. genommen – aber es war schon im Mittelalter ein vollständiges System vorhanden unter dem Titel: de modis significandi – Autor unbekannt, einige nennen Thomas Aquinas, andere den rector u. magister artium Thomas zu Erfurt, noch andere den **Albertus de Saxonia**, in anderen ist Duns Scotus, unter dessen Werken das Buch mitgedruckt ist. Dieses Buch war sehr verbreitet u. die Lehre selbst wurde unter mannigfachen Umarbeitungen **fortgepflanzt** so Michael de Marbasio, Johan. Josse, Simon Dacus – als Gegner dieser Lehre: Johan. Aurifaber, Naase a. a. O. p. 40. –

Diese Lehre hat die ganze Grammatik des Mittelalters durchdrungen, wenn auch nicht direkt in den kleinen Handbüchern, so liegt doch im Allgem. diese Lehre zu Grunde u. wird in den Commentaren überall zur Anwendung gebracht. Sie beruht auf der dem Geist des Mittelalters allein angemessenen Ansicht, daß endlich aus den Gesetzen der Phil. die Sprachgesetze hergeleitet werden, sie werden demnach den vorausgesetzten phil. Kategorien u. Lehrsätzen mit Gewalt untergeordnet u. accomodirt, ein histor. Recht hierbei gar nicht anerkannt. Die Ausdrucksweise wird nach phil. gemodelt, die Analogien ausgedacht – so kommen Gebrauchsweisen in der Gramm. vor, die nur aus phil. Consequenz hervorgegangen sind, ohne daß man auf die Bestätigung durch den usus fragte. Die histor. u. eigenthüml. Gestalt der röm. Sprache wurde gänzlich vernachlässigt – Spitzfindige Streitfragen über sprachl. Möglichkeiten u. Unmöglichkeiten – z. B. in welchem Casus muß das Object beim Verb. esse stehen, wenn dieses selbst im Gerit. gerund. steht, „presbyter essendi causa vir, clerice, vade." Alex. pars II, 475 – u. militis essendi causa **pretor arma parari** —— u. essendi regem causa, me posco juvari – Alex. a. a. O. – Dergleichen sophist. Spitzf. wurden in die Gr. gebracht, die nicht hinein gehörten u. das Studium der Gr. bedeutend erschwerten – In den Comm. ganze Massen von solchen Streitfragen – So wurde die Gramm. zu einer philos. Disziplin aus phil. Sätzen aufgebaut u. ausgebildet bis in's Einzelne mit jeder Verläugnung der histor. Gesetzmäßigkeit; wo absonderliche Einzelheiten vorlagen, die nicht phil. erklärt werden konnten, wurde es als Laune der Spr. verwiesen oder auch wurden sie histor. erklärt aus Umständen, die fingirt wurden – Naase a. a. O. p. 43.

Hieraus wird man leicht sehen, daß die Gramm. des Mittelalters keinen Werth hat zur Aufklärung der [illegible] Spr. wohl aber durch scharfe Bestimmung der Begriffe. –
Was die übrigen Theile der Phil. betrifft, so ist zunächst mit der Gramm. die exeget. u. krit. Behandlung der Schriftsteller verbunden – eine gesunde, auf sichern Boden beruhende Kritik u. Exegese muß man im Mittelalter nicht suchen, die Werke des Alterth. sind dort am besten conservirt, wo sie [illegible] abgeschrieben wurden – Aber so häufig speciell heidnische Äußerungen getilgt u. mit christl. vertauscht – indeß es war nun nicht möglich das ganze Heidenth. in's Christenth. zu verwandeln u. der Zwiespalt blieb vorhanden; in vielen Fällen hat er sich in den Gemüthern der Menschen als ein innerer, individueller [illegible] – Einzelne wegen ihrer Beschäftigung mit heidn. Spr. verfallen in schwere Zweifel – Bernhard v. Clairveaux u. Peter, Abt von Clugny, [illegible] – Viele entschieden sich für Aufgebung der heidn. Literatur, von einigen Päbsten wird überliefert, daß sie einzelne Werke verbrannt hätten, indessen konnte diese Richtung unmöglich die Oberhand gewinnen. Man half sich nun durch Interpretation u. zwar durch die allegorische – das heidn. Polytheistische wurde bald als Bild einer allgem. für das Christenth. ursprünglichen Lehre dargestellt oder als Hülle der christl. Lehre selbst betrachtet. – Virgil galt ungemein viel, unter den Prosaikern stand ihm am nächsten Seneca – die Persönlichkeit Virg. die schon im Heidenth. allgem. Verehrung genossen hatte, wurde nach christl. Anschauungen umgestaltet – man fand in seinen Werken christl. Prophezeiungen – diese Ansichten finden sich sogar noch bei Petrarca – Diese Art von Exegese wurde ganz allgemein u. es gelang auf diese Art, selbst schmutzige u. obscöne Partien in der Literatur zu verdecken.

Haase, p. 22.

So eine Auslegung der Metamorphosen des Ovid von Robert Holcot (+1349) manchmal wahrhaften Scharfsinn u. überraschenden Witz. Daraus erklärt es sich, daß man in Absicht auf die Wahl der Schriftsteller u. ihren Werth ganz urtheilslos war – so wurden Lieblingsbücher des Mittelalters die Disticha des Dionysius Cato, die Elegien des Maximianus, [illegible] genannt, von einem sehr späten Dichter – Inhalt obscön – allgem. Schulbuch – Homerus, versificirter Auszug aus der Iliade – Verf. unbekannt – genannt Pindarus Thebanus – ebenfalls Schulbuch. – –

25. 11.

Christl. Weissagungen sah man auch in den sybill. Büchern – beim Seneca glaubte man, er habe eine persönl. Bekanntschaft u. Briefwechsel gehabt mit dem Apostel Paulus – (der nur mit seinem Bruder Gallio zusammengekommen war) – er galt als heimlicher Christ – der Briefwechsel mit Paulus ist noch erhalten – ganz armselig in Form u. Inhalt. –

Auch wurden ihm noch andere Schriften untergeschoben, wie de formula
honestae vitae oder de quatuor virtutibus cardinalibus (vom Bischoff Martinus Dumiensis)
die verdankte er aber eine solche Auszeichnung als jene Correspondenz –
tel nicht ohne Geschick nach dem Vorbilde Sen. gebildet. – Andere waren nur
Excerpte: de copia verborum, de paupertate, de moribus u. proverbia. –
Die Exegese konnte demnach nur sehr unbedeutend sein – im Einzelnen
konnte man also auch nicht eingeschobene Sätze u. Capitel entscheiden – Unver-
ständliches wurde entweder gedankenlos fortgepflanzt oder in eine Form
umgewandelt, die eine dem Mittelalter entsprach. Verständniß möglichst [illegible]
Wenn sich überhaupt eine klare Ansicht von der geschichtl. Alterth. nicht
fand u. mit der Sage zusammen floß, so wurde Niemand auch auf die Fälschung
übertragen; bestimmt derselben trug man kein Bedenken, Geschichten zu
fingiren – Haase a. a. O. p. 8. – Da eine wahrhafte Exegese, die den
eigenen Geist der alten Autoren nach seiner Eigenthüml. zu erkennen u. darzu-
legen hat, man im Mittelalter nicht kannte u. [illegible]
[illegible] folgt von selbst, daß ebenso wenig von Kritik die Rede sein konnte,
die Texte wurden mit der größten Willkühr gelesen u. bei den am fleißigsten
gelesenen Schr. am meisten unzuverlässig. – Haase a. a. O. p. 17: eorundem
hominum facile est fingere, quorum est credere. – Doppelte Art von Fiktionen:
einige sind nicht ohne gründliche Berechnung untergeschoben, dahin gehören viele
theol. Schr. – so die Fiktion der falschen Decretalen – falsche Evangelien, Correspon-
denzen, Werke von Kirchenvätern. – Auf dem Gebiete der R. u. alten Litte-
ratur sind auch Fälschungen gemacht worden, aber hier sind sie unschuldiger Natur.
Die Täuschung war kein berechnete, weder im Stil wurde Nachbildung ange-
strebt, noch auch im Inhalte der Versuch gemacht, Anzeichen der Zt. u. des m. A.
Werk zu verbergen – so Ovidii de vetula libb. – nach Stil u. Inhalt ganz mittel-
alterlich – so die dem Senec. untergeschobenen Schr. – des Boëthius de disciplina
scholarium (von einem Geistl.). – Was vom Alterth. an ächten
Werken herrührte, fiel Niemandem ein anzugreifen – Niemand dachte
daran einer. Schr. u. Reden für unächt zu erklären – Haase a. a. O. p. 19.
Merkwürdig ist bei diesen Umständen, daß so Vieles aus dem Alterth.
gerettet worden ist; will man nun eine Vorstellung davon bekommen, welche
Theile der Liter. u. [illegible] weit sie bekannt u. gepflegt wurde, so ist nichts
nützlicher, als die Kataloge mittelalterl. Biblioth. durchzusehen.
eine Reihe von Katal. aus versch. Jahrh. erhalten – bei manchen Biblioth.
nur Verzeichnisse in den Chroniken der Klöster. Am interessantesten
ist der Katal. des Klosters Bobbio – erhalten u. publicirt von Peyron

in seiner Umbg. einiger ober. Städte. Die Biblioth. ist zu Grunde gegangen, doch manche sind erhalten – in Wien – manche Werke ganz verloren. – Katalog von St. Gallen – viele Werke nur durch das Kloster gerettet – Flavius Merobaudes aus Palimpsesten – Dombiblioth. zu Constanz; Bibliothek von Corbey – cf. Serapeum an versch. Orten; Bd. II u. ff.

28.11.

Diese Eigenthümlichkeit erhielt sich am zähesten in dem geistl. Stande, der ja eigentlich der Träger der mittelalterl. Wissenschaft war; er hatte die philol. Bildung als Hülfsmittel benutzt um die Philosoph. in die Scholastik zu tragen u. für die sonstigen geistl. Interessen. Wäre es dabei geblieben, daß er der einzige Träger der wissenschaftl. Bildg. geblieben wäre, so würde es nicht zur Wiedergeburt der W. gekommen sein. Die Gründe dazu lagen in der Wiederverwendung des röm. Rechts u. in den ital. Univ. die einen großen Kreis von Laien in die Bildung hineinzogen; es ward so ein außergeistliches Streben. Als man nun erkannte, daß für das Recht, die Medicin u. a. W. die allein im Alterth. cultivirt u. im Mittelalter durch nichts ersetzt worden waren, im Alterth. die einzigen Quellen lagen, so war dies für die Wiedergeburt der W. die Anknüpfung u. zwar eine directe u. unmittelbare an die klass. Werke des Alterth. Man mußte nun für die Wiedergeburt der W. zuerst den histor. Sinn erwecken, da man sonst die alten Quellen in ihrer Reinheit nicht vorgefunden hätte. Zugleich damit war der richtige Sinn für Kritik, er durchdrang die gelehrten Studien u. er setzte sich als Ziel, vom ganzen Alterth. durch kritische Prüfung eine treue u. wahre Kenntniß zu erlangen. Das Streben durchdrang alle W. u. stützte sich auf die Ueberlieferungen der alten Literatur, während man die Mittelglieder, die sich im Mittelalter gebildet hatten, bei Seite warf; das gab sich zuvörderst zu erkennen, daß man die Latinität des Mittelalters als barbarisch verachtete und den klassischen Stil gleichsam als Zeichen für die Theilnahme an der großen Bewegung des Geistes der Zeit – an der Wiedergeburt der W. ansah. Es gelang das nicht ohne schwere Kämpfe u. die mittelalterl. Bildg. die scholast. Philos. wurde mit der größten Zähigkeit vertheidigt u. als die Humanisten die Verbannung der mittelalterl. Schulbücher verlangten, entstand hierüber ein leidenschaftl. Kampf, indem hauptsächlich die Kirche u. die Geistlichen, jedoch ohne Erfolg, die mittelalterl. W. vertheidigten. – Man machte für die Geistl. Vermittelungsvorschläge, die ihnen

Alexander (Doctrinale) nicht lassen wollten u. man verbreitete deshalb dieses Buch um. So wurden auch andere Bücher, die alte trivium u. quadrivium in moderner Form abgefasst. – Margarita philosophica von Gregorius Reisch, Heidelberg 1496 u. noch öfters ausgegeben – in diesem Buch war die ganze mittelalterl. Encyclopädie mit unmittelbarer Anknüpfung an die klass. Quellen enthalten.

Nach kurzer Zt. verzichtete man darauf u. die humanist. Studien wurden ohne alle Beschränkung u. ohne jegliche Beziehung auf das Mittelalter fortgeführt, die Lehrbücher des Mittelalters mehr durch Spott als durch gelehrte Widerlegung beseitigt; es ist bei den Humanisten im 15t u. 16ten Jahrh. nichts häufiger als die unbegründete Verachtung gegen die ganze mittelalterl. Literatur, wobei man aber auch manches Gute mit über Bord warf – wie z. B. die im Mittelalter wissenschaftl. ausgebildete Syntax. Während der Zt. dieses Kampfes wurden die Humanisten meistens mit dem Spitznamen 'poëtae' bezeichnet, was schon im Mittelalter der Fall gewesen war.

Richard v. Bury, ein englischer Bischoff vertheidigt in seinem Philobiblion c. 14 ~~[illegible]~~ seine Studien, d. h. die der Poeten; [illegible] — XIV Jahrh.

: quia vel in obscoena materia gratus cultus sermonis addiscitur, vel ubi ficta sed honesta sententia tractatur, naturalis vel historialis veritas indagatur sub eloquio typicae fictionis.

Dieser Name als Parteiname wurde angewandt u. die Geistl. glaubten dadurch den Humanisten zu schaden, indem sie ihre Beschäftigung als leichtfertig darstellten – cf. Erasmus, praef. Antibarb. lib. I u. epist. obscur. virorum. Diese Bezeichnung geht wohl daher aus, weil die Erklärung der Dichter die hauptsächlichste Aufgabe der Grammatik gewesen war, diese Aufgabe blieb auch fernerhin, da die Prosa weniger der wissenschaftl. u. grammat. Erklärung bedurfte. – J. Wimpfelingii adolescentia, Strasburg 1500. – Melanchthon, declamationes I. p. 409, wo eine Rede zur Vertheidigung der lat. Poesie enthalten ist.

Wie es nun in der Poesie natürlich Muster waren, an denen man sich bildete, wenn man selbst Verse machen wollte, oder wie die alte Poesie gewissermaßen nur von Neuem begonnen u. fortgesetzt wurde – Petrarca – ebenso wurde in der Prosa u. noch weit größerem Umfang das Muster der Alten zur Norm gemacht u. diese Forderung wurde an jeden gerichtet. Man war fest überzeugt zu glauben, dass man sich der Wiedergeburt der W. anschloss. Die Philol. war also damals noch nichts, als eine nach den Mustern der alten Zt. gebildete Poetik u. Beredtsamkeit, u.

formeller Hinsicht über die unbegrenzte Gelehrsamkeit, die auch im Alterth. diesen Namen führte, nun gestaltete sich wegen der weiteren Trennung von demselben die Aufgabe des Begriffs d. Philol. anders.

29. 11.

Die Philol. war also damals ebensowenig wie im Alterth. eine in sich abgeschlossene W.; sie beherrschte zwar damals alle W. je mehr sich diese aber weiter entwickelten u. selbständig wurden, desto entbehrlicher wurde die Philol. u. sie ward zur untergeordneten Hilfsw. aller W. – das ist sie geblieben bis auf Fr. Aug. Wolff.

Bei dem universellen Umfang der Philol. hatte man bei der Wiedergeburt der W. keinen Anlaß ihre Grenzen zu fixiren – Angelus Politianus (1454 – 1494) miscel. c. 4 unterscheidet Gramm. u. Philol. u. von Erstern sagt er, die Interpretation der Dichter sei ihr hauptsächlichstes Geschäft, die brauchen sie nicht W. wie Medicin, Jurisprudenz u. endlich den ganzen cyklischen Kreis der W. den die Philol. umfaßte. – Ähnlich erscheint die Philol. in den Schr. des Guillelmus Budaeus (1467 – 1540) – ein in Frankr. ungemein verdienter Mann – Studium des Griech. – er hat in 2 besondern Schr. sich ausführlicher über die Philol. erklärt: de philologia libb. II u. de studio litterarum recte et commode instituendo; die letztere ist dem König Franz gewidmet, die erstere ein Gespräch mit Franz u. seinen Söhnen gewidmet; der Zweck, den König für die Philol. Studien zu gewinnen, wurde in hohem Grade erreicht; er zeigt in der erstern Schr. daß die Philol. keine besondere Klasse von Gelehrten bildeten u. auf keine Würde bekleideten, sie ständen unter den niedrigsten Schreibern u. lebten in größter Dürftigkeit – sie dienen der W. ohne einen Lohn dafür zu verlangen. – Der König soll mit Güte oder Gewalt den Philol. eine angemessene Stellung im Staate verschaffen – das Parlament dazu zwingen. – Budaeus will nun aber nicht bestimmte Stellungen den Philol. geschaffen wissen, sondern sie sollen in allen Fächern bevorzugt u. begünstigt werden. Budaeus hat also einen solchen Begr. von Philol. daß sie in alle Berufsarten passen u. nur das Zurückgehen auf die alten Quellen gemein haben – sie sollen durch alten Spr. inne haben – einbenigen Stellungen – Zweck die Beredts. – sie soll nicht bloß eine Kunst der Form sein sondern alle Disziplinen umfassen u. die Kenntniß des Stoffes in sich fassen – Darlegung der Nothwendigkeit der Beredts. für alle Stände – Erinnerung der königl. Freigebigkeit – Ruhm, den er erlangen würde als Wiederhersteller der W. in Frankreich – Beweis, daß die alten Spr. auch auf das moderne Leben angewandt werden kann-

Miscellaneor. centuria c. 4, fol. 9. a. b. (Basil. 1522)

Abriß der Jagdkunst in elegantem Latein. — (Auch Kardinal Hadrian u. A. haben diesen Gegenstand [Jagd] theils in Versen, theils in Prosa behandelt.) —
In der zweiten Hälfte des Jhs. hat er sich hauptsächl. mit Einwendungen der Theologen beschäftigt u. deren Bedenken widerlegt gegen Begünstigung der heidn. W. —
Wie bei Budaeus erscheint die Philol. überall in jener Zeit — hauptsächl. Grund: die Beredtsamkeit — Anwendung der orat. Definitionen von [illegible] Gegenst. —
Philipp Beroaldus, Carolus Sigonius — Reden von Muret: de utilitate ac praestantia litt. humaniorum — de philosophiae eloquentiaeque conjunctione — Antonius Majoragius mehrere Reden (12. 15. 16. 19) [illegible] — Antonius Palaearius x) — Johannes Perpinianus, [illegible] (Reden 1, 5, 6) Ingolst. 1576 — Bei den Protestanten [illegible] fortgesetzt — Luther: so lieb uns aber das Evangelium ist, so hart laßt uns über die Sprachen halten, 2) etc. — Martin Chemnitius: amissa grammatica statim amitter lux purioris doctrinae — eademque restitutur restituta et exculta grammatica (de justificat. p. II c. 3) —
Unterschiede finden wir, wenn wir die bedeutendsten Humanisten betrachten, auch [illegible] bestätigt, daß die Philol. kein einzelnes Fach bildete. — Es waren Juristen, Mediciner, Theologen — Petrus Bembus, J. Sadoletus, Hadrianus, Hieronymus Osorius waren Cardinäle, Erasm. Rott., Th. Beza, Melanchthon u. a. Theologen — Hadrianus: de modis latine loquendi — Ant. Augustinus, Andreas Alciatus, Cujacius, Gothofredus u. a. waren Juristen — Marsilius Ficinus (der Übers. des Plato u. Plotinus), Hieronymus Mercurialis (über Gymnastik der Alten — Miscellen), Julius Caesar Scaliger (Arzt, Philosoph — comment. zu Aristot. u. Hippocr. — de causis linguae latinae — in der Vorrede sagt er, daß sich jene ernsteren u. milderen Humanitätsstudien in ihm nur vereinigt hätten u. sich gegenseitig nicht hinderten) — (sein Sohn war Joseph Scaliger) — Thomas Linacer (erste geordnete latein. Syntax) — Caspar Peucer (de divinatione apud veteres), Conrad Gessner (Gründer der neuern Naturw. — Thesaurus), Thomas Reinesius, u. a. waren Ärzte. Nur sehr wenige gibt es, die man bloß als Philol. ansehen könnte — Muret war Lehrer der klass. Literatur, aber er hielt auch philos. u. jurist. Vorlesungen — die Philol. war damals kein Fach, sondern beherrschte alle andern Wissenschaften. —
Es läßt sich also ein Gegensatz zwischen Philol. in jener Zeit gar nicht bestimmen u. abgrenzen — hinzu kam, daß eben diese philol. Bildung wegen ihrer wesentl. Wirksamkeit auch practisch nothwendig u. anwendbar wurde: das Latein. blieb die Muttersprache in allen Fächern, beinahe alle gelehrten Werke wurden lat. geschrieben. Die Vorlesungen auf den Univ. wurden

or. de laudibus studiorum humanitatis u. pro eloquentia.

x) or. de laudibus eloquentiae, de optimis studiis defensio u. de ratione studiorum suorum

2) wir können es uns sonst nicht bewahren. Die Sprachen sind die Scheide, darin das Messer des Geistes steckt; sie sind der Schrein, in welchem man dies Kleinod trägt.

Cf. ep. et orat. (Lugd. Bat. 1600) p. 286 sq — an Seb. Gryphius: "Inter alia miseriarum nostrarum oblectamenta cum sapientiae genus hoc, quo rerum causae investigantur, maxime carum haberem; indignum profecto mihi visum fuit, si per nos staret, quo minus primae ipsae literae (d.h. die grammatik) suam quoque in his haberent partem. Nam quae studia essent et nitidissima et humanitatis nomine constituta, atque idcirco ad vitae meae rationem ac consuetudinem accommodata, non tam me ab severioribus abstrahebant, quam et sese cum illis (20. 11.) in me conjungebant et ad ea me ipsum alacriorem remittebant?" —

bis in die Mitte des vorigen Jahrh. lat. geschrieben – Thomasius, Wolf.
Auch Umgangsspr. der Gelehrten war das Lat. wie auch die Spr. ihres
Correspondenz – dies ging bis in die pract. Anwendung hinein, da auch
die Diplomaten (bis zum Utrechter Frieden unter Ludwig XIV) latein.
verhandelten. Hiermit ist noch zu verbinden, daß neben der wissen-
schaftl. Literatur sich auch eine schöne Liter. in lat. Spr. ausbildete.
Vor jeher war bei der Wiedergeburt der W. das Streben gewesen,
die klass. Spr. nachzuahmen; bei den beschränkteren Geistern bezog
sich dies auf eine geistlose Nachahmung, die talentvollen bedienten
sich der klass. Spr. auf eine viel lebendigere Weise, sie gossen
in die Spr. einen neuen Inhalt. So waren die Reden zugleich
Kunstwerke des Volks u. der Wissensch. – es gab ferner ausgezeichnete
Historiker, die wahrhafte Meisterwerke geschaffen haben – Hugo
Grotius –. Ferner war auch die Poesie ein Gegenst. des allgem.
Interesses, sie wurde so sehr als Aufgabe der philol. Gebildeten
angesehen, daß jeder Gelehrte auch Verse machte, was freilich
zum Theil nur Sache der Form u. mit mehr. Fertigkeit getrie-
ben wurde. Aber auch hier entwickelten sich bedeutende Talente,
die durch ihre Werke große Theilnahme erweckten. Die neuere
lat. Literatur hatte demnach ein großartiges Interesse, sie wurde
wie eine lebende Spr. gepflegt, man construirte ihre Normen
nicht mehr willkürlich, sondern entlehnte sie aus antiken Mustern.
Jedoch war hierbei noch ein großer Spielraum – wissensch. [illegible] –
Lipsius – seine Nachahmer u. Gegner. –
Heutzutage hat man keine gerechte Würdigung mehr für diese
Leistungen, die auch jetzt noch von Nutzen sein können – Göthe hat
das Verdienst der Dichter des 16. Jahrh. anerkannt – Herder ebenfalls
an die lat. Poeten, besonders Balde, erinnert. Vollends gedenkt man
der Histor. – von den Reden ist bis auf den einzigen Muret, der noch
im Andenken der Schule lebt, alles verschollen. Den Werth dieser Liter.
zur Würdigung zu bringen, ist Aufgabe des Philol. – dies ist zum
Theil schon in der deutschen Liter. begonnen worden. In den übr. Ländern
entwickelte die Landesspr. viel früher als in Deutschl. eine nationale
Liter. – in Italien aber wurde trotzdem das Latein. nicht minder
gepflegt, das Ital. ward Vulgärspr. genannt u. von gelehrten Werken
ferngehalten – ebenso war es in Frankreich.

Sobald eine begriffl. Bestimmung in der Philol. nöthig wurde, entstand
ein Schwanken, jenachdem man vorzugsweise den Inhalt oder die Form
berücksichtigte. Die erste Auffassung ließ alles als Philol. erscheinen, was früher
zur Polyhistorie gerechnet wurde; diese Ansicht war die verbreitetste u. er-
hielt sich bis auf Wolf. Es wurde auf den Univ. u. in der W. gefordert, daß
es Männer gebe, welche das ganze menschl. Wissen umfaßten; man
verlangte natürl. nicht in jedem Fache selbständige Leistungen – doch
mußten sie in ihren Leistungen die Verbindungen der versch. Fächer
nachweisen, wie auch die zum Th. gemeinsamen Quellen. Es wurde nun
auf die altklass. Literatur vorzugsw. als eine gemeinsame betrachtet
u. gepflegt u. in Folge dessen entstanden jene großen Encyclopädien,
die man polyhistoria oder collegia pansophica nannte.
Aus der Zt. der Gährung u. des Anfangs der Wiedergeburt der W.
sind mehrere hervorragende Männer zu nennen:
<u>Cornelius Agrippa ab Nettesheim</u>, "de incertitudine et vanitate omnium
scientiarum et artium" obwohl Katholik, schrieb er doch in entschiedener
Opposition gegen die scholast. Philos. – Basel 1532. – <u>Joannes Ludovicus Vives</u>
Lehrer Karl's V u. Prof. in Löwen, † 1540 in Brügge. – Eifriger Katholik,
hatte sich indessen der Wiedergeburt der W. angeschlossen – schreibt ein
wohlgebildetes Latein – größtes encyclop. Werk: de disciplinis libri XX Bd. 2
1532. Der 1t Bd. "de corruptis gramm. dialect. rhetor. med. artium,
mathem. ethicae, jurispr." – der 2t Bd. "de tradendis disciplinis" u. Bd. III
"dialectica, metaphysica" u. andr. Th. der Philosophie.
<u>Joach. Fort. Ringelberg</u> "Lucubrationes vel potius encyclopaedia" Basel
1546 – aus Antwerpen, eigentl. Mathematiker – verdient die ganzen Hum. er-
wähnt zu werden. – <u>Petrus Ramus</u> geb. 1515, bei der Pariser Bluthochzeit von Jacob
Carpentarius 1572 ermordet, bekannt als Philosoph – zugleich ausgezeichn.
Philolog. Seine "Scholae in artes liberales: Grammaticam, Rhetor. Dial.
Physicam. Ethicam" erschienen Basel 1559. – Sein Lat. sehr gewandt,
seine Philos. gab mit den Aristotelicern zu großen Streitigkeiten An-
laß. Wir haben von ihm eine Gramm. unter dem Einfluß seiner Philos.
geschrieben – Grammatica Ramea im Gegens. zur Philippea, woraus
man eine Philippo-Ramea machte.

1.12.
Jo. Wowerius

Joh. Heinr. Alsted, ein wunderlicher Polyhistor – seine encyclopaedia erschien 1620 in 2 Bd. fol. u. 1649 zu Leyden, 4 Bde. – Joh. Vogerius 'de polymathia tractatio', Basel 1607. – Vossius Gerh. Joh., sehr gelehrt; hat eine Masse geschrieben. In drei zusammengehörigen Schriften hat er eine Art Encyclopädie geliefert: 'de IV artibus popularibus', 'de philologia' u. 'de scientiis mathematicis', Amstelodami 1660, 4°. Unter den 'artes populares' versteht er Grammatik, Gymnastik, Musik u. Graphik; dann folgt die eigentl. polymathia, die wissenschaftl. Universalbildung, einen Theil derselben bildet die philologia, die wieder in 2 Unterabtheilungen zerfällt, indem sie theils die Form berücksichtigt (Grammatik, Rhetorik, Metrik), theils den Inhalt umfaßt (Geschichte u. ihre Hülfswissenschaften). Letztere will er nicht auf das Alterth. allein beschränkt wissen, sondern meint die Weltgeschichte. Von der Philologie trennt er die mathematischen Wissenschaften, die nach ihm in 8 Theile zerfallen: Arithmetik, Geometrie, angewandte Mathematik, Musik, Logistik, Optik, Geodäsie, Cosmographie u. Mechanik.

Joh. Christ. Wagenseil 'Pera librorum juvenilium' Altorf, 1695, 6 Bde. eigentlich für seinen Sohn bestimmt; er selbst zu Nürnberg geb. 1633 war Prof. auf der Nürnberger Univ. Altorf. Er hatte eine vielseitige Bildung, war eigentlich Jurist, aber auch ein ausgezeichneter Jurist, Im Ganzen ein wunderlicher Mann; 'von der erziehung eines prinzen'.

Dan. Georg Morhof schrieb eine Encyclopädie unter dem Titel 'Polyhistoria' III tomi – der 1. Bd. erschien zu Lübeck 1688 u. wiederholt 1697. Der Verf. starb 1697. – Die beste Ausgabe ist die von Joh. Fabricius besorgte, Lübeck 1747 2 Bde. 4°. – 'de patavinitate Livii'. –

Joh. Matth. Gesner und Joh. Aug. Ernesti sind die letzten Polyhistoren. Von Gesner haben wir: 'Primae lineae isagoges in universam eruditionem' Göttingen 1757 – ein kleines Büchelchen, das er nur als Leitfaden bei seinen Vorlesungen benutzte. Die Vorlesungen selbst hat Nicolaus Niclas, sein fleißiger Zuhörer, nach seinem Tode herausgegeben zu Leipzig 1774 u. 1784 in 2 Bde. Gesner ist für die Philologie von großer Bedeutg. gewesen u. hat wesentlich zu ihrem neuen Aufschwunge beigetragen. Dem Aufblühen der klassischen deutschen Literatur stand er noch etwas fern; sein Werk steht noch auf dem alten Standpkt. der Polymathie, in etwas nachlässigem, familiärem Stil – sonst ein ausgezeichneter Lateiner. Der Inhalt ist so disponirt, daß er im Allgem. 2 Haupttheile unterscheidet: Philologie u. Geschichte; die Philol. begreift die Sprachkunde u. die Gesch. die Realien, worauf die Philosophie in ihren verschiedenen Theilen folgt. Geb. 1691, er + 1761 zu Göttingen.
Seine 'institutiones rei scholasticae' erschienen Jena 1715. Diese Schrift hat die Bestimmung, wesentl. Verbesserungen des Schulwesens zu bewirken.

Joh. Aug. Ernesti noch jetzt bekannt durch seine Ausgabe des Cicero u. seine "clavis Ciceroniana"; war eigentlich Theolog bei der Leipziger Univ. Seine "Initia doctrinae solidioris" wurden ein sehr beliebtes Buch u. oft gedruckt; die 3te Aufl. erschien 1750, dann noch mehrere Male. Er unterscheidet sich von Gesner darin, daß dieser nur Einleitungen in die Gebiete des Wissens u. Anleitungen giebt, Ernesti aber die Wissenschaften selbst systematisch abgehandelt hat. Sein System zerfällt in drei Haupttheile: Mathematik (Arithmetik u. Geometrie); 2) Philosophie (Metaphysica, Dialectica u. Pars moralis [jus naturae et ethica], u. Physica); 3) Rhetorik. Für uns größtentheils veraltet – Latinität sehr empfehlenswerth.

Hiermit endete jene Richtung, wonach die Philol. glaubten verpflichtet zu sein, alle Wissenschaften zu umfassen, da die Wissenschaften einen neuen Stoff in sich aufgenommen hatten. Es hörte auch die Veranlassung auf, da die klassische Literatur u. die Quellen des Alterthums nicht mehr im Stande waren, maßgebend für die neuere Literatur zu ~~bleiben~~ bleiben. Die Philologen mußten also aufhören die ganzen Wissenschaften zu umfassen u. ebenso wenig die Philologie als Sprachwissenschaft; bis dahin hatte man nur an die lateinische, griechische u. hebraeische Sprache gedacht. Auch die Philologie hatte angefangen, in jenem großen Gebiete sich einen ihr besonders zukommenden Raum auszusuchen. Sie wurde nur als ein Theil der gesammten Polymathie angesehen, den man meistens durch Angabe seines Inhaltes beschrieb, ohne für diesen einen principiellen Mittelpunkt festzustellen. Man erklärte sie als Kenntniß der Sprachen u. des gesammten Alterth. oder der Geschichte. – Vgl. Wowerius, de polymath. c. 15: philologia est peritia linguarum et ἁπάσης ἀρχαιολογίας cognitio. Übereinstimmend Casaub. zu Suet. Aug. c. 89: appello φιλολογίαν historiae et rerum antiquarum cognitionem literasque humaniores. Diese Bestimmung ist es geblieben, während sich thatsächl. die Philologie über diese Grenzen noch hinausdehnte; jedoch auch innerhalb dieser Beschränkung hatte sie noch einen ihr jetzt fremden Theil: die gesammte Weltgeschichte. Ebenso war die Sprachkenntniß nicht auf die klass. Spr. beschränkt; man zog mindestens noch die hebraeische hinzu, ohne andere auszuschließen u. doch auch, ohne an eine Erweiterung zu einer ganz allgemeinen, vergleichenden Wissenschaft aller menschlichen Sprachen zu denken.

2. 12.

Wenn man auch die Sprache nach den Regeln der Philosophie behandelte, so gehört doch der Gedanke an eine Weltgeschichte der Sprachen erst der neuesten Zt. an. Man theilte die linguae in eruditae (Griech. Latein.)

und sacrae (Hebraeisch, Syr. Arab.). Man hatte also eine philologia orientalis, Graeca u. latina, u. in dieser Weise wurde die Philol. noch im 18ten Jahrh. aufgefaßt.
Scheinbar consequenter u. begründeter war die andere Auffassung der Philol. wonach nur die Kenntniß der alten Literatur ihre Aufgabe sein sollte; danach war sie Sprachwissenschaft u. zwar in der Ausdehnung, daß sie nicht nur mittelst der Grammatik das materielle Verständniß, sondern mittelst Rht. u. Poetik auch die Kunst aller Darstellungsweisen, u. mittelst Hermeneutik u. Kritik die practische Anwendung jener Disziplinen auf die Literatur umfassen sollte. Diese Auffassung wurde besonders im 17. u. 18. Jahrh. neben der obigen häufig u. allmählig fast überwiegend. – Dilherr appar. philol. p. 355 führt schon den Nic. Perottus als Gewährsmann dafür an; ferner den Matth. Martinius, den Joh. Henr. Alstedius u. den Sixtinus Amama. Aug. Grischo 'introd. in philol. generalem' Jena 1715: Unter Philol. generalis versteht er Sprachwissenschaft im Allgem.; sie bildet einen Th. der Philos. u. ist zugleich eine selbstständige Wissenschaft. Die Philol. specialis bezieht sich nach ihm auf die einzelnen Sprachen. – Diese Auffassung stützte sich zum Theil auf eine buchstäbliche Erklärung des Wortes, indem man λόγος in der engsten Bedtg. als 'Rede, wort' auffaßt. Danach hat man die Philol. weiter im Einzelnen organisirt, so daß im vorigen Jahrh. die Auffassung allgemein wurde, nur Sprachwissenschaft als Philologie anzusehen. – C. Gunth. Ludovici, 'de disciplinarum philologicarum numero et nexu, Lips. 1766. Hier wird die Philol. als Sprachwissenschaft aufgestellt, u. daneben ebenso die Hinzuziehung der histor. Theile abgelehnt, wie die Beschränkung auf die Erkenntniß des genius linguarum verworfen; wer diese Beschränkung aufgestellt hat u. in welchem Sinne der genius linguarum zu verstehen sei, wird nicht näher angegeben; jedoch macht Ludovici die Erkenntniß dieses genius in Verbindung mit methodischer Anweisung zum Erlernen der Sprachen u. zur Lectüre zum ersten Theile der Philologie, der ihm philologia sic proprie dicta heißt; die übrigen Theile sind ihm Grammatik u. Kritik; denn die Rhetorik u. Poetik überläßt er nach § XXVI der Aesthetik, da er keine Ahnung davon hat, daß diese Disziplinen auch philologisch, d.h. historisch behandelt werden können. Uebrigens verstand man damals unter dem Genius der Sprache ungefähr dasselbe, was man Idiotismen nannte u. was von Gramm. u. Rht. unterschieden werden sollte. – Ihm folgten viele Andere. – Christ. Cellarius 'sciagraphia philol. sacrae' Jena 1678 läßt die Philol. nur aus Gramm. u. Kritik bestehen, wozu er noch eine appendix hist. hinzufügt.

Da sich nun die einzelnen Wissenschaften immer mehr selbstständig constituirt hatten, so blieb der Philologie auch keine eigene Stellung

im Leben übrig. Denn selbst das Unterrichtswesen war meistens in den Händen
der Theologen, die man Candidaten der Theologie nannte; als solcher war
man eo ipso berufen, der Schule zu dienen – die Prüfungen dazu wurden
in theolog. Wissenschaften abgehalten. Diese betrachteten nur die Schulstelle als
Durchgangsstation zur Erlangung einer guten Pfründe u. nur Einzelne,
die sich mit besonderer Vorliebe den human. Studien zugewandt hatten, oder
zum Predigen zu ungeschickt waren, blieben in der Schule sitzen. Ja die
Jetzt lieferten die Philol. demnach den übrigen Wissenschaften nur die sehr
untergeordnete u. oft verschmähte, allmählig auch practisch immer mehr
entbehrliche formale Sprachbildung, für welche es keine andere Stellung gab,
als das akademische Katheder der Eloquenz – u. wenn sie Polymathen waren,
eigneten sie sich wohl zu Bibliothekaren. Daher mußten denn auch die Klagen
immer häufiger werden, die aus dieser unglücklichen Lage der Philologie
hervorgingen u. ihr wissenschaftl. Organismus konnte ebenfalls keine be=
deutenden Fortschritte machen – Vgl. <u>Heumann, Conspectus reip. literar.</u>
(ed. III. [Hannov. 1733] p. 204): „Eaedem causae sunt (wie bei der Philosophie)
cur magnorum philologorum rarus sit proventus. Si enim unam alteramque
professionem academicam et paucas Gymnasiorum bibliothecarumque prae-
fecturas exceperis, philologos plerosque ars sua vel non alit vel parcissime
minusque honeste alit. Fructuosas igitur literas a plerisque anteponi
contemptae et famelicae sapientiae philologicae, non est, quod miremur.
Fuerunt etiam, qui ut vivere possent et lautius et honestius, in Pontificia
castra transierunt, ut Cordalius, Scioppius, Holstenius, Philippus Caroli,
Kusterus." – Das Griech. wurde sehr vernachlässigt, die lat. Stilistik wurde zwar
noch in den meisten W. angewandt, aber mit Geringschätzung, zumal seitdem
die Diplomatie u. einzelne bedeutende Gelehrte in Vorlesungen u. Schriften sich
davon losmachten; die Gramm. wurde im Ganzen nur als eine pract. An=
weisung behandelt ohne wissenschaftl. Anspruch u. ziemlich auf gleiche Weise
in allen Sprachen; die Ästh. u. Poetik wurde allmählig der Philol. ganz
entzogen u. von der neu entstandenen Aesthetik zu Gunsten der nationalen
Literatur in Besitz genommen; die Hermeneutik u. Kritik konnten demnach
in ihrer formalen Vereinzelung ebenfalls nicht gedeihen, zumal da man auch
diese nach allgemeinen, auf die verschiedensten Literaturen in gleicher Weise
anwendbaren Grundsätzen zu betreiben suchte. Dabei wurden die Realien
des Alterth. die sich doch als durchaus unentbehrlich zeigten, theils in encyclopäd.
Einzelheiten zersplittert, theils im Verbrauch mit den Künsten als Hülfsdisciplin
nothdürftig angehängt – Kurz die Philologie war im Ganzen innerlich
u. äußerlich tief gesunken. –

der kam ihr die nothwendige Anregung gerade von der Seite her, die ihr anfangs nachtheilig zu werden schien – von der Aesthetik. Es führte gerade die Aesthetik mit Nothwendigkeit darauf, die Normen der bildenden u. redenden Kunst im Alterth. zu suchen. So mußten die philol. Studien ein ganz neues Interesse erhalten u. sich über die elementaren Sprachregeln erheben – sie mußten den Begriff des Schönen u. der Kunst darstellen. –

Zuerst u. am eifrigsten ging auf diese Richtung Heyne in Göttingen ein, Gesner's Nachfolger. Ueber die systematische Bestimmung der Philologie hat er sich freilich nicht ausgesprochen, doch so viel ist klar, daß ihm die Kunstseite an derselben besonders wichtig schien, er wollte deshalb auch für die Philol. sammt der Aesthet. eine besondere Facultät bei der Univ. woraus leider nichts geworden ist.

Eine gewissermaßen entgegengesetzte Ansicht bildete sich besonders bei Holländern aus, wo man eine Abneigung gegen die Aesthetik hatte – Valkenaër 'Germanorum ineptiae'. Sie legten sich vielmehr auf eine andere Seite der Philologie, sie machten sie zur Kritik u. in diese zogen sie die ganze Polyhistorie wieder hinein. –

§. 12.

Es trat noch eine andere Betrachtung also auf, die ebenfalls zur Polymathie zurückführte, nämlich die Auffassung der Philol. als Kritik. Diese Ansicht hatte schon ehemals Caspar Scioppius aufgestellt, der in seinem Buche 'de arte critica', in dem Abschnitte 'de criticis et Philologis veteribus et recentioribus' die Identität der Kritiker u. Philologen voraussetzt, aber der Beweis dafür (p. 5. ed. Amstelod. 1662.) ist ganz grundlos. Wenn er übrigens auch die Kritik als das Hauptsächliche bezeichnete, so nahm er doch für sich die Polymathie in Anspruch. Abentheuerlicher Mensch – canis grammaticus genannt – der in abentheuerlichen Schicksalen u. Wandelungen sein Leben hinbrachte, indem ihn die große Eitelkeit, von der er beherrscht wurde, hinderte etwas Wichtiges in der Philol. zu leisten. Die größten Verdienste hat er sich noch um die Gramm. erworben, in der er das System des Sanctius[x)] verbreitete. –

x) Siehe über ihn Reisig's Vorles. über lat. Sprachw. §29.

Nach ihm hat Joh. Alb. Fabricius obwohl er einen großen Umfang an Gelehrsamkeit, besonders literarhistorischer, besaß, dennoch die Kritik als das vorzügl. Geschäft der Philol. hervorgehoben – Bibliogr. antiq. c. 5: Philologia atque humanior eruditio – praeter Grammaticam linguarum cognitionem etiam alias disciplinas humaniores, ut artem dicendi et Poeticen – imprimis vero Criticen sive facultatem judicandi de omnis generis scriptis, Veterum praecipue, genuina a suppositiis, lecta digna ab ineptis discernendi, eaque emendandi et interpretandi ambitu suo complectitur.

Weit bestimmter haben diese Betrachtung die Holländer, namentlich Hemsterhusius u. Ruhnken (eigentl. ein Deutscher) ausgeführt. – Vgl. Ruhnken's elogium Hemsterhusii, worin er den Hemsterh. als das vollendete Ideal eines Kritikers darstellt; ferner Wyttenbach, Vita Ruhnk. p. 26 sq. ed. Lugd. – Dieser Vorgang der beiden allerdings höchst ausgezeichneten Männer hat manchen Beifall gefunden. Die Aufgabe der Kritik war eine viel schwierigere geworden; sie wurde anfangs wie im Mittelalter betrieben – man setzte voraus, daß sich in den vorhandenen Hdschr. mancherlei Schreibfehler finden, die man ohne nöthige Sachkenntniß verbessern zu können glaubte. Von den gröbsten Fehlern konnten so die Texte gereinigt werden u. hieran auch Nichtphilologen Theil nehmen. Indessen wurde diese Aufgabe allmählich schwieriger u. verwickelter. Man sah ein, daß wenn man eine Hdschr. zu Grunde legte u. die nöthige Sach- u. Sprachkenntniß mitbrachte, damit nicht ausreichte, da die Fehler weit tiefer lagen, als daß sie bald gefunden werden konnten. Die lange Dauer der Fortpflanzung so vieler Jahrh. machte es nothwendig, auf die Texte gründlicher einzugehen u. neben allgem. grammat. Kenntniß sich durch besondere paläographische Studien, durch genaue Beobachtung des Sprachgebrauchs im Einzelnen u. durch Benutzung des gesammten literarischen u. histor. Materials, welches zur Entscheidung einzelner [illegible] dienen konnte, zur Lösung der Aufgabe vorzubereiten. Weit entlegene Notizen mußten combinirt werden, um Verfälschungen nachzuweisen u. so erforderte die Kritik eine große Belesenheit u. einen eminenten Scharfsinn, um in ihr etwas Bedeutendes zu leisten – um so mehr, je weniger sie sich methodisch geordnet hatte. Hemsterh. war ein ausgezeichneter Kritiker, der es wohl verdiente, von Ruhnken so gelobt zu werden. Indeß wie hoch man ihre Verdienste anschlagen u. ihre Leistungen schätzen mochte, so konnte doch die Philol. in keine geeignete Stellung gelangen – die Kritik ist ja nur ein Mittel zum Zweck, sie hatte ihre Aufgabe gethan, wenn sie die Texte gereinigt; die emendirten Werke sachlich zu genießen, oder eine reelle Frucht daraus zu ziehen, war nicht ihre Bestimmung. Die Philol. blieb also von dieser Seite betrachtet, stets der andern W. untergeordnet – man hatte wohl einen Dank für diese Dienste, jedoch sah man sie als untergeordnete an u. selbst die glänzendsten Erfolge der Kritik konnten ihr keine allgem. Anerkennung verschaffen. Auch fehlte es nicht an manchen verächtlichen Äußerungen über diese Seite der Philol. So schreibt Göthe an Zelter (3 Th. p. 283): "Die Philologie ist ein Handwerk, und zwar das Handwerk zu emendiren" – wohl nur in

übeln Laune. Er hat an andern Stellen sich ganz anders ausgedrückt u. gewiß hatte er eine viel würdigere Vorstellung von der Aufgabe der Philologie zu der Zt. wo es ihm noch das höchste Ziel seiner Wünsche schien, einst Heyne's Nachfolger zu werden. – Die Auffassung der Philol. als Kritik geht zu der im Alterth. zurück, da die alten Gramm. besonders die Exegese als ihre Aufgabe ansahen. –

Während so ihre Aufgabe u. ihr Begriff fortwährend unklar u. unbestimmt blieben u. die geschilderten Ansichten darüber in breitem Gewirre noch alle neben einander bestanden, kann man sich nicht wundern, daß noch im J. 1797 Heeren, als er der Geschichtschreiber der Philol. werden wollte, gleich mit der Erklärung begann, daß die Einheit einer W. nicht das eigenthum eines studii sein kann, das zwar eine grosse masse wissenschaftlicher kenntnisse voraussetzt, aber nach seiner innern beschaffenheit nie ein system bilden oder systematisch geordnet werden kann". – Indessen war, während Heeren dies schrieb, bereits die Wendung eingetreten, die er nur nicht kannte.

Friedrich August Wolf war gerade damals in der fruchtbarsten u. erfolgreichsten Thätigkeit in Halle, wo er der Philol. sowohl wissenschaftl. eine große Bedtg. eroberte, als ihr auch praktisch eine angemessene Beschäftigung gab. Er emancipirte die Philol. aus ihrer dienstbaren Stellung, obwohl er selbst, schon als Rektor u. Lehrer angestellt, noch als cand. theol. bezeichnet wurde. Bekannt ist Wolfs Streit mit dem Göttinger Rektor, als er von Nordhausen kommend, sich als stud. philol. immatriculiren lassen wollte – den 8ten April 1777 – u. er erreichte seinen Wunsch durch seine Hartnäckigkeit u. seinen entschiedenen Charakter.

6. 12.

Er organisirte die W. zu einer einigen, verschaffte ihr Anerkennung u. vindicirte ihr im gewöhnlichen Unterricht eine Stellung. Besonders hat er durch seine Wirksamkeit als Prof. in Halle (seit 1783) eine große Zahl bedeutender Schüler herangezogen, den Kern der Schulmänner, die zunächst in Preussen die höhern Gelehrtenschulen neu organisirt haben, wie sie noch jetzt bestehen. Ihre gesetzliche Berechtigung wurde aber erst 1810 ausgesprochen, bis dahin hatten alle Lehrer dieselbe nur auf Grund des theol. Examens erlangt. Von jetzt an wurde das Lehramt als ein besonderer Stand betrachtet, u. um es bekleiden zu können, brauchte man nicht Theologe zu sein, – von da an giebt es auch bei den Univ. eine philosoph. Facultät.

In Bezug auf die W. ist Wolfs Wirksamkeit nicht so tief eingreifend gewesen, jedoch brachte er die "Alterthumswissenschaft" zu einer abgeschlossenen

u. selbstständigen W. Dies ist aus seinen Heften über 'Encyclopaedie der Philologie' bekannt, die später nach den Heften seiner Zuhörer herausgegeben wurden – Stockmann, Gürtler – herausgegeben 1820, dann 1839 mit neuem Titel.
Von ihm selbst giebt es in der Darstellung der Alterthumswissenschaft – Museum, Berlin 1807, Bd. I. p. 30 – eine authentische Erklärung, wie er die Alterthumsw. verstanden wissen wolle. – J. C. Koch 'hodegetik für das universitätsstudium' Berlin 1792, gab einen Auszug aus Wolfs Vorles. u. bearbeitete dann mehr selbstständig seine 'Encyclopaedie aller philol. Wissenschaften' Berlin 1793. – Gleichfalls auf Wolf beruhte G. G. Fülleborn's 'Encyclopaedia philologica sive primae lineae isagoges in antiq. literarum studia'. Vratisl. 1798, wovon nach des Verf. Tod eine 2te Ausg. erschien, auctior et emendatior cura J. G. Kaulfuss (Vr. 1805). Auf Wolf beruht im Wesentl. auch die 'Encyclopaedie der classischen Alterthumskunde' v. L. Schaaff Magdeb. 1806 – 1827 in 4 Aufl. –
Wolf's Definition ist am kürzesten zusammengefasst in den Vorlesungen über Encycl. der Philol. p. 13: 'Alterthumskunde, als wissenschaft betrachtet, ist der inbegriff historischer u. philosoph. Kenntnisse, durch welche wir die nationen der alten welt oder des alterthums in allen möglichen absichten durch die uns von ihnen übriggebliebenen werke kennen lernen können.' Weitläuftiger ist die Erklärung in der Darstellung der Alterthumsw. a.a.O. p. 30. Seine Definition ist nicht scharf genug um die Grenzen der Wissenschaft genau zu bestimmen, was sich auch in der Eintheilung des Ganzen zeigt. Er zerlegt den ganzen Stoff in 24 Disciplinen, die er der Reihe nach aufzählt, ohne ihre Entwickelung aus dem Ganzen zu zeigen; ebenso wenig läßt er sich darauf ein, die Reihenfolge zu rechtfertigen, die im Ganzen eine willkürliche ist, da er besonders die Bequemlichkeit u. Gew. der Studenten im Auge hatte, in welcher diese Disciplinen überliefert werden. Die Wolfschen Disciplinen sind folgende:
I. Eine Anzahl Disciplinen, die Wolf im Ganzen als das ὄργανον, als instrumentale W. ansah:
1) Philos. Grammatik; 2) griech. Gramm; 3) latein. Gramm; 4) Hermeneutik; 5) Kritik; 6) Theorie der Schreibart u. Metrik;
II. Eigentlich historische Wissenschaften:
7) Geographie u. Uranographie der Griech. u. Römer; 8) Universalgeschichte des Alterth.; 9) Chronologie u. Grundsätze der histor. Kritik; 10) griech.; 11) röm. Antiquitäten; 12) Mythologie; 13) u. 14) griech. u. röm. Literaturgesch. (Literarhistorie); 15) Geschichte der redenden

Künste u. 16) der Wissenschaften bei den Griech. u. Römern; 17) Gesch. der mimetischen Künste bei Griech. u. Röm.; 18) Einleitung in die Archäologie der Kunst u. Technik; 19) Archaeologische Kunstlehre oder Grundsätze der zeichnenden u. bildenden Künste des Alterth. 20) Allgem. Gesch. der Kunst im Alterth.; 21) Einleitung in die Kenntniß u. Geschichte der alterth. Architectur; 22) Numismatik; 23) Epigraphik oder Inschriftenkunde der Griech. u. Römer; 24) Literarhistorie der griech. u. latein. Philologie u. der Alterthumsstudien nebst der Bibliographie. –

In diesem Schema sind vielerlei Mängel, eine nähere Prüfung bei Reichhardt, Gliederung der Philol. p. 106–112. – So muß man sich z. B. auch wundern, wenn Wolf unter 21 die Architectur bevorzugte, nicht aber auch die ihr parallele Plastik u. Malerei. – Wichtig ist, daß man einsieht, Wolf habe die Alterthumsw. weder von der Philosophie noch von der Geschichte scharf zu sondern gewußt. Im Allgem. hat er die Alterthumsw. für eine historische erklärt, aber aus der gegebenen Definition sieht man, daß er darunter einen Inbegriff histor. u. philos. Kenntnisse verstanden wissen wollte; an die Spitze stellt er die philos. Gramm. die doch gewiß eine histor. Disciplin nicht sein kann. In Bezug auf Behandlung der Sprache war er nicht über die Unklarheit seiner Zeit hinaus, indem man in der Gramm. eine angewandte Logik sehen wollte. Ebenso spielte er die Philos. in andern Theile hinein, so in die Kritik. – Hierin also bleibt die Philol. in Unklarheit u. hierin ist auch sein System am meisten geschadet – gleich nach ihm sind die Philol. in verschiedene Parteien auseinandergefallen. – Außer seinem ungemeinen Scharfsinn u. Gelehrsamkeit leitete ihn eine sehr lebendige Auffassung des Alterth.; daraus ging ein mehr unmittelbares, wenn auch nicht systemat. Anschauen des Alterth. hervor. –

Seine „Vorlesungen über encyklopaedie" enthalten sehr viel Mangelhaftes. Von den Vorlesungen über griech. u. röm. Antiq. wollte er die ersteren herausgeben, aber es wurden nur ein paar Bogen zu Halle 1787 gedruckt ~~werden~~. In der Ausgabe der Leptinea des Demosth. ging er in die att. Alterth. ein u. arbeitete so Böckh vor. Ueber röm. Literaturgesch. erschien ein kleiner Leitfaden, Halle 1787 – der Abriß der griech. Literaturgesch. enthielt nur 16 Seiten in 4°.

Wolf hat für die Antiq. u. Literaturgesch. eine sehr bedeutende Wirksamkeit in Auffassung u. Behandlung entwickelt – seine Grundsätze in Kritik u. Hermeneutik sind in der Encyclop. niedergelegt. Berühmt ist seine Behandlung der homerischen Fragen – außerdem

hat er noch eine lange Reihe von Schriftstellern in seinen Arbeiten u. Vorlesungen behandelt – so Plato, Aristoph. Demosth. Cicero, Horaz (Satiren), Tacitus, Sueton. – Was das Sprachstudium anbelangt, so hat er auch hier in seinen Ausgaben seine Kenntnisse practisch bewiesen, sein Latein zeigt, wie tief er sich in den Geist des Alterth. versenkt hat u. seine Uebersetzungen platon. Dialoge sind meisterhaft. Auch seine deutschen Uebersetzungen sind trefflich – 'Wolken, Acharner, Horazens Satiren' wie er überhaupt ganz vorzügl. deutsch zu schreiben verstand – 'Briefe an Heine' – Für die theoret. Seite der Gramm. hat er wenig geleistet; seine Vorlesungen, wo er in der Encyclop. speciell auf die griech. u. latein. Gramm. kommt, enthalten einzelne vortreffl. Bemerkungen, jedoch sind sie zu kurz u. abgerissen – u. als sie 1831 gedruckt wurden, konnten sie keinen Einfluß mehr erringen, auch hatte er noch manche herkömml. Ansicht, die ihn hinderte, den sprachl. Volksgeist zur Grundlage der einzigen, histor. Gramm. zu machen. Deshalb konnte sich sein System nicht einmal für die wesentl. Grundlagen desselben eine allgem. Zustimmung erringen, für die Auffassung des klass. Alterth. als eines Ganzen mit gleicher Berücksichtigung aller Theile. Wenn nun Wolf u. Wolfgang Reiz zwar beide Richtungen, die reale u. formale, friedlich neben einander wandelten, so traten sie in den ausgezeichnetsten Schülern beider Männer, Böckh (Wolf) u. Gottfried Hermann (Reiz) sich für lange Zeit feindselig gegenüber u. gingen in vollständiger Feindschaft u. Antipathie auseinander.

Im ungefähr gleichen Sinne wie Wolf haben sich geäussert: K. V. Hauff über den Begr. u. Werth der Philologie – im 1ten Heft seiner Zschr. 'Philologie' Stuttgart 1803. p. 6–9: er giebt eine gelehrte Kunde des Alterth. jedoch ohne systemat. Definition des Ganzen. – Ferner Rommel, über Philologie u. philol. Erklärung der griech. u. röm. Klassiker, Marburg 1805. J. H. Chr. Barby in seiner Encyklopädie u. Methodologie der humanist. Studien oder der Philologie der Griech. u. Röm. wovon nur der erste Th. erschienen ist (Berlin 1805) machte, wenn Kenn. [?] der Sprachwissenschaft, Hermeneutik u. Kritik auch als Hülfswissenschaften betrachten u. er richtete hiernach sein Buch ein, obwohl er p. 23 fg. ein anderes Schema aufgestellt hatte, das wunderlich genug ist, nämlich: A. Griech. u. röm. Sprachwissensch.; B) Geschichtskenntnisse, in 4 Abtheilungen ([illegible] gesch. Antiq. Mythol. Literaturgesch.). C. Einige Kenntnisse von den Wissenschaften der Alten, als Mathematik, Astronomie, Naturlehre, Pflanzenkunde u. s. w.

d. Hermeneutik, u. zwar a) diese im engern Sinne, b) Kritik u. c. Einige Kenntnisse der Archäologie. Man sieht, daß hier der wissenschaftl. Zusammenhang u. Princip fehlt, u. die unter b u. c geforderten Kenntnisse können offenbar nur der praktischen Nothdurft eines Lehrers, nicht aber dem Begriffe der Sache genügen. –

Friedrich (jetzt 'von') Thiersch in München hat sich im Ganzen übereinstimmend mit Wolf ausgesprochen, obwohl er aus der Leipziger Schule war, er hat eine umfassendere Richtung eingeschlagen u. viel für Archäologie gethan. Er hält den Namen 'Philologie' nicht für unpassend, sondern begreift darin denselben Umfang, wie in dem der Alterthumswissenschaft – Schelling's allgem. Zeitschr. von Deutschen für Deutsche (Nürnberg 1813) S. 536 fg.

Gleichzeitig mit Wolf war in Süddeutschland eine andere Richtung gepflegt worden von Kreuzer u. Ast; bei ihnen findet man auf jener Seite hin, wo Wolf schwach war, manches Gute nämlich nach der philos. u. allgem. Seite hin. – Von F. Ast haben wir 1) Grundriß der Philologie (Landshut 1808); 2) Grundlinien der Grammatik, Hermeneutik u. Kritik (ebend. 1808); 3) eine Rede: Ueber den Geist des Alterth. u. dessen Bedtg. für unser Zeitalter. Nebst dem Plane zur Einrichtung eines philol. Seminariums in Landshut (ebend. 1805) u. 4) de studiis antiquitatis. (Monachii 1826). Im Ganzen sind diese Schriften zu wenig beachtet; doch beruht darauf grossentheils Petr Dahlstedt, de vi et ambitu philol. classicae, partic. I–V. (Londini Gothorum, 1827) ohne dieses einzugehen.

Petr Dahlstedt

Ast legt seinem Systeme folgendes Schema zu Grunde:

I. A. Die Philol. in ihrer ursprüngl. u. hohen Bedtg. als Studium des Alterth. zum Behuf der freien Bildg. des Menschen – practisches Studium der Philol.
1, freie Künste u. Wissenschaften, Poesie, Beredtsamkeit.
2. Sprachkunde, Hermeneutik u. Kritik.

II. Die Philol. als theoretische Alterthumswissenschaft.
1. Politische Geschichte der Griech. u. Röm. nebst Geographie;
2. Alterthumskunde;
3. Mythologie u. Kunst;
4. Wissenschaften u. Philosophie des Alterth. nebst Literaturgeschichte.

Den ersten Theil dieses Schema hat er in seinem Grundriß der Philol. behandelt, jedoch ist die Durchführung nicht gelungen u. hat viel weniger Einfluß gehabt als die Wolfsche.

9. 12.

Das Verhältn. in das Ast die Philol. zur Philos. setzte, war ein sehr merkwürdiges; indem er das Alterth. mit seinem Ideal iden-

basirte, als er sich selbst construirte. Das hatte zur Folge, daß sich sein
eigenes philol. Studium als ein sehr wohlbegründetes u. begrenztes kund
gab, aber das Verhältn. zur Philos. hatte auch seine Bedenken; indem er
sich eine Geschichte der Menschheit construirte, wonach zwischen Alterthum
u. neuerer Zt. mehr Anknüpfungspunkte als gewöhnlich, bestehen bleiben:
er leitete beide aus einer oriental. Quelle, aus Indien her. – Vgl.
"Grundriß d. Philol." p. 38 – "Grundlinien" p. 70 ff. – Er bezeichnet die indische
Bildg. als die religiöse, die christliche ist ihm die neuorientalische, die philos.
physische u. die griech. Bildg. die poetische. – So würde die Philol. mit
der höchsten Aufgaben unserer Zt. in Verbindung gesetzt, u. es konnte
mithin nicht die Rede sein, daß sie blos von der formalen Seite als Sprach-
wissenschaft angesehen werden sollte – sie sollte selbst an die Spitze
der geist. Bewegung unserer Zt. treten, sie sollten eine "wiedererweckung
der class. bildg. zu einem höhern, geistig verklärten leben" begründen.
In seinen "Grundlinien" ferner wird Vorr. S. IV vom Philologen gesagt:
"er soll nicht bloßer Sprachmeister oder Antiquar sein, sondern auch Philo-
soph u. Geschichtsforscher; – – ohne das höhere wissenschaftl. Leben ist die Philol.
entweder bloßer Formalismus oder bloßer Materialismus; jenes, als
einseitiges Sprachstudium betrachtet, dieses, als bloße antiquar. Gelehrsamkeit."
Wie schön dies auch Alles ist, so war doch das Verhältniß wesentlich bestimmt
durch die Art eigenthüml. Entwickelung der menschl. Bildg. auf einem
andern philos. Standpunkte mußte sich die Sache gleich ändern. Ihm selbst
blieb die Philol. wie bei Wolf keine reine histor. Wissenschaft, seine Grammatik
wurde zu Sprachphilosophie. – Bei dieser Auffassung kamen ihm die
Grundlehren, mehr niederen Aufgaben der Philol. wo nicht gerade ab-
handen, so war doch sein Interesse dafür ein geringeres. Daraus ist
von ihm u. seiner Schule an einzelnen Arbeiten wenig ausgegangen,
was für längere Zt. verdienstl. gewesen wäre. Bei Plato beschäftigte
er erst die Philos. u. seine Ausgaben sind unkritisch – sein lexicon
platonicum ist das beste, da noch kein anderes vorhanden ist – außerdem
behandelte er andere, entlegenere Partien.
Friedrich Creuzer hat seine Ansichten ausgesprochen in seinen "Studien"
herausgegeben mit Daub, 1stes Heft 1805: "Studium der Alten als Vor-
bereitung zur Philosophie" – dann: "das academ. studium des alterth.
nebst einem plane der humanist. ~~vor~~ vorlesungen u. des philol. seminariums
auf der univ. zu heidelberg. (Heidelb. 1807).

In dieser Schrift sagt er p. 11: 'Der Philolog gehört innerhalb der ganzen Welt menschl. Erkenntniß an, u. sie ihm insofern er eigentl. alles reale Wissen in seinem Geiste vereinigen u. die Summe der verschiedenartigsten Kenntnisse, wenigstens ihre Resultate, in sich niederlegen soll.' Ferner p. 17: 'Die Philologie ist weder ideal, noch real allein, sondern beides zugleich, da sich in ihr das von aller Erfahrung unabhängige Denken u. die anfangslose Ideenwelt mit der Summe des histor. Wissens in seinen bedingtesten u. individuellsten Daten vereinigen müssen.' p. 27: 'Philosophie, Poesie u. Polymathie in engster Verbindung bilden das Wesen dieser Wissenschaft.' —
Bei versch. Gelegenheiten äußerte er sich in ähnlicher Weise, so in seiner Selbstbiographie unter dem Titel 'Aus dem leben eines alten prof.' (zweite Ausgabe, Darmst. 1848) — ebenso in seiner Rede, gehalten in der Philologen-Versammlung zu Mannheim 1839 (erschien 1840, cf. p. 11).
Er hat mit Ast sehr verwandte Ansichten, in Folge ihres nahen Verhältnisses zur Schellingschen Philos. — Kreuzer erzählt, er habe von früher Jugend an einen mystischen Zug gehabt, die Kantsche Philos. habe er nicht erfassen gekonnt, dagegen sagte ihm die Schellingsche Ansicht von der 'Weltseele' weit mehr zu. Ebenso war es mit seiner Behandlung der <u>Mythologie</u>. Er ging mit Ast darauf aus, in allem <u>Erkennen</u> der Menschen in allen Perioden der Weltgesch. eine einzige Grundlage zu erkennen u. diese wiederherzustellen. Kreuzer nahm hierbei eine ganz ähnliche Richtung wie die neuplaton. Richtung, welche die heidn.-griech. Philos. gegen das Christenth. in der Weise vertheidigte, daß sie den Mythen einen philos. Grund unterschoben. So wurde aus den Mythen nicht ihr eigener Geist herausgezogen, sondern der, den die Neuplatoniker in sie hineinlegten. Eben diese Richtung befolgte Kreuzer in seiner '<u>Symbolik</u>' (drei Aufl.) — u. in seiner '<u>Ausgabe des Plotinus</u>'. Es entspann sich hieraus ein leidenschaftl. Streit in Folge dieser Auffassung der Mythol. besonders mit den rationalistischen Forschern der protestant. Schule. Am heftigsten besonders gegen ihn <u>Joh. Heinr. Voß</u> — man warf ihm Dinge vor, die er gewiß gar nicht wollte u. wie Ast von Seiten der kathol. Kirche, erfuhr auch er ungerechte Verfolgungen.
Vgl. 'Das academ. studium des alterth.' p. 51 u. 17.

Eine Charakteristik Creuzer's von Preller findet sich in den hall. Jahrb. 1838. N. 101–106. p. 838. Bei wirklichen phantast. Ausschweifungen in der Mythol: hat sich sein gesunder Verstand ferngehalten. Im Jahre 1846 schrieb er noch 'Luther u. Grotius oder Glaube u. Wissenschaft' worin er sich sehr freisinnig über das Verhältniß der Religion zur Wissenschaft ausspricht. In seinem Vortrage zu Mannheim vertheidigt er die Philol. gegen die ihr gemachten Vorwürfe: sie solle dem Menschen eine ideale Erhebung geben, ihn befähigen alles Ideale aufzufassen; das Studium solle eine Vorbereitung zur Philos. sein. Gramm. Hermeneutik u. Kritik sind allerdings auch Mittel zum Zweck, jedoch legt er ihnen einen großen Werth bei. – vgl. 'Leben' p. 38.

Görres, der mit Creuzer persönlich befreundet war, Kanne mit seinen phantastischen, pantheistischen Speculationen, Friedrich Rückert in seiner dissert. philologico-philosophica de idea philologiae gaben hinlänglichen Grund zu Creuzer's Warnungen vor falschem, phantast. Gebrauch des Materials in der Historie. – –

Schelling u. Hegel selbst haben sich in diese Bewegung der Philol. nicht näher eingelassen; der erstere schrieb eine 'Philosophie der Mythologie' u. bestimmt in der Vorles. über die Methode des akad. Studiums (p. 76) dem Philologen als Aufgabe 'die historische construction der werke der kunst u. wissenschaft, deren geschichte er in lebendiger anschauung zu begreifen u. darzustellen hat'; man könnte sich das gefallen lassen, wenn nicht der Begr. der histor. Constr. ein sehr bedenklicher wäre. Hegel dagegen, obgleich selbst ein tüchtiger Philolog, wußte es gar nicht möglich zu machen, die Philol. als Wissenschaft auf einen Begr. zu bringen; sie erschien ihm (in d. Encyklop. §. 22) als ein bloßes Aggregat von Kenntnissen, welches von der philos. Encyklopädie ausgeschlossen bleiben muß.

Th. Rötscher, ein Hegelianer, versuchte in 'Aristophanes u. sein Zeitalter' Berlin 1827, eine philos. Bearbeitung des histor. Stoffes – dagegen schrieb G. Fr. Hermann eine Gegenschr. (in d. heidelb. Jahrb. 1829. No. 37 u. 38. p. 581 sq.) Solche Mißbräuche hervorgegangen aus der Verbindung der Philol. u. Philos. trugen nicht wenig dazu bei, viele Philologen von dem ganzen, universellen Umfang der Philologie fern zu halten – u. so bildete sich der Gegensatz aus, die Philologie nur auf die sprachliche, formelle Seite zu beschränken. An die Spitze dieses Systems der formalen Philologie trat der ehrwürdige u. verdienstvolle G. Hermann – allein jetzt ist es am wenigsten mehr im Stande, den wissenschaftl. Anforderungen der Zt. Widerstand zu leisten. –

13.12.

Der hauptsächliche Vertreter dieser Richtung war G. Hermann – dann Aug. Matthiae (Encyklopädie) u. Wachsmuth Athen. 1816 Bd. III, Heft 2.3 u. Jahn, Neue Jahrb. an mehreren Stellen – Bd. XXXIX p. 230 XXXX. p. 109. 44. p. 387. Endlich von Kirchner (akadem. Propädeutik) Leipzig 42 eine Schematisirung der Sprachwissenschaft. p. 359–370 u. 479–504. In allen diesen Syst. ist wenig gethan, das System zu vertheidigen u. zu erklären. Die vollständigste Darlegung bei Matthiae läßt die großen Mängel deutl. genug erkennen. Schon die Beschränkung der Philol. auf die Form der klass. Spr. war nicht zu begründen; ist sie nur eine Sprachwissenschaft, so erscheint es als reine Willkür, sie auf Griech. u. Lat. zu beschränken. Was die Schönheit dieser beiden Spr. anbetrifft u. ihre reiche Literatur, so sind ihre Vorzüge in mancher Hinsicht anzuerkennen – wie wenn ein Botaniker sich die schönsten Blumen aussuchen wollte u. diese zum Gegenst. einer wissenschaftl. Forschung machen. Außerdem ist die Trennung der Form vom Inhalt unzulässig, denn wenn irgend etwas am Alterth. charakteristisch ist, so ist es gewiß der innige Zusammenhang zwischen Form u. Inhalt, es ist dies die Grundlage der plastischen Schönheit ihrer Werke; man würde sich also gerade die Einsicht in das verschließen, was am Alterth. wesentl. ist.
Dazu die Literatur der Mittelalt. Sei hat Nefter aufgestellt „der rechte Begriff von Philol. u. das richtige Princip des philol. Unterrichts" in Schwegler's Jahrb. der Gegenwart – der Inhalt fast Null.
Die Theile, in die man die Philol. in dieser Schule zerlegt hat, sind Gramm. Hermeneutik u. Kritik. Doch mußte man sich nun auch mit den Realien abfinden, wegen der bedeutenden Forschungen der Schüler Wolfs, namentl. Böckh's u. Müller's. Man verwies also alle Realien in das Gebiet der Hülfsw. Man gestand wohl die Wesentlichkeit u. Unentbehrlichkeit dieser Disc. zu, wollte ihnen aber dennoch nur einen untergeordneten Platz anweisen. Matthiae a.a.O. erklärt die Philol. als die Erklärung der Schriften der Griech. u. Röm. – die Realien erkennt er für sehr wesentl. u. räumt ihnen auch einen besonderen Platz ein, jedoch bleibt es bei der Auffassung der W. selbst.

Dadurch wurden diese Vergleiche nicht in ihrem Zusammenhange betrachtet, sondern haben nur wegen der einzelnen Werth, aber die sie gewiss Aufschluss ertheilen, wie Lexicon, die man nur aufzuschlagen braucht.
Matthiae p. 84 sagt, man könne auch z. B. die Spr. des hom. Zeitalters im Zusammenhange darstellen, doch hält er es nicht für eine unerlässliche Aufgabe der Philol. sondern meint nur, es sei nicht zu tadeln.
Das System ist jetzt in der That abgethan u. wird nun wohl schwerlich noch Vertheidiger finden – die vergl. Gramm. hat es klar gemacht, dass die Sprachw. alle Spr. umfassen muss u. nicht einige, zugleich ist es klar geworden, dass die Spr. nicht etwas Formales sondern Reales ist, sie ist das Abbild des eigenthüml. Volksgeistes – so steht sie in der engsten Verwandtschaft mit der Geschichte. Endlich ist auch die Philos. bedeutend jetzt eine andere geworden, als die, wo der Herm. seine Ansicht nahm. Herm. war Kantianer u. daher wenig zugänglich für die Betrachtung eines histor. Entwicklungsganges, er ging an die Philol. mit der Nothwendigkeit, das fallen zu lassen, was sich vor der Philos. nicht ergründen liess, die historische der Spr. betrachtete er als ein Abbild der log. Formen u. sie wurde in die Kant. Kategorien hineingezwängt. Zwar fegte er mit aller dieser Philos. alten Aberglauben u. Vorurtheile hinaus u. erwarb sich so grosse Verdienste; eine positive Errungenschaft war so aber nicht möglich – Herm. de emendanda graeca gramm. ist verschollen – seine Philos. Ansichten in der Metrik sind ebenfalls aufgegeben worden. Nach diesen Systemen darf man das Verdienst des grossen Mannes nicht messen. Gross in seinem Charakter, eminent in seinem Talent, hat er sich unvergängliche Verdienste um die Philol. erworben, auch war er gewiss nicht so einseitig, wie sein System. Wenn man die Philol. als eine ideenlose Arbeit im Kleinen angesehen u. verspottet hat, so haben wir das hauptsächlich seiner Schule zuzuschreiben u. der unglückl. Art, wie einzelne Schüler die Lehren ihres grossen Meisters verfolgten.
Wir haben das Wolfsche System kennen gelernt, das einer innern Organisation entbehrte, das System der süddeutschen Philol. u. das Creuzer in einem erklärten Verh. zur Philos. – beide Richtungen hatten ungefähr denselben Umfang. Daneben stellte sich die sprachl. Philol. Eine Zt. lang fand nun zwischen diesen Richtungen ein heftiger Kampf u. Reibungen statt, gegen Creuzer stritt Voss u. Herm. zugleich mit

der Realphilol. Böckh u. Müller in Kampf.
Einen Versuch beide Richtungen zu versöhnen, machte Gottfr. Bernhardy in seinen Grundzügen der Encyklop. Halle 1832. – er wollte die Wolfsche Arbeit fortführen u. empfand wohl, daß das Aufstellen von 24 Disziplinen ohne innere Organisation nicht genügen könne. Nach ihm 4 Thl. der I.: Elemente der Philol. Propädeutik. II. das Organon der Philol. III. die realen W. der Philol. u. IV. die Beiwerke der Philol.
Das Verh. des I. Thl. zum II. bleibt ganz unklar. In den I. Thl setzt er Hermeneutik u. Kritik, in das II. die Gramm. oder vielmehr die Sprache überhaupt – soll die Gramm. Werkzeug sein, so gehört sie in den I. oder nicht in den III. – Er zerlegt die Gramm. in 3 Thle: 1, die vergleichende, 2, die philosophische u. 3, die rein philol. – Die beiden ersten gehören also gar nicht in die Philol. Als 4. Thl. fügt er hinzu die antike Literat. in Vers u. Prosa, womit die Geschichte der Literat. bei den Realien verbunden werden soll. – Noch schlimmer steht es mit den Realien.

14.12.

Es sind deren folgende: 1, Literaturgesch. 2, Geographie. 3, Gesch. sammt Chronologie u. Antiquit. u. 4, Mythologie. Schon die Reihenfolge ist auffallend – von einem innern Zusammenhange der Hauptfächer kann also gar nicht die Rede sein. Noch deutlicher wird das, wenn wir an den letzten Theil kommen, an die Beiwerke – schon der Titel sehr zweifelhaft ausgedrückt. Dahin ist der ganze Rest hingestellt, wie merkwürdigerweise die Kunst der Alten (mit Ausnahme der redenden) mit ihren besondern Hülfsden: Numismatik u. Epigraphik – u. von ihr gerathen wir plötzlich auf die Literaturgesch. der Philologie. –
Es fehlt B. vollständig an jeglichem systematischen Ordnungsprinzip – die Zusammenstellung der Disziplinen ist ganz willkürlich. Wird die Kunst in die Beiwerke der Philol. gesetzt, so verräth das eine mangelhafte Auffassung des Alterth. denn die Kunst gerade ist ein sehr wesentl. – auch kann man nicht die bildende Kunst losreissen von der redenden. Die Archäologen haben natürl. diese Ausschließung empfunden u. sich als besondere W. constituirt. – Eine Kritik der Systematik siehe bei Reichardt, die Gliederung der Philologie, Tübingen 1846.
Trotz des Mangels an systemat. Ordnung darf man doch auch die Vorzüge des Buches im Einzelnen nicht verkennen – das einzelne Material wird man immer mit Dank annehmen u. mit Nutzen gebrauchen können, während das Ganze in seiner Composition verfehlt ist.
Ähnliche Versuche machten auch andere Philologen.

Manche haben sich näher u. durch allgem. Erklärungen der Wolfschen Schule angeschlossen, so Thiersch, Passow (Einleitg. zu den Jahrb. der Philol. 1826).
Ebenso Christian Daniel Beck – vgl. de consiliis et rationibus seminarii philologici, Lipsz. 1809 u. De philologiae cum aliis litteris conjunctione, epist. ad Fremiechium, 1826 – An u. für sich war er ein Polyhistor – die Philol. nahm er im größten Umfange u. so stimmte er mit Wolf überein, so verlangte er für das philol. Seminar, daß zuweilen auch das neue Testament gelesen würde – Festhaltung der profana u. sacra philol.
Eine eigenthümliche Richtung ging aus von Böckh, der wenn auch Schüler Wolfs u. eine Zt. lang mit ihm in bester Eintracht, sich später mit ihm verfeindete. Er stellte das System ganz anders dar, wenn er auch in dem Punkte, daß die Phil. historisch sein sollte, mit Wolf übereinstimmte. Eine besondere Schr. gab er darüber nicht heraus. Einen Abriß Classen in Böckhs Biogr. – in Hoffm. Biogr. Aus seinen Vorlesungen giebt mangelhaft, Leipz. 1836 – dann Carl Friedrich Elze, Ueber Philol. als System, berichtet zu Dessau 1845, der auch aus den Vorlesungen Böckh's seine Anschauungen geschöpft hat, das leider auf eigenes Urtheil verzichtet hat. – Reichart a.a.O. stellt seine Ansichten zusammen aus den einzelnen publicirten Ansichten Böckh's u. er nimmt sie als Grundlage um ein System der Philol. zu construiren. Böckh: die Aufgabe der Philol. sei das Erkennen des Erkannten, das Reproduciren des Reproducirten, nicht das γιγνώσκειν sondern das ἀναγιγνώσκειν. Zur Darstellung kann aber die Philol. zu jedem Erkannten treten, mithin ist der Stoff unbeschränkt u. daher sei sie keine Wiss. sondern eine Methode, eine Betrachtungsweise, die auf jeden beliebigen Stoff angewendet werden könne, der sich als Erkanntes, als Idee im Leben dargestellt habe. Philol. ist die geschichtl. Erkenntniß der wissenschaftl. Thätigkeit eines gesammten Volkes in einem verhältnißmäßig abgeschlossenen Zeitalter. – Die letztere Beschränkung auf einen einzelnen Stoff ist eine willkürliche u. kann aus dem Zweckbegriff [illegible] geboten sein – man braucht nicht nach Völkern, sondern man könnte auch nach Gegenst. abtheilen. Ebenso wird man wohl auch die Bestimmung "Erkennen des Erkannten" nicht streng festhalten können, denn nicht immer ist "das Erkannte" ein mit Bewußtsein "Erkanntes"; auch das unbewußt Erkannte wird man hinzunehmen müssen, aber auch das, was gar kein Erkennen liegt, sondern was äußerlich gegeben ist – also die Geographie – was aber doch auf das Leben der Menschen, zu ihr Erkennen, einen großen Einfluß gehabt hat. Es bleibt also nur der eine Punkt als wesentlich, daß die Phil. historisch ist u. nicht philosophisch, speculativ. –

Im Allgem. sind wir also nicht gefördert worden. – Weiter hat Böckh
seine an sich willkürl. Begrenzung auf das klass. Alterth. übertragen, hat
dieses zum Stoff einer besonderen Philol. gemacht u. diese eingetheilt u. orga-
nisirt: 1) unterscheid. er einen formalen Theil u. einen materialen; in den for-
malen setzt er Hermeneutik u. Kritik, nicht aber Gramm. – Die Benennung
beider Theile ist wohl unglücklich getroffen, richtiger wäre es den ersten
Th. als instrumentalen zu bezeichnen. Es würde aber dabei noch ein
drittes fehlen, nämlich der Nachweis des uns von den Alten überlassenen
Stoffes, was Böckh unterlassen hat; dann folgt eine Methode, diesen
Stoff zu behandeln. Den materialen zerlegt Böckh in 2 Hauptthle. –
es soll darin das practische u. theoretische Leben der Alten enthalten
sein. Im pract. Th. soll enthalten sein: 1) das öffentl. Leben: a)
polit. Gesch. b) polit. Alterth. c) Geographie d) Chronologie. 2) das
Privatleben: a) äußeres (Landwirthschaft, Handel, Gewerbe) u. ~~innere~~
Hauswirthschaft mit Metrologie – u. inneres: als Ehe, Sklavenwesen
u. d. gl.

15. 12.

Auffallen muß es, daß die Geogr. gerechnet wird zu den Discipl. die
das öffentl. Leben betreffen, sie muß eine ganz andere Stellung bekommen.
Bei Elze p. 22 wird bemerkt, daß die Geogr. auch für das Privatleben
von Wichtigkeit sei – trotz dieser seiner Bemerkung hat er ihre Stellung
nicht geändert. – Ferner fragt es sich, ob man das öffentl. u. Privat-
leben so von einander trennen könne – die Trennung wird sich schwerlich
gerecht erweisen; auch ist denn der Unterschied zwischen äußerem u. inneren
Privatleben nicht klar. Was ferner das theoretische Leben anbetrifft,
so hat es Böckh in zwei Thle zerlegt: a) der Gedanke stellt sich
äußerlich durch ein Symbol dar: religiöser Cultus, bildende Kunst,
Musik, Orchestik; b) der Gedanke bleibt rein innerlich: α) der Inhalt
der Kunst. β) die Form – der wissenschaftl. Inhalt der Erkennt. liegt
zuerst in der Mythol.; aus der Myth. hat sich die Philos. entwickelt u. aus
ihr die übrigen W. die theils physikalisch sind, theils ethisch. –
Die Form des Wissens ist die Sprache u. diese wird in 2 Disciplinen be-
handelt: Gramm. u. Literaturgesch. In der Gramm. soll der innere
Organismus, in der Literaturgesch. die Ausbildung u. Anwendung der
Spr. zu wissensch. Kunstproducten der Poesie u. Prosa dargelegt werden.
Auch hierbei erheben sich starke Zweifel. Wird das theoret. Leben als
ein rein innerliches betrachtet, so würde ja hier nicht die Form in Be-
tracht kommen; diese Darstellung des Inhalts ist ja nicht W. sondern
Kunst; wenn die Gramm. eine W. ist, so ist sie es doch nur darum,

weil sie die Theorie ist von einer Kunst – wie die Poetik, Rhetorik u. a. –
die Stellung der Gramm. an dieser Stelle wird also unrichtig sein, sie muß
mit der Kunst verbunden werden. – Die Literaturgesch. nennt Böckh die
Anwendung u. Darlegung der Spr. in wissensch. Kunstprodukten, sie umfaßt
aber weit mehr, was B. meint, ist nur geschichtl. Darlegung der Poetik
u. Rhetorik. – Auch wird man wohl Anstoß nehmen, daß Cultus u. Myth.
in zwei besondere Th. verwiesen sind, die religiösen Anschauungen drücken sich
ja symbol. durch relig. Handlungen aus, wie in den Mythen. Auch zeigt
wird sich diese Trennung nicht bewähren.
Man wird zugeben müssen, daß dieses Schema der Philol. nicht auf eine
natürl. Weise aus dem Stoff hervorgegangen ist, sondern von Außen her
an den Stoff herangebracht worden. Indessen hat insofern B. Behandlung
der Encyklop. vor der Andern (Bernh.) einen großen Vorzug, daß er
viel entsprechender dem Grundbegr. der Philol. festgehalten hat – auch die
Gramm. ist nicht mehr philos. sondern einfach in den materialen Th. ge-
rückt worden – freilich ist es eine Frage, wie es möglich ist, die Gramm.
histor. zu behandeln. Die B. Disposition im Allgem. – daß die Philol. eine
unabhängige histor. Forschung sein soll, ist allmählig die allgem. worden.
Die meisten Philol. erklärten sich für sie, wenn wohl sie im Einzelnen manch-
mal abweichen; nach B. ist die Philol. nur eine Method, Welcker (Kleine Philol.
Bonn. 1842 p. 22) meint, die Philol. sei ein Begr., kein W. Die Philol. selbst ein
Stand, die ihre Thätigkeit auf jeden beliebigen Stoff wenden könnten.
O. Müller stand im Ganzen mit Böckh u. Wolf auf gleichem Standpunkte,
hat sich aber nicht gründlich, wie er die Philol. schematisire – nur gelegentl.
in Gött. g. Anz. 1836 p. 169–171 – nach ihm ist die Phil. eine W. die zur Aufgabe
hat die Auffassung des antiken Geisteslebens in Verstand, Gefühl u. Phantasie
zerlegte er in 3 Th.: Sprache, Religion u. prakt. Leben. Das Ganze
an hervorgehen die Literatur, Kunst u. Wissenschaft; hinterwärts liegt
der Rahmen der alten Völkergesch. u. Länderkunde; das Ganze sollte in
formalen Th. neben er noch einen instrumentalen an, Kritik u. Hermeneutik.
die Gegens. hat Müller besser als Böckh gestellt – im Allgemeinen hat er sich nicht
[illegible] ausgesprochen. Verwandt mit dieser Ansicht ist die von Ritschl (Schüler
Hermanns u. Wolfs) – von ihm: Artikel: "Philologie" im Conversationslex.
der neuesten Zt. Abth. I. – Die Aufgabe der Phil. ist ihm "die Reproduction
des Lebens des klass. Alterth. durch Erkennt. u. Anschauung seiner wesentl.
Erscheinungen." Diese allgem. Aufgabe zerlegt er in eine reale u. ideale.
Ideal soll das Leben des Alterth. nach den 4 Seiten des Guten reproducirt werden: nach
der Idee des Guten, Heiligen, Schönen u. Wahren.

Friedrich

Das Gute ist die Sphäre der Sittlichkeit – ihre Gestaltung liegt der die polit. Gesch. u. die Staatsalterth. – auf die Idee des Heiligen beziehen sich Mythol. u. Religionsalterth. u. Kultus; auf das Schöne bezieht sich die Archäol. u. die Idee des Wahren liegt in der W. die ihrem Inhalte nach durch die Literaturgesch. ihrer Form nach durch die Gramm. dargelegt wird.

Einzelne Mängel sind hierbei vorhanden: unter der Kunst hat B. nur die bildende verstanden, die Rhetorik wird ganz übergangen u. die Rhythmik mit der Metrik hat er zur W. gerechnet, indem er wie Böckh die Gramm. unterbringt. – Ferner sind die Privatalterth. bei Ritschl in das künstler. Leben gezogen; der Kunst fürs der Alten hat zwar die Sitten des Lebens durchdrungen u. den Lebensgewohnheiten eine künstler. Gestaltung gegeben, aber dies ist auch der Fall beim politischen u. religiösen Leben. Das Privatleben gehört ohne Zweifel zur Sphäre der Sittlichkeit.

Die realen Disziplinen des Alterth. soll die Kritik u. Hermeneutik vorausschicken, nachdem die Gramm. die hier zum zweiten Male vorgebracht wird. – Es müssen auch Mode der Kunst u. Handwerk in die Disziplin aufgenommen werden.

Endlich verlangt B. noch zwei W. die die Phil. begränzen sollen u. ihre Aufgabe darstellen: die Gesch. der Philol. u. die Encyklop. der Philol. Dies ist bei Müller, Wolf u. Böckh übergangen.

Kleinere u. unbedeutendere Versuche, die Philol. zu systematisieren, sind von besonderen Zwecken u. Gelegenheiten ausgegangen; von ihrer gegenwärtigen Ansicht gehen diese Versuche aus, um versch. Angriffe zurückzuweisen oder als unbegründet darzustellen.

16. 12.

Es ist eine eigenthüml. Erscheinung, daß unsere W. je mehr sie in ihren Arbeiten fortschreitet, desto mehr an Theilnahme beim größeren Publikum zu verlieren scheint. Allerdings interessiren auch ihre jetzigen Arbeiten dieselben weniger – allein es ist auch jetzt eine Periode, die keine äußeren Früchte trägt. Hauptsächlich wird die Sprachkunde in Angriff genommen; die vergl. Sprachw. erfordert so detaillirte Arbeiten, daß diese nur Wenigen Uneingeweihter vorgelegt werden können; ebenso verhält es sich mit den kritischen Resultaten. Wenn wir uns auch über den heutigen Zustand der Philologie nicht zu schämen brauchen, die großen Sammlungen beweisen das Vorhandensein geschwächter Kräfte u. auch das eines freudigen Fortschrittes – so ist doch die Natur der Arbeiten zum größten Theile ungeeignet u. die Stimmung beim größeren Publikum der philol. Studien nicht günstig – wir müssen

und vorläufig auf der Defensive verhalten. Die Angriffe sind verschi-
eden: die Philol. sei unnöthig, weil sie die Menschen ungeeignet mache –
der Nutzen wird bestritten u. bei dem allem Idealen abholden Sinne unserer
Zt. darf man sich hierüber nicht wundern. Andere finden, daß das Leben in
der alten Welt die Menschen auf Irrwegen führen, die nicht als heilsam
zu betrachten seien – man solle den Sinn für eine frische Auffassung
der Gegenwart verlieren, also reactionär sein – dazu Angriffe der
Geistlichkeit; die modernen Wissenschaften widerstreben ebenfalls der
Beschäftigung mit dem Alterthum. Alle stimmen darin überein, daß
die Beschäftigung mit den alten Spr. eine viel zu ausgedehnte sei. –
Hieraus entsprang eine Masse apologetischer Schriften; indessen hat
diese apologet. Richtung hie u. wieder selbst nachtheilige Wirkungen für
die Auffassung unserer W. gehabt – manche wollen durch Concessionen
sich sicher stellen, durch Aufgeben einzelner Theile das Ganze retten.
Es finden sich auch einzelne unter den Philol. selbst, die sich recht liberal
zu sein dünken, wenn sie ihre eigene Wissenschaft verschmähen, solche
Leute sind der Menge sehr willkommen u. gelten als die Coryphäen.
J. Mützell Andeutungen über das Wesen u. die Berechtigung der Philol. als
Wissenschaft, Berlin 1835 – die Auffassung der W. als eine histor. u. ihre
Begrenzung durch die Geschichte schließt sie von der wissenschaftl. Bewegung
der Philosophie aus; von diesem Grundgedanken geht die Schrift aus. M.
erklärt die Phil. als „die W. des inhaltsvollen Wortes, der Mani-
festation des menschl. Geistes durch Wort u. Schrift." Einerseits hat er sie
auf das Sprachl. beschränkt, andererseits aber über das Alterth. hinaus ge-
dehnt u. sie grenzenlos gemacht, indem er die W. des inhaltsvollen Wortes
gegenübersetzt der Geschichte d. h. der W. der freien That; man wird hierbei
also von Böckh eine willkürliche Abgrenzung vornehmen müssen. Die
Hülfsw. ist die diplomatische Kritik, diese zerfällt a) in Lexicon u. Gramm.
– empirische Darlegung der Mittel der W. verbunden mit einer speculativen
Sprachlehre – b) die empir. Erforschung der Kunst der Darstellung, hindurch-
gehend durch alle Gattg. der Literatur, durch alle Zeitalter u. Völker;
auch hierbei soll die histor. Anschauung mit speculativer Ansicht ver-
bunden werden d. h. die histor. Manifestation des Geistes soll am
Absoluten gemessen werden. So würde die Philol. auch speculative
Elemente enthalten; eine Verbindung von zwei ganz heterogenen
Bestandtheilen – speculative Gramm. u. specul. Aesthetik. –

Ihlefeld
Quedlinburg

Anders verhält es sich mit denen, die hochherzig u. freisinnig auf eine Lostr. ihrer W. verzichteten u. für Leben der Ungr. ... Ihlefeld ist die Philol. eine W.? Meklenburg 1837 – beantwortet die Frage mit nein – wörtlich abgeschrieben von Naase (Z. [illegible] u. [illegible] der Philol. Leipzig 1825) – unter Antiq. versteht er eine Sammlung von heterogenen Gegenst. – so abgeschmackt u. [illegible] sind [illegible] alle seine Thesen.
Mölthauser, über Philol. Alterthumsw. u. Alterthumsstudium, Leipzig 1827 – die Philol. soll blos eine Tugend sein, die Kunst des Verstehens, nicht aber W. sein, sondern mit ihrer Harmonie die andern W. [illegible] – wer etwas selbst producirt, hört auf Philol. zu sein, die Philol. kann nichts produciren, sondern nur reproduciren.
Ähnlich ist es mit der Schr. von Frese, der Philolog, eine Skizze, Stargard 1841 – er stand auf Böckhschem Standpunkte, ist doch zu der Meinung gekommen, daß man das Alterth. nicht für sich betrachten, sondern mit der modernen W. in Verbindung setzen müsse; da dies die Philol. nicht können, so müsse es jeder W. überlassen bleiben, sich ihre antiken Antecedentien anzueignen – für die Philol. bleibt nichts übrig, als daß sie sich auflöst u. höchstens die formale Bildsamkeit wie früher versucht.
Alle diese Schr. gehen aus von einer übermäßigen Hochachtung von der modernen W., wir wollen diese nicht verschmähen, aber man braucht die Philol. nicht zu Grunde gehen – es muß nothwendig eine W. geben, die alle Beziehungen der Jetztzeit zum Alterth. umfaßt. –

19.12.

Meistentheils hat sich der Streit nicht sowohl um die Philol. als W. gedreht, sondern ob sie in den höheren Schulen in derselben Ausdehnung u. mit denselben [illegible] Grundlagen der Bildung bleiben solle. Manche haben diese Art von klass. Bildung als eine für unsere erleuchtete Zeit verschlossene verworfen; dagegen haben manche Philol. sich bemüht, den Werth der klass. Philol. darzulegen, was jedoch immer nur einen vorübergehenden Erfolg gehabt hat. Unermüdlich hierin war August Gotthilf Rein, Director des Gymnasium in Gera "de studiis humanitatis nostra adhuc aetate magni aestimandis" in einer großen Menge von Particulae; die 18te dieser [illegible] erschien 1824, die 21te im J. 1828. –
Jedoch war es besser etwas Tüchtiges in den Schulen selbst zu leisten; nachdem in den meisten deutschen Ländern längst philol. Seminare auf den Univ. begründet worden waren, wurde in Tübingen erst 1841 eins errichtet. Walz hielt hierbei die Inauguralrede: über den gegenwärtigen Stand der Alterthumsw. Tüb. 1841. Prof. [illegible]

erst begann man in Würtemberg Lehrer für den klass. Unterricht zu bilden, was man bis dahin nur den Theologen überlassen hatte. Walz steht auf Wolfschem Standpunkte.

Der Realismus u. die Theologie machten sich am meisten gegen die klass. Studien geltend; bei Manchen galt es als Fortschritt in der Bildung, von den todten Spr. losgerissen zu werden u. sich nur auf das Praktische zu richten, man verlor also das ideale Ziel aus den Augen u. vergaß, daß die humaniora die Kraft haben, die Gemüther zu erheben u. sie für die idealeren Zwecke vorzubereiten. Auch 1848 glaubte man der Zt. wesentliche Dienste durch die Verbannung der klass. Studien zu leisten u. selbst wissenschaftl. gebildete Männer unterstützten diese Ignoranten u. wollten dafür die Naturw. einsetzen.

Auch nach dieser Seite hin richteten sich die Vertheidigungen der Philol. während es auch manche gab, welche aus Politik oder geringer Einsicht hierauf eingingen. Man beschränkte den Unterricht in den klass. Gym. so sehr, daß er nothwendig an seiner eigenen Mangelhaftigkeit scheitern mußte, man gerieth in die kläglichste Halbheit u. genügte weder nach keiner Seite hin. – Dies ist in Preußen glücklicherweise beseitigt worden.

Unter den neuesten Vertheidigungen nenne ich eine 1847 bei der Philol.-versamml. in Basel hervorgerufen – Baeumlein „Bedeutung der klass. Studien für eine ideale Bildung" Heilbronn 1849. – Es sind eine ganze Reihe anderer kleiner Schr. zu erwähnen, die in dem einen oder andern Sinne verfaßt sind – doch wir wollen sie übergehen. – Dr. Allihn „Bedeutung des Studiums des griech. Alterth. für die philos. Bildung in gegenwärtiger Zt." Nordhausen 1849; 3 Vorträge; ist einseitig, er sucht die alte Philos. von Plato u. s. w. über Bord.

Das Verhältniß der Philol. zur Theol. war von jeher ein sehr enges, wenn auch nicht immer freundschaftliches. Solange die Philologie der Theologie die Schleppe trug u. ihr das nöthige Material zur Hand gab, war das Verhältniß ein freundschaftliches, da sie keinen eigenen Ideen nachstrebte; die Theologen vertheidigten sogar ihre Interessen. Seitdem sich aber die Philol. von der Theologie emancipirte, bewies die Philol. der Theologie, daß sie für dieselbe nützlich wäre; die Theologen entblödeten sich nun nicht die Behauptung aufzustellen, daß die klassische Bildung auf den Schüler direct in das Heidenthum einführe.

K. Otfr. Siebelis hat sich bemüht, indem er sehr gründliche theol. u. philol. Gelehrsamkeit verband, zu zeigen, daß die Philol. nöthig sei u. daß das Studium derselben dem Christenthum nicht nachtheilig, sondern vielmehr förderlich sei. –

Seine "disputationes V etc." erschienen zu Leipzig 1837 u. später 1842 mit deutschen u. lateinischen Nachträgen.

Das hinderte jedoch die Extremen nicht, ihre Angriffe zu erneuern; sie wurde es 1843 unter dem damaligen Eichhornschen Ministerium Sitte über das Heidenthum der Gymnasien Geschrei zu erheben – vgl. die damalige Liter. Ztg. in Berlin –; man hatte sogar die Dreistheit, ein neu gegründetes Gymnasium im Gegensatz zu allen übrigen ein "christliches" zu nennen – (in Gütersloh). Es gab sogar Heuchler, die sich Mühe gaben, als würdige Philol. dieser ministeriellen Richtung zu erscheinen. – Fr. Ellendt "über das religiös-sittl. Bewußtsein der Philol. u. Schulmänner, besonders Preußens" Eisleben 1843. – Andere Philologen wurden in Untersuchung gezogen, sogar Absetzungen u. Pensionirungen fanden statt – Stettin –. Der nächste Angriff aber gegen die Philol. ist von einigen kath. Theologen ausgegangen: Lutterbeck, "über die nothwendigkeit einer wiedergeburt der philologie zu deren wissenschaftl. erhebung", Mainz 1847. –

20.12.

Selbst in Nägelsbach's homer. Theol. dringt sein protestant. Standpunkt durch.

In Lutterbeck's Buche werden die neueren Philologen nicht nur verdächtigt u. als Heiden dargestellt, es soll sogar bewiesen werden, daß das Heidenthum viel christlicher war, als die moderne Philologie, das ist die Wiedergeburt, die er der Philol. verspricht. Sein Grundsatz ist, die Philol. hätten sich willkürlich ein philos. Prinzip geborgt u. in das klass. Alterth. übertragen, das Princip des Humanismus – das sei aber unbegründet u. willkürlich. Aus demselben Grunde stehe es dem Verf. frei, der Philol. einen neuen Standpunkt, den katholisch-christl. zu geben. Er macht auf diese Weise die Alterthumsw. zu einer großen Lüge, denn das Heidenthum ist nun einmal heidnisch, u. das Heidenth. muß man in seinem eigenen Sinne, nicht aber im christl. auffassen; Lutt. tritt aber die histor. Wahrheiten des Alterth. mit Füßen, wie es auch Protestanten in ihrem Sinne gethan haben. Den christl. Dualismus von Gott u. Teufel legt er auch in das Alterthum. Derartige Schriften nun richten sich selbst. Creuzer, der früher so vielfach beschuldigt wurde, daß er katholisire, hat gerade über diese Schrift sich mit dem energischsten Tadel ausgesprochen u. gegen diese "ultramontane philologie" protestirt. – Vgl. Haase's Recension der Schrift von Lutterbeck in der Halleschen Liter. Ztg. 1848 No 110 ff.

die kathol. Geistlichen in Frankreich machten in neuerer Zt. ebenfalls
auf die Philol. die heftigsten Angriffe u. verlangten eine nur christl.
Schulbildung – so Abbé Gaume 'der nagende wurm der neuern gesellschaft
ou le paganisme dans l'éducation' Paris 1851 u. 'lettres sur le paganisme
dans l'éducation' Paris 1854. –
Obwohl es eine Zeitlang schien, als würden die Angriffe Erfolg haben in
der gleichen Gesinnung des Kaisers, so ist man doch im Wesentl. bei dem
hergebrachten Unterricht geblieben – u. vielf. hochgestellte Prälaten,
wie der Cardinal Matthieu, Erzbischof von Besançon, Lacordère, Kanzel=
redner in Paris, Cardinal von Bonald, Erzbischof von Lyon, haben sich
sehr entschieden gegen eine solche Umgestaltung ausgesprochen. – Auch
in Deutschland gab es Anhänger Gaume's, so Auer, ein Wiener Priester,
'die kirchenväter als nothwendige lectüre in den schulen' Wien 1853 –
Karl 'die alten u. neuen schulen' – Michaelis, kathol. Ztschrft. Münster 1852.
als Wortführer traten auf:
de Voss 'de legendis gentilium libris in scholastica adolescentium edu-
catione quid sit sentiendum etc.' Warendorfer Progr. – suchte nachzu=
weisen, daß die Kirchenväter selbst nie die altklass. Lectüre verboten
hätten – einer ihrem Sinne gemäß guten Schrift. – Joh. G. Krabinger
'die klass. studien und ihre gegner' erwiedern. Rede, gedruckt München
1853. – Diese Angriffe sind gegenwärtig ziemlich verstummt.
Ferner ist noch von Wilhelm Herbst erschienen 'das klass. alterthum
in der gegenwart' Leipzig 1852 – eine histor. Darstellung, worin er
in würdiger Weise die Nothwendigkeit der Pflege der altklass. Literatur
darstellt, sowohl im Publicum, als auch besonders im Kreise der Ge=
lehrten selbst, welche auch den Jüngern die Beschäftigung mit der Philol.
nicht verleiden, sondern angenehm machen sollen. Allein das läßt
sich im Ganzen heute noch nicht durchführen, da im Ganzen diese Ideen
unserer Zt. ferner liegen.
Es fragt sich nun, wie wir die Aufgabe der Philologie nun nach
allen diesen Unterredungen zu fassen haben; jedenfalls ist sie eine
historische, sowie auch die der Historie u. Philosophie; die Philosophie
versucht das a priori auf ihrem eigenen Wege u. stellt sich auf
sehr verschiedene Weise zur Philologie. –

21.12

Während die Philol. früher keiner W. gegenüber ihre Selbständig-
keit behaupten konnte, ist sie von der kantischen Philosophie zwar
negativ gefördert worden, indem durch dieselbe termini, die sich begriff-
lich nicht halten konnten, beseitigt wurden. Diese Philos. welche Alles
nach den logischen Kategorien ordnete, respectirte nicht das Recht
der histor. Besonderheit u. das Historische wurde dadurch mehrfach
gemißhandelt, indem es in die log. Normen gewaltsam hineinge-
zwängt wurde. Dann war die Naturphilosophie von bedeutendem
Einfluß, welche das historische Bild als Symbol des philos. Gedankens
nahm. – Die Hegelsche Philos. betrachtete beides, das Historische u.
den philos. Gedanken als identisch, in einander seiend, sie verwarf
die Abstractionen als nichts concret-lebendiges u. stellte die
Ansicht fest, daß der dialectische Proceß der Idee u. die thatsäch-
liche Entwickelung der Geschichte zusammenfalle. Dies acceptiren wir
aber nicht in der Weise wie einzelne Hegelianer, indem wir aus
der Philos. etwa die Geschichte construiren u. die einzelnen Er-
scheinungen nur als die Träger jenes dialect. Processes auffassen.
Die Geschichte wird sich vielmehr selbst das Recht vindiciren müssen
die göttl. Idee, die sich in der Geschichte entwickelt, aus der Geschichte
selbst zu erkennen; dabei hat die histor. Forschung keine philos.
Voraussetzung u. vorgeschriebene Principien mitzubringen.
Sie hat nur die Tendenz festzuhalten, das histor. Material nicht
lediglich äußerlich als bloßen geistlosen Stoff zu betrachten,
sondern in ihm u. aus ihm das Walten des göttl. Geistes
zu erkennen. So mag das Ziel beider Wissenschaften also hin-
gestellt werden, daß beide Wege schließlich zusammenfallen,
indem beide das göttliche Gesetz in der Entwickelung des
menschlichen Geistes darlegen, die Philosophie a priori, die
Geschichte a posteriori; beiden muß der unbefangene, strenge
Wahrheitssinn das Leitende sein. – Für die Philol. wird sich
von selbst die Aufgabe stellen, daß sie nicht in der Masse des
Materials u. Stoffes hängen bleibe, sondern sich bemühe, die
in ihm wohnende geistige Idee zu finden. Im entgegengesetzten

Andern wird sie bloß ein Aufsammeln von Wissen sein.
Es kann nur die Frage aufgeworfen werden: wie verhält sich die Philologie zur Geschichte? sind die Philologen oder vielmehr Historiker?
Es ist unzweifelhaft, wenn die Philol. als letztes u. höchstes Resultat ihrer Forschungen die Idee, den Geist erkennen soll, der in dem Material ruht u. sich in ihr historisch offenbart, – so ist sie eine geschichtl. Wissenschaft u. nichts anderes. sie ist ein Theil der Weltgeschichte, indem sie eine bestimmte geistige Entwickelungsstufe nach allen Seiten hin erforscht. Dieselbe Aufgabe, welche die Philol. für die klass. Zt. erfüllt, wird für alle anderen Perioden bestehen, daher giebt es mehrere Philologien: eine orientalische, deutsche, romanische, slavische – u. jede hat an ihrem Theil darzulegen, wie diese verschiedenen Völker-gruppen(?) ihren Geist in der Weltgeschichte entwickelt u. bekundet haben, so daß aus diesen versch. Philologien die ganze Weltgesch. zusammengesetzt ist. Wenn so Philol. u. Geschichte in Wahrheit dieselben sind, so macht doch der Sprachgebrauch einen Unterschied, der nicht so wohl in der Aufgabe u. dem Stoff als vielmehr in der Methode beruht.
Man versteht nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch unter Geschichte die Aufzählung der nach der Zt. geschehenen Thaten u. Ereignisse.
Aber die Einzelheiten in der Gesch. sind an sich unverständlich u. vieldeutig; ein u. dieselbe Ereigniß kann (u. hat sich auch im Alterth. Mittelalter, Neuerer Zt. wiederholt) sich wiederholen, ist unter denselben Namen erschienen u. hat doch eine ganz verschiedene Bedtg. gehabt; diese geht hervor aus dem Zusammenhange der Thaten, deren Ursachen u. Motiven. –
Die Erzählung also solcher Einzelheiten, wie sie die Geschichte giebt, wird erst durch die Verbindung des Einzelnen mit dem Zusammenhange verständlich u. dadurch, daß bei jedem Einzelnen die Zustände herbeigezogen werden, aus denen sie hervorgegangen sind. Diese Bedingungen berücksichtigt die Geschichte nur subsidiarisch. Ihre Aufgabe ist die kunstmäßige Aufzählung – die Erläuterung u. Erklärung wird durch die Berücksichtigung eben dieser subsidiarischen Bedingungen erreicht. Eine andere Methode besteht in der Umkehrung:

Nicht die Erzählung des Einzelnen ist Hauptsache, nicht das einzelne Geschehene, sondern die bedingenden Zustände, aus denen das Einzelne hervorgegangen, sein Ziel u. seine Aufgabe erhalten hat. In diesen Zuständen vereinigen sich eine Masse von einzelnen Thaten, denn die Bestrebungen der Menschen sind stets darauf gerichtet, ihre Zustände neu zu gestalten u. diese zu befestigen, hernach aber wieder diese zu zerstören u. durch neuere zu ersetzen. In den Zuständen ist also gleichsam die Summe u. Frucht vieler geistigen Bestrebungen u. Thaten inbegriffen, in dem neu geschaffenen Zustande drückt sich der Geist eines Vo. summarisch aus. Wenn also der Zustand, das verhältnißmäßig Dauernde, zu dem Untergeordneten gemacht wird, pflegt man das Nicht-Geschichte zu nennen; der Sprachgebrauch bezeichnet diese Art historischer Forschung u. Darstellung namentlich als Statistik – nicht ein bloßes, dürres Gerippe von Zahlen u. Thaten, sondern die Schilderung gewisser Zustände eines Volkes nach allen Seiten hin. Man versteht die Statistik nur von neuern Völkern, die noch nicht abgeschlossen, einer weitern Entwicklung entgegensehen. —

Es giebt noch eine dritte Betrachtungsweise. Wie die einzelnen Thaten u. Personen für sich ihre Bedtg. verlieren gegenüber der ganzen geistigen Summe ihrer Zt. welcher sie nur als Träger oder Werkzeuge gedient haben – so können auch diese Zustände als bloße Einzelheiten betrachtet werden, die an sich unbedeutender sind im Vergleich zu der größern Allgemeinheit, der sie gegenüberstehen. In dieser ist es, wo sich der göttliche Geist in der Menschheit entfaltet. Wenn man sich auf diesen allgemeinen, geistigen, absoluten Standpunkt stellt, erscheinen die einzelnen Ereignisse als das historische Gewand, welches das Absolute verhüllt u. ihm in verschiedenen Zt. eine beschränkte Gestalt gegeben hat. Auf diesem Standpunkte fällt die geschichtl. Forschung mit der Philosophie zusammen; das die Weltgeschichte leitende göttliche Gesetz wird ebenso von Philos. erkannt, was die Philos. der Geschichte ist – wird es aus der Geschichte selbst entwickelt, so ist es auch eine Philos. der Geschichte die aber vom historischen Standpunkt ausgeht, eine Geschichte des Geschichte.

Für uns 4. die Philologie ist es als charakteristisch anzunehmen, daß

sie sich auf die zweite Stufe stellt, daß sie den Geist des klassischen Alterthums nach seinen verschiedenen historischen Offenbarungen darlegen will – das ist ihr Mittelpunkt u. das giebt ihr ihren wissenschaftlichen Charakter. –

22. 12.

Die dritte Stufe kommt ihr darum nicht zu, weil sie die gesammte Weltgeschichte umfassen müßte in ihrem ganzen Zusammenhange, was über die Grenzen des klassischen Alterthums hinausgeht.
Die erste Methode, die Erzählung des Einzelnen, erfordert eine gewisse histor. Kunst der Darstellung u. insofern auch diese ihre Vollendung hauptsächlich [illegible], wenn sie die ganze Weltgeschichte umfaßt, fällt sie besonders den Historikern zu. Jedoch darf sich der Philolog von der Geschichte des Alterthums nicht frei machen.

<u>Es frägt sich nun, wie wir die philologische arbeit disponiren?</u>

Hierbei ist nicht ein logisch gemachtes Schema willkürlich anzunehmen, u. der Stoff unter dieses zu vertheilen u. zu ordnen – es muß vielmehr ein Schema sein, das der Natur des Stoffes entspricht, aus ihm selbst hervorgeht u. in ihm selbst liegt. Unser Stoff ist aber ein in der Geschichte gewordener u. allmählig entwickelter, sein System müßte sich demnach auch geschichtl. entwickelt haben, es ist also das Schema mit der geschichtlichen Entwickelung des Stoffes selbst zu identificiren, so daß wir ein System erlangen, das die Geschichte selbst gemacht hat. – An dem Stoff ist aber sein geistiger Inhalt von Wichtigkeit, für die specielle Philologie haben wir also den Geist der Abtheilungen darzulegen; das ist unser Mittelpunkt. Der Geist bethätigt sich in der Freiheit, der Gang seiner Entwickelung beginnt mit der Unfreiheit u. schreitet stufenweise zur Freiheit fort.
In den Zuständen jeder Zt., jeder Periode stellt sich eine bestimmte Entwickelungsstufe des antiken Geistes dar, diese wird eine unfreie oder eine zur Freiheit sich erhebende sein. In der ältesten Zt. wo der Geist des Menschen noch nicht zum freien Bewußtsein gelangt ist, hängen seine Zustände noch nicht von seiner freien Selbstbestimmung ab; ihre Leitung ist nur der Natur anheimgegeben, der Beschaffenheit des Landes u. des Klimas. Allerdings sind diese Bedingungen zu allen Zt. wirksam, wie sie ja auch größtentheils unveränderlich sind. Ein Volk, das an der See wohnt, ist dadurch gewissen Bedingungen unterworfen,

denn es sich nicht entziehen kann. Frühster erhebt sich doch einmal der Geist über diese Schranken der Natur, wo er sie sich dienstbar macht u. wo nicht materiell, so doch geistig beherrscht. Das ist die Zt. der entwickelten Freiheit, welcher eine Zt. der unentwickelten Freiheit vorhergeht; in ihr führt der Mensch aus, was es ihm die Natur vorgeschrieben hat. Diese Zt. hat blos stehende, unbewegl. Zustände u. keine Geschichte. Danach können wir die Bedingungen, welche das Leben der Menschen gestalten, in 3 Gattungen scheiden:

1, außervorgeschichtliche Lebensbedingungen,

2, vorgeschichtliche " " "

3) geschichtliche " " "

Die ersteren sind durch die Natur gegeben – die Natur des Landes, die klimatischen Verhältnisse, die Schilderung der natürl. Mächte, welche die zuerst unmündigen Menschen gestaltet haben. Hierher gehört die alte Geographie.

Hierauf folgt die Erforschung derjenigen Zt., welche noch wesentlich durch die Natur gestaltet wird, bei noch nicht erwachter freier Selbstbestimmung des Menschen – eine Zt. in der auch noch keine Geschichte existirt u. auch nicht existiren kann – daher hat sie auch keine historischen Nachrichten. Hier handelt es sich darum, die stehenden Zustände dieser vorgeschichtlichen Zt. zu schildern. Diese sind allerdings der Erkenntniß u. Forschung einigermaßen zugänglich, denn sie waren die Grundlagen u. das Bedingende für die spätere geschichtliche Entwickelung, daher sind aus der Geschichte sichere Rückschlüsse möglich. Endlich giebt es auch Denkmaler, welche die Zustände der vorgeschichtlichen Zt. erkennen lassen, die ältesten Einrichtungen, die die Menschen gründeten, um sich mit der Natur in Verbindung zu setzen. Das sind die alten Bautenreste. Aber auch im geistigen Leben sind Nachwirkungen der vorgeschichtlichen Stufe vorhanden – das ist in der Sprache der Fall u. diese Stufe erkennt man aus der Sprachvergleichung, die freilich nicht die Aufgabe der klassischen Philologie sein kann. Es wird also die Sprach- u. Stammverwandtschaft über die älteste Zt. zu bestimmen sein. Was sich hiervon ausgedrückt u. erhalten hat, liegt in der Mythologie u. dem Cultus; in ihr liegt die ganze Erkenntniß der gesammten Menschheit, in dem man das Alter u.

Ursprüngliche als das Heiligste betrachtet u. es zu erhalten gesucht hat. So ist die Mythologie wesentlich umgestaltet worden, sie ist in der geschichtl. Zt. anders aufgefaßt, endlich ganz unverständlich u. also verdacht worden, aber trotzdem ist ihr Kern ein vorgeschichtlicher u. sie legt uns den ganzen Inhalt des geistigen Lebens des Alterth. in seiner vorgeschichtl. Zt. dar. Darum enthält die Mythologie ungeschieden, was sich beim Erwachen des menschlichen Geistes gesondert hat; was ihm zuerst als Wunder erschien, erkannte er nachher als Natürlich, Gesetzlich, ja als Wirkung seiner eigenen Kraft u. Freiheit; so trennt sich die Wissenschaft von der Religion. Diese Entwickelung geht erst in der geschichtl. Zt. vor sich. –

Die dritte Stufe ist aber die wichtigste. Der menschliche Geist entwickelt sich in drei Sphären:

1, der der Sittlichkeit,
2, der der Kunst u.
3, der der Wissenschaft oder Erkenntniß.

1. Das Gebiet der Sittlichkeit ist das practische Leben, das sich allmählig durch seine Formen u. Gesetze fortentwickelt u. umgestaltet. Sitte u. Gesetz sind dabei das Bestehende. Dies behandeln die Antiquitäten des öffentl. u. d. Privatlebens.

2. Das Gebiet der Kunst ist die antike Aesthetik, die Lehre von der Entfaltung des geschichtlichen Kunstgeistes, der sich darin bemüht, allem Geistigen eine sinnliche Form zu geben, wonach sich drei Gattungen unterscheiden lassen:

A, die redende Kunst;
B, die bildende Kunst;
C, die nachahmende Kunst;

Am wichtigsten ist die redende oder sprechende Kunst, die ursprünglichste Kunst u. Grundlage aller übrigen. Das Sprechen ist aber nichts anderes, als das Formgeben für einen geistigen Inhalt, die ihm aber entsprechen muß. Dieses älteste Kunstwerk ist die Sprache, als erste Grundlage der redenden Kunst gehört sie hierher. Wir unterscheiden auch hier 3 Stufen:

a, das sprechen;
b, das dichten; u.
c, das reden.

Das sprechen ist die erste Stufe; seine Theorie ist die Grammatik. Das dichten u. seine Theorie giebt die poëtik, in Bezug auf die sinnliche Form die metrik – wie bei der grammatik in Bezug auf diese Form die prosodik Auskunft enthält. Die Poesie scheiden wir in

α, epische;
β, lyrische;
γ, dramatische poësie.

Was das reden anbetrifft, so ist dies die Kunst der prosaischen Sprache, die beredsamkeit; ihre Theorie ist die rhetorik, die sich ebenfalls in Bezug auf die sinnliche Form mit der Lehre vom rhetorischen numerus verbindet. Wir haben zu unterscheiden:

α, den geschichtlichen,
β, den philosophischen, u.
γ, den rhetorischen stil oder die Beredsamkeit im engern Sinne.

B, die bildende kunst zerfällt in:

a, die architektonik;
b, die plastik;
c, die malerei.

C, die nachahmende kunst zerlegt sich wieder in

a, die gymnastik;
b, die musik;
c, die mimik (mimische orchestik).

3. Das Gebiet der Wissenschaft betrifft nicht die Form, sondern den Inhalt des geistigen Lebens, die Erkenntniß. In der vorgeschichtlichen Zeit ist all sein Erkennen in der symbolischen Form der Mythologie gegeben u. erst stufenweise nähert es sich dem wissenschaftlichen Erkennen. Dies hat die Culturgeschichte darzulegen, zu welcher die Geschichte der einzelnen Wissenschaften gehört.
Die aufgeführten Theile der Philologie enthalten zwar die Lösung der eigentl. Hauptaufgaben vollständig; jedoch ist dabei das Vorhandensein der nöthigen Urkunden des Alterth. u. deren richtiges Verständniß u. zweckmäßige Benutzung schon vorausgesetzt. Diese Voraussetzung muß aber verwirklicht werden, bevor das Hauptgeschäft gelingen kann u. das geschieht durch eine Reihe von instrumentalen disciplinen.

9.1.60.

Drei Stücke sind nöthig zur Erkenntniß des Alterthums; wir erkennen es aus den
Resten u. Denkmälern, die es hinterlassen u. in denen es seinen Geist offenbart;
wir müssen also zuerst die nöthigen Documente des Alterthums unter Händen, denn
muß es, bevor das Hauptgeschäft gelingen kann, Disciplinen geben, die uns das
richtige Verständniß jener Documente u. deren zweckmäßige Benutzung ermögli=
chen. Das geschieht durch eine Reihe von <u>instrumentalen Disciplinen</u>, welche einen
dreifachen Zweck haben, nämlich
I. das zu bearbeitende Material selbst, die ganze Masse der Documente des
Alterthums in übersichtlichen Repertorien vorzulegen; das leistet
A. für die Literatur die <u>Literaturgeschichte</u> mit <u>Epigraphik</u>
B. für die Producte der Künste u. Handwerke die <u>Museographie</u> u. <u>Numismatik</u>,
C. für neuere Hilfsmittel die <u>Bibliographie</u>.
Diese Disciplinen sind demnach bloße Repertorien des Stoffs; jedoch können auch
sie eine wissenschaftliche Haltung bekommen, wenn sie die dazu nöthigen Gesichtspunkte
aus den Haupt-Disciplinen entlehnen, wenn also bei den antiken Documenten für
die Ergebnisse des politischen Lebens Geschichte u. Antiquitäten, für
Culturgeschichte, für die Form die ästhetischen Disciplinen, für den Inhalt die
Bibliographie aber die Geschichte der Philologie, benutzt werden, bei der
II. die ersten Mittel, den Schlüssel zum Verständniß der Documente darzubieten;
das geschieht durch
A. <u>Lexicographie</u>,
B. <u>practische</u>, <u>populäre</u> <u>Grammatik</u>,
C. <u>Real-encyclopädien</u> und <u>Real-Lexica</u>. – Die beiden ersten dieser Disciplinen
sind lediglich für sprachliche Documente bestimmt; für die Kunst sind keine ent=
sprechenden Hilfswissenschaften ausgebildet, weil deren Gegenstand entweder sich
unmittelbar der Anschauung verständlich darbietet, oder nur der wissenschaftl.
Behandlung unterworfen wird ohne das Bedürfniß einer bloß practischen Einführung.
[illegible]lich ist erforderlich
III. zu lehren, wie das durch die instrumentalen Disciplinen der zweiten Gtg.
gebotene Verständniß auf den von den Disciplinen der ersten Gtg. vorge=
legten Stoff anzuwenden ist zu dem Zwecke, die eigentliche wissenschaftliche
Aufgabe der Philologie, wie sie oben dargelegt ist, zu lösen; hierzu dienen
A. die <u>diplomatische</u> (niedere) <u>Kritik</u> nebst <u>Palaeographie</u>.
B. die <u>Hermeneutik</u>.
C. die <u>Kritik</u> im eigentlichen Sinne, die <u>höhere</u>.
Auch die instrumentalen Disciplinen der letzten beiden Gattungen stehen zu
den eigentlich wissenschaftlichen Disciplinen in durchgängiger Beziehung, u. es muß

zwischen beiden eine lebendige Wechselwirkung stattfinden, indem die ersteren allmählig um so mehr vervollkommnet werden, je mehr die letzteren ihre Aufgabe erfüllen, u. andererseits die Lösung der Aufgabe der letzteren um so mehr erleichtert wird, je mehr die ersteren in ihrer Vervollkommnung vorschreiten. Ueberall ist demnach dasselbe Ziel festgehalten, worin die wissenschaftliche Einheit der Philologie liegt: die Erkenntniß des Geistes des classischen Alterthums. Da es aber hier darauf ankam, zunächst den Begriff der Wissenschaft u. ihre eigentliche Aufgabe darzulegen, ist von den Disciplinen, welche diese Aufgabe direct lösen, zu denen zurückgegangen, welche dies nur indirect thun u. dazu vorbereiten, obwohl natürlich in der practischen Ausführung die Vorbereitung zeitig vorangehen muß. Gehen wir noch einen Schritt weiter zurück, so schließt sich der Kreis mit den schon erwähnten einleitenden Disciplinen, welche Ziel u. Begriff der Philologie an sich genetisch oder systematisch darstellen, d.h. mit der Geschichte u. der Encyklopädie der Philologie.

I. Außergeschichtliche Lebensbedingungen.

1. Die alte Geographie.

10. 1. 59.

Man hat zu unterscheiden Geograph. der Alten u. „alte geogr." – Noch
behandelte zuerst die homer. Geographie – Man hob sich die geogr. Kennt-
niß der Alten besonders durch die jon. Naturphil. – Thales – durch
große Reisen – Herodot, Hanno – eine dritte Periode in der Geogr.
beginnt mit Aristot. wo man zuerst anfing, dieselbe als eine besondere
W. zu betrachten – Eratosthenes, Claudius Ptolemaeus – Dann treten
die Römer hinzu, die durch ihre Weltherrschaft u. Kriege die Länder-
kennt. weit ausdehnen – Caesar, Tacitus – Strabo, die kleineren
Geographen, Plinius d. Ä., Pomponius Mela, die itineraria (Marsch-
routen) über Straßen, ihre Richtungen u. Stationen – mit Karten,
waren noch die t. peutingeriana erhalten. Aus späteren Zt. noch
mehrere weniger bedeutende Geogr. – Ethicus. In vielen
Fällen bedarf es noch neuerer Forschungen, um die Ueberlieferungen
der Alten zu prüfen u. zu bestätigen; und kommt es nicht so auf
den ganzen Umfang der geogr. Kennt. der Alten an, sondern viel-
mehr auf ihre eigenen Wohnsitze, um zu erkennen, welchen Ein-
fluß Land u. Klima auf ihr Leben gehabt haben. Diese Betrachtung
ist erst in neuerer Zt. systematisch durchgeführt worden – Ritter –
Früher stellte man nur Notizen u. Ueberlieferungen zusammen,
mit mehr oder weniger Kritik; die Angaben der Alten wurden
im Mittelalter u. selbst noch im Anfange der neueren Zt. als Grund-
lage angesehen. – Unter den früheren Lehrb. sind die wichtigsten:
Theatrum orbis terr. v. Abraham Ortel, – sive geogr. vetus, Antverp.
1570 in fol. – für seine Zt. sehr verdienstvoll – dazu ein Thesaurus
sive lex. geogr. – ib. 1596. – Dann Philipp Cluverius (+ 1623) u.
Christoph. Cellarius. Von ersterem: introductio in universam geogr.
veterem et novam, Leyden 1629 4°. – dann Amstelod. 1729, 4°, mit
Karten – compendiöses Lehrbuch – Genaue u. fleißige Forschungen sind
niedergelegt in „Germania antiqua" Lugd. 1619 u. „Italia antiqua
cum insulis, Lugd. 1619–23, 2 Bd. – ausgezogen, Wolfenb. 1659 u. o.

Das geogr. Material ist mit ungemeinem Fleiß gesammelt u. für seine Zt. vortrefflich behandelt – Cellarius hat auch im Sammeln viel Verdienst erworben 'notitia orbis antiqui' – besonders Leipz. 1701 –1706, 2 Bde in 4°, – mit Karten. – brauchbare Muster in Lehrsammlung. Von Danville, geogr. ancienne abregée Paris 1768 u. 82 in 3 Bd. besonders empfehlenswerth durch seine Karten – deutsche Übers. Nürnberg 1785 sq. – Auf Danville folgte Gosselin, geogr. de Grec analysée ou le systême d'Eratosthene, Strabo, Ptolem. Paris 1790 mit Karten u. Recherche sur la géogr. systemat. et positive des anciens – Paris, sehr verdienstvoll. –
de Tronnes – cours element. de geogr. ancienne et moderne, redigé sur [illegible], Paris 1829 (14te Ausg.) – La Pit, weniger ein Forscher, aber [illegible] – meistens Karten geliefert zu werth. worden, die Forschung hat er selbst betrieben, theils auch sich der Quellen u. des Rathes anderer Männer bedient – sein Atlas erschien 1827 in Paris – bei der Übers. der lat. Itineraries hat er ebenfalls Karten besorgt.
In Deutschland: Mannert, Geogr. der Griech. u. Römer, Leipz. 1799 – 1825, 10 Bde – bis jetzt das vollständigste Buch, was wir über alle Theile haben – überarbeitet von Ukert, Prof. zu Gotha: Geogr. der Griech. u. Röm. von den frühesten Zt. bis auf Ptolem. – Weimar 1816 bis 1843, wo der 3t Bd. abgeschlossen wurde. – Das Beste, was wir über alte Geogr. besitzen. Viel geringeren Werth hat Forbiger, Handbuch der alten Geogr. Leipz. 1842 – 48 – eigentl. ein Lehrbuch für Schulen, aber es ist viel zu stark geworden (3 Bde) – wissenschaftl. untergeordneter Werth. – Nitsch, 10te Aufl. 1829 – kurzer Entwurf der alten Geogr. – Schirlitz, Zikler – für beträchtl. Zahl von Einzelwerken, die zum Thl. ein beträchtl. Verdienst haben – Kruse: Prof. in Breslau, Halle, Dorpat: Hellas oder Darstell. u. s. w. Leipz. 1825–27 in 3 Bde. – In neuerer Zt. Ernst Curtius, Peloponnesos, Gotha 1851 – 52, 2 Bde – beruht auf eigenen Reisen. – Von großer Wichtigkeit sind Reisebeschreib. – genaue u. krit. Aufzählung derselben bei Curtius so von Barth, Roß u. a., William James, – Was die Karten anbetrifft, so sind die hauptsächl. schon erwähnt – in Deutschl. Reichard, orb. terr. antiq. Nürnb. 1826 in fol.

u. Thesaurus topograph. Nürnberg 1824 – anfangs sehr hoch geschätzt-
eine neue Auflage erschien noch 1853. – Der Vorläufer für Griechenl. ist
die wissenschaftl. Expedition der Franzosen nach Morea geworden – exped. scientif.
en Morée – jüngere franz. Offiziere haben Morea u. auch Hellas genau
aufgenommen – Morea in 6 Blättern, eine Uebersicht darüber in Puillon
Boblaye, recherche geogr. sur les ruines de Morée, Paris 1836 mit
einer Karte – später noch über Hellas. Der verdienteste Zeichner u.
Forscher ist jetzt Kiepert, seine Karten sind die zuverlässigsten.

11.1.60.

Die Alten haben den Zusammenhang des Landes mit der Eigenthümlichkeit der Geo-
sehr wohl erkannt, wenn auch nicht systematisirt, die Uebereinstimmung innig zwischen
graph. Lage einerseits u. andererseits zwischen Verfassung u. Sitten ist viel größer
als in neuerer Zt. Besonders bei den Griechen ist es charakteristisch, daß ihr Leben im
Einklang mit der umgebenden Natur sich ausbildet, daher hat es noch so viel jugend-
liche Frische, mit der es ja aus der Hand der mütterlichen Natur hervorgegangen ist.
Jeder griechische Stamm wuchs in voller Natürlichkeit auf, innerhalb eines durch
Naturgrenzen abgeschlossenen u. dadurch mit einer besonderen Individualität ver-
sehenen Gebietes. Land u. Leute zu verhandeln u. zu vertauschen, war in jeder
Beziehung undenkbar; die Kriege in älterer Zt. waren Grenzkriege, besonders über
solche Grenzen, die von Natur wirklich zweifelhaft waren, wie bei Kynuria. Die
Griechen erhoben sich überhaupt nicht zu der Industrie u. Thätigkeit, welche die Bedingun-
gen der Natur beherrscht u. überwindet; es geschah nur wenig, um solche natürliche
u. dennoch als berechtigt anerkannte Differenzen auszugleichen; denn selbst die
Landstraßen überließ man der Fürsorge der Natur. Kaum daß die heiligen Stra-
ßen einiger Pflege genossen, auf daß die θεωρίαι
mit Sicherheit ihren Weg vollenden konnten zu den allgemeinen Heilig-
thümern. Ebenso ertrug man den Wasser-
mangel als eine unabweisliche Fügung der Natur, obwohl in mythischer Zt. mit
Hilfe kunstvoll vereinigter Kräfte große Wasserbauten in Böotien u. Ar-
kadien ausgeführt sein mögen. Die Befestigungen der Städte, noch mehr die der
Lager, beruhten nicht so viel auf der Kunst, als auf der Gunst des Ortes; ebenso
die innere Anlage u. Eintheilung der Städte bis auf Hippodamos den Milesier,
der zur Zt. des Perikles zuerst die Ευρατορια, eine regelmäßige Straßeneintheilung,
einführte. Griechenland ist, trotz seiner geringen Ausdehnung,
das Land der mannigfaltigsten Ländertypen, gebildet durch gewaltige Kämpfe von
Erde, Wasser u. Feuer, zerrissen u. ausgezackt durch einen von Süden gekom-
menen Andrang des Meeres, den einzelnen Gebirgsausläufern, in mannigfachen
Formen, Buchten u. Häfen bildend, entgegenwogen, im Innern durchschnitten
von vielen größeren u. kleineren Gebirgszügen, daneben nur wenige Ebenen von

grösserer Ausdehnung enthaltend u. ohne erhebliche Flussschifffahrt, aber nach 3 Seiten für Seefahrten geöffnet, die durch eine Menge von Inseln erleichtert sind; dennoch konnten sich in verschiedenen u. doch nahe benachbarten Landestheilen Seehandel u. Fischfang, Jagd, Viehzucht u. Ackerbau neben einander ausbilden u. das Leben der Griechen zu den verschiedensten Formen gestalten, immer jedoch mit der Leichtigkeit einer Existenz, welche bei der Ergiebigkeit des Landes u. der Milde des Klima's mühseligen Ringens u. Entbehrens nicht bedarf. – Mit der Beschaffenheit des Landes waren die Sitten u. Institutionen übereinstimmend; die Hirten auf Hochebenen organisirten sich politisch am wenigsten u. hatten auch an sonstiger Cultur den geringsten Antheil. – Im Gebirgslande am Parnass, in Doris, lebte in einem armen Lande ein Volk, das die Natur dazu drängte, sich abzuhärten, sich der Jagd zu befleissigen u. wegen des wenigen Ackerbaues u. Mangels an Verkehr auf Reichthum u. Luxus zu verzichten. – Daher bildete es sich zu strenger, kräftiger, stabiler Zucht u. Lebensordnung u. zu tapfern, festgeschlossenen Hopliten. – Denselben Charakter überkamen u. behielten die Spartaner, u. bewahrten ihn nach ihrer Auswanderung am treuesten in Laconien, weil dieses Land eine grosse Aehnlichkeit mit ihrem Stammlande hatte. Wo Wanderungen einen Stamm in Gegenden führten, die mit seinem Charakter nicht übereinstimmten, änderte sich dieser, wie sich das bei denjenigen Doriern zeigte, die nach dem fruchtbaren Messenien kamen, dort sich bereicherten u. ihre Tapferkeit einbüssten. – Die argivischen Dorier hingegen, in einem Lande, das wegen seiner Lage an der See schon von uralten Zt. an Seeverkehr mit dem Oriente gepflogen hatte, konnten diese Gelegenheit zum Handel u. Gewinn nicht abweisen, daher kam in ihr Leben mehr Beweglichkeit, als bei den echten Doriern der Fall war. Fremde Sitten u. Anschauungen wurden angezogen u. so die ursprüngliche Stabilität zerstört – in den See- u. Handelsstaaten entstanden Demokratien; die Argiver schlossen sich näher an Athen an, während die Dorier in Corinth u. Syracus, deren Verfassungen theils demokratisch waren, theils zwischen Demokratie, Aristokratie u. Tyrannis schwankten.

In grösseren ebenen Gegenden, wo Pferdezucht u. Ackerbau blühten, entstand aus dem Reichthum eine ritterliche Aristokratie, so unter den aeolischen Stämmen Boeotien's u. Thessalien's. – In den Küstenländern, wie in Jonien u. Attika, entwickelte sich mit der Ausdehnung des Handels u. zunehmendem Reichthum die Democratie, jedoch in Attica erst, seitdem man überhaupt die Richtung genommen hatte, ein Seestaat zu werden, seit den Perserkriegen u. Themistokles. – Früher nahmen die Attiker von ihrer Lage wenig Notiz, benutzten sie höchstens zum Fischfange, u. waren sonst eine Landmacht, die unter Königen, u. dann unter einer Aristokratie lebte. Erst [illegible]

12.1.60

u. Handel machten es dem ärmeren, einzelnen Manne möglich, sich von der
Aristokratie unabhängig zu machen, was in Ionien schon früher geschehen war.
Athener u. Boeoter bildeten den schärfsten Gegensatz zu einander, wie die Länder
welche sie bewohnten. Böotien ist ein Land, das zwar im Innern von einigen Höhen durch-
zogen ist, im Ganzen aber wie ein Küstenland erscheint, umgeben von hohen Bergen,
außer wo es durch das Kephisosthal mit Phocis verbunden ist. Daher hat das Wasser
keinen Abfluß, nur der Asopus an der NO Grenze Attica's geht ins Euboeische Meer,
aber auch er bildet Sümpfe. Alle übrigen Gewässer bilden Seen, so der Kopaische
u. hylische, oder Sümpfe, in Folge dessen ist das Land fruchtbar u. fett, aber die
Luft neblich, dick u. schwer – ein coelum crassum – was auf die Bew. Einfluß hat.
Das Physische hatte bei ihnen die Oberhand über geistige Klarheit u. Beweglichkeit:
dick u. fett waren sie für sinnliche Genüsse sehr empfänglich; kräftige, plumpe Körper
u. Fresser, zum Dreinschlagen geneigt, gegen geistige Cultur u. feineren gesellschaftl.
Bildg. vernachlässigt. Daß auch in solchen Stämmen geistig hervorragende Männer
entstehen können, ist natürlich, das Volk im Ganzen stand den Athenern bei weitem
nach.
In Attica dagegen herrscht keine schwere Luft, sondern sie ist rein u. trocken, die
Hitze durch Seeluft gemildert, das Land selbst ist mannigfaltiger, Berge u. Thäler wechseln
mit einander ab u. bilden zusammen mit der Küste überall eine Fülle von schönen Aus-
sichten dar; der Boden ist weniger fruchtbar als in Boeotien u. leidet an Wasser-
mangel, die Ausdehnung fruchtbarer Strecken sehr gering, zum großen Theil Berge
u. unfruchtbares Gestein. Daher λεπτόγεως wegen der dünnen Schicht Erde, welche
die Felsen bedeckt. Daher bedarf hier die Cultur größerer Pflege u. Tüchtigkeit
u. treibt die Menschen zur Thätigkeit u. Industrie; zumal Bergwerke u. das Meer
eine mannigfache Thätigkeit erboten. Das Seeleben u. die Seemacht brachten
Beweglichkeit u. Rührigkeit u. geistige Lebhaftigkeit unter die Athener, durch
die sie sich gänzlich von den übrigen Stämmen unterscheiden.
Wenn auch Griechenland nicht besonders fruchtbar u. reich ist, so gab es doch dem
Menschen seinen Unterhalt ziemlich mühelos. Obst, Wein u. Oliven waren in
reichlicher Fülle vorhanden, die Viehzucht gedieh auf den Hochebenen, Getreide
war zwar nicht überall ausreichend, dagegen in Thessalien im Ueberfluß vor-
handen. Die Lage am Meer öffnete nach allen Seiten hin Wege zum Handel,
zu Colonien u. Kriegszügen; nach dem Pontus ward schon in frühester Zt. der
Weg gefunden, nach Kleinasien segelte man von Insel zu Insel, ebenso ge-
langte man nach Creta, Cypros u. Aegypten. Nach Italien ist nur eine
kurze Ueberfahrt. – So entfalteten sich in den griech. Staaten ebenso große
Gegensätze, wie sie zwischen ihren Wohnsitzen stattfanden u. hielt mit der-
selben unvertilglichen Festigkeit.

Wir wenden uns nach Italien. Obwohl uns dieses Land viel besser bekannt ist, so wissen wir doch über die einzelnen italischen Stämme weniger, in Bezug des Einflusses der Natur auf sie; doch scheinen sie in der vorrömischen Zt. auf ähnliche Weise wie in Griechenland sich den natürlichen Verhältnissen des Landes angeschlossen zu haben. Doch soll sich eine Eigenthümlichkeit entfalten, so muss sie auch Freiheit haben, sonst geht sie zu Grunde u. das geschah mit den italischen Stämmen seit ihrer Unterjochung durch die Römer; das Leben wurde im Grossen u. Ganzen im wesentlichen uniformirt, sie wurden Provinzialen u. römische Bürger. Die Eigenthümlichkeit der Stämme verschwand, oder sie zog sich zurück auf die bedeutungslose Sphäre des Privatlebens, sie gaben die Erinnerung an ihre Freiheit auf u. fühlten ihren Stolz darin, Römer zu sein, sie liessen ihre Geschichte, ihre Literatur u. Sprache allmählig zu Grunde gehen, oder pflegten sie wenigstens nicht, so dass sie eine Literatur geschaffen hätten. Die oskische Sprache ist uns aus mehreren Dialecten bekannt, aber wir haben keine literarischen Werke u. grösseren Documente u. es gelingt nicht einmal völlig, die Sprache ihrer Structur nach völlig festzustellen. Im Etruskischen fehlt das Verständniss bis jetzt völlig, wir haben wohl viele Grabschriften, indessen fehlt alle Anknüpfung u. eine bestimmte Verwandtschaft dieser Sprache mit anderen hat sich noch nicht ergeben. Ausserdem finden sich noch Inschriften von ganz unbekannten Stämmen, die messapischen; andere hat man für pelasgische halten wollen. So ist es unendlich schwer, der Eigenthümlichkeit der einzelnen italischen Stämme beizukommen.

Campanien ist als das schönste u. fruchtbarste Stück Italiens zu betrachten, deshalb war es von Urzeiten her lange hindurch ein Zankapfel mehrerer Völker – allein alle, die es eroberten, büssten dort ihre Tapferkeit ein (Hannibal), indem es von jeher seine Besitzer verweichlichte, bis es in der Kaiserzt. zum Tummelplatz (Bajae) alles Luxus u. raffinirter Ausschweifungen wurde. Die Sabiner hingegen bewahrten ihre ländliche Einfachheit u. die Samniter, Marser, Peligner wurden noch spät als kräftige Naturen u. tapfere Soldaten gepriesen. – Vgl. Vegetius, de re mil. I. a. e.

Dagegen ist die weltgeschichtliche Bedtg. der Römer schon nicht mehr aus der Lage ihrer Stadt zu erklären, ausser insofern, als sie in ihrem Ursprung ein Vereinigungspunkt verschiedener Stämme werden konnte, die, indem sie das natürliche Fortwachsen einer einzigen Volksthümlichkeit abbrachen, ein eigenthümliches, seinem Wesen nach praktisch verständiges Amalgam ausbildeten. Während wir bei den Griechen ein naturwüchsiges Leben vorfinden, das sich in bunter Mannigfaltigkeit den Bedingungen der Natur anschmiegt, bekommt das röm. Wesen den Character, über alle von Natur erwachsenen Verschiedenheiten der Länder u. Völker durch menschliche Berechnung zu triumphiren, ihre Sonderungen durch unverwüstliche Strassen u. Befestigungen aufzuheben u. so die Kräfte der Welt seiner Stadt dienstbar zu machen, die von Alters her ihrer eigenen Subsistenz durch Kloaken, Wasserleitungen u. fremdes Getreide hatte künstlich zu Hülfe kommen müssen.

II. Das Vorgeschichtliche. Die Urzustände.

Dieser Thl. steht seiner Beschaffenheit nach in der Mitte, indem das Vorhergehende uns das Leben der Natur darstellt, wie es nach seinen ewigen Gesetzen fortgeht, die Geschichte dagegen schildert uns das Leben, in dem sich die Freiheit entwickelt u. unzählige Veränderungen u. Formen des Lebens darstellt. Hier handelt es sich nun um ein Leben, bei welchem die Freiheit im Menschen noch nicht vorhanden ist, sondern geregelt wird durch ewige Gesetze, denen sich der Mensch ebenso unterworfen glaubt, wie Thiere u. Pflanzen. Diese Vorgeschichte ist von der Geschichte nicht etwa (wie man früher annahm) bloß durch die Zt. u. die Art der Quellen geschieden; es ist vielmehr ihr Wesen, dass sie keine Geschichte hat, dass man in ihr nur dauernde Naturzustände wahrnehmen kann, während es keine Thaten u. keine Persönlichkeiten mit bestimmter geschichtlicher Bedeutg. noch nicht giebt. Diese Zustände bilden die Grundlage der späteren geschichtlichen Entwickelung u. deshalb ist, sie zu erkennen, ein Bedürfniß, dem sich keine geschichtl. Forschung entziehen kann. Es giebt auch Mittel, um sich über jene Zeit eine gewisse Erkenntniß zu verschaffen. Manche haben sich jene Zt. aus philosophischen oder theologischen Ansichten construirt. Soll man überhaupt ein goldenes Zeitalter oder ein Zeitalter der Rohheit u. Unkultur als das Ursprüngliche setzen? So darf der Historiker nicht zu Werke gehen, sondern er soll aus gegebenen Mitteln der historischen Erkenntniß über jene Zustände etwas festzustellen suchen; ein Folgern u. Schließen wird auch ihm zu gestatten sein, aber nur insofern es sich auf historischen Daten gründet. So kann die Geschichte zu einer Erkenntnißquelle für die Vorgeschichte werden, weil ihr Zusammenhang mit dieser ein nothwendiger ist; hat man demnach ihren Anfangspunkt klar ergründet, so bietet sich, wenn man diesen rückwärts verfolgt, ein Schluß auf die Vorstufe dar, dessen Existenz u. Zulässigkeit nur denen zweifelhaft sein kann, die überhaupt einen Zusammenhang in dem geschichtl. Verlauf nicht erkennen oder leugnen. Außerdem hat uns jene Vorgesch. auch direkte Documente hinterlassen: vor allen sind es die Sprache u. Mythen, dann Reste des geistigen Lebens, Reste der Kunst u. des Handwerks, Grabdenkmäler.

Bei der Sprache u. den Mythen ist zu bemerken, dass beide zwar aus der Vorgesch. stammen, aber in modificirter u. umgeänderter Gestalt auf uns gekommen sind. Die Sprache hat eine fortlaufende, fortwährend sich entwickelnde Geschichte, analog der Entwickelung des Volksgeistes, der sich immer von neuem in seiner Sprache ausdrückt; niemals hat ein Volk sich gescheut, Änderungen an der Sprache vorzunehmen, ohne es zu wissen. Daher ist die Sprache in der Zt. wo sie in der geschichtl. Zt. eine Literatur bekommt, ganz anders, als sie vorher gewesen war, so wie auch in der Literaturgesch. selbst große Abstände sich vorfinden. Indess liegt dieser geschichtl. Gestalt der ursprüngl. Stamm immer zu Grunde, u. es kommt nur darauf an, das Geschichtliche loszulösen, um das Vorgeschichtl. zu erhalten.

Bei dieser schwierigen Operation kommt uns die vergleichende Sprachwissenschaft zu Hilfe, die schon nachgewiesen hat, wie die Völker mit einander verwandt sind. Eine weitere Folge hieraus ist die, daß die Völker irgend einmal verbunden gewesen sind, wo sich dann das sprachliche Gemeingut in räumlichem Zusammenwohnen ausgebildet hat.

Dieser Ursitz der meisten europäischen Völker ist in Asien zu suchen, von da aus sind die einzelnen Völker nach Westen gewandert, in verschiedenen Zügen u. Abtheilungen. Sie haben den gemeinsamen Boden, auf dem ihre Sprache u. ihr Geist sich gemeinschaftlich ausgebildet hatte, verlassen, sie haben sich unter anderen Verhältnissen in anderen Ländern niedergelassen u. ihr Gemeingut, jedes auf eine besondere Weise, modificirt: deshalb sind sie ihren Verwandten unähnlich geworden u. haben sich zu besonderen Nationen ausgebildet. Die localen Verhältnisse haben hierbei mehr oder weniger stark auf Sprache u. Geist eingewirkt. Es ist nun eine Aufgabe der vergleichenden Sprachwissenschaft, die Grade der Verwandtschaft bei den verwandten Völkern u. dann die Entwicklungsstufe näher zu bestimmen, die jedes Volk erreicht hatte, als es sich von dem Urstamme trennte u. sich zu einer eigenen Nation ausbildete.

Ueber die Abstammung des Volkes kann am sichersten seine Spr-
Auskunft geben; die Verwandtschaft der indogerm. Völkerfamilie
ist über allen Zweifel erhoben. Ursprünglich haben alle diese Völker
in Asien eine gemeinschaftl. Heimath haben müssen. – Aus der
Verschiedenheit der Spr. kann man auch Verschiedenheit der Cultur-
stufen ermitteln; in der Formirung des lexicalischen Materials u.
grammat. Ausbildung stellen sich die Fortschritte der Cultur deutlich
dar. – Vorhandensein geistiger u. sinnl. Begr.
u. etymol. Analogien ist Vieles zu entnehmen. – Aus der gramm.
ein Wachsen des Reichthums zu bemerken ist, obwohl hier nicht
die erste Stufe einer Spr. ausgezeichnet, sondern ursprünglich ist
etymol. Bildungen; allmählig beschränkt sich dieser Reichthum –
die Spr. nimmt an etymol. Bildungen ab, während sie fortwährend
an geistigen Begr. zunimmt.

In der indogerm. Familie werden wir einen Stamm zu
unterscheiden haben, der die ital. u. griech. Völkerschaften zusammen
umfaßte. – Früher galten die Römer als eine Mischung von bar-
barischen u. griech. Elementen – die ital. Spr. selbst sind unter
einander nahe verwandt, das Latein. wiederum mit dem Griech.
speciell mit dem Aeol. – Diese Verwandtschaft hat man nie ver-
kannt. – Es wird anzunehmen sein, daß die latein. u. gr. Stämme
nicht gleich von ihrer ersten Auswanderung aus Asien getrennt
gewesen sind, sondern noch eine geraume Zt. zusammen gelebt
haben u. erst später ihre Trennung vor sich gegangen ist. Ein
graeco-latein. Stamm mußte zu irgend einer Zt. vorhanden gewesen
sein, als beide Nationalitäten noch ungeschieden zusammen waren;
am wahrscheinlichsten war Kleinasien der Sitz dieses Stammes.
Wahrscheinlich ist es, daß die Griech. nicht vom Nordl. eingewandert
sind, sondern nach Kleinasien gekommen sind, von wo ein Theil
über die Inseln nach Griech. gegangen sein mag, ein anderer
aber über den Hellesp. durch Thracien u. Maced. gezogen
sein kann – pelasg. u. hellen. Zug. –

16. 1. 60.

Auf diesem nördl. Wege vermuthl. sind die Einwanderer weiter nach Ital. gelangt. – Die Einzelheiten sind sehr zweifelhaft – Daß diese Völker aus dem Orient gekommen sind, darüber werden wir nicht mehr zweifeln können, verschied. Sagen führen ebenfalls darauf hin. – Sage von der Deukal. Fluth – sie wiederholt sich fast bei allen Völkern, ist auch den semit. Stämmen eigen – Die Griech. nennen den Deukal. einen Sohn des Prometh. u. Prom. wiederum ist ein Sohn des Japetus u. der Asia – so wird durch diese mythische Genealogie der Ursprung des Deukal. auf Asien zurückgeführt – Japetus aber ist unverkennbar der Japhet der Semiten-gen..
Unter den Stämmen der mosaischen Stammtafel (c. 10) kommen auch die Griech. vor unter dem Namen Javan – Gomer u. Javan – von ihnen hat Javan die Söhne: Elisa, Tarsis, Kittim u. Dodanim – sind Javan die Griech. so müssen seine Söhne die verschied. gr. Stämme sein – Javan genannt wegen des den Semit. zunächst liegenden Stammes der Jonier – Ἰάονες – vgl. Ar. Acharn. 104 – Die Namen der Söhne sind zweifelhaft – Dodanim etwa Epirus (Dodona?) – Dodona selbst wird mit dem Jupiter Ammon – Ham – in Verbindung gesetzt; Kittim würde Cypern bedeuten – Κίτιον – die Bew. desselben heißen noch auf phoen. Inschr. isch Kittim – zur Z. Alexanders wurde der Name schon auf die Maced. bezogen – unter Elisa verstehen manche Elis oder Hellas – unter Tarsis: Tarsus, Tartessus, Thracien (?) – Knobel, die Völkertafel der Gen. Giessen 1850. – Bei der Vergleichung der Mythen ist die größte Behutsamkeit anzuwenden – Mißbrauch der creuzerschen Schule – Man wollte nun wieder alle orient. Anknüpfungen leugnen – Vorher war dieß auch bei den andern Alterthumsforschern die überwiegende Richtung, die Originalität der Griech. festzuhalten – Beide Strömungen sind unrichtig – man kann jetzt nur nach dem Grade der Verwandtschaft fragen.
Mit allen diesen Mitteln ist die Verwandtschaft unzweifelhaft festgestellt; wenn wir aber einen andern Theil der griech. Mythen

in's Auge fassen u. den griech. Volksglauben, so finden wir darin
den grössten Widerspruch: die Griech. selbst glaubten an keine Ein-
wanderung u. hielten sich für Autochthonen – u. es war das allgem.
Bestreben des Alterth. sich für Ureingeborene hinzustellen –
den ersten Ursprung des Menschengeschlechts haben die Griech. nach Griech.
verlegt, ebenso die ersten Anfänge menschl. Cultur – indessen
diese Volksmeinung ist kein Beweis für die Richtigkeit der Thatsache,
und soviel kann man daraus schliessen, dass den Griech. eine be-
stimmte Erinnerung an den Orient entschwunden war, während sie
sich doch in andern Sagen erhalten hat – Pelops- u. Cekropssage –
wahrscheinlich eigene Erinnerung an die Einwanderung der ältesten
Griech. Neben dem Glauben an die Autochthonie mussten noth-
wendig Ankömmlinge für Fremde erklärt u. die Vorfahren
zu Barbaren gemacht werden. –
Die Sagen sind nicht alle von gleichem Werthe – die Colonie in
Argos wird nach der oben angedeuteten Weise zu erklären sein,
während die Cecropssage erst späteren Ursprungs aus gelehrter Com-
bination hervorgegangen ist, indem man einen Anknüpfungspunkt
zwischen Athen u. Aegypten suchte. Die Einwanderung des Cadmos
ist in sofern begründet, als nicht bezweifelt werden kann, dass Phoen[icier]
auf den Inseln u. an Hafeneinfahrten des Festlandes Colonien grün-
deten! Pelops scheint gleichfalls eine Thatsache zur Grundlage zu haben
u. kann als der Repräsentant eines den Griech. verwandten Stammes
betrachtet werden, der nach einigem Aufenthalt in Kleinasien dem
allgemeinen Zuge als Nachzügler folgte.

[Margin: 17.1.]

Der griech. u. latin. Stamm müssen einst vereinigt gewesen sein,
wie die Lat. weiter nach W. vordrangen, als die Griech. so sind wieder
andere verwandte Stämme östlich zurückgeblieben, die räumlich wie geistig
eine Mittelstufe zwischen Griechenl. u. dem Orient bildeten – wie die
Thracier, Carier, Phrygier, Lycier, auch Macedonier. Zu ihnen sind ebenfalls
die Trojaner zu rechnen. – Vom grossen phryg. Stamme haben wir nur
geringe Sprachüberreste; Plato im Cratyl. bezeugt die Identität vieler
phryg. u. griech. Wörter – dann haben wir 10 bis 11 Inschr. die wir nicht

mit Sicherheit erklären können. Die Griech. hielten diese Stämme für Barbaren, weil sie außerhalb der geschichtl. Entwicklung griech. Cultur geblieben sind. Da die Griech. überhaupt die Neigung hatten, Alles, was sie nicht verstanden, für barbarisch zu erklären, so hielten sie einen stark nüancirten Dialect schon für eine barbar. Sprache, — Plato Crat. — u. eine Schriftspr. gab es damals noch nicht. Alle diese Stämme waren mit den Griech. zugleich vorgerückt, blieben in Kleinasien zurück u. entwickelten sich auf eine eigenthümliche aber weniger glückliche Weise. Dieser Weise scheint Pelops anzugehören. — Bei den Bithyniern, Carern, Cappad., Lyciern u. Paphlag. sind die Untersuchungen weniger vorgerückt; insbesondere wäre es wünschenswerth, die Inschr. der Lycier zu entziffern. Jedenfalls stehen sie den Griech. bedeutend ferner — die Carer mehr orientalisch, den Phoen. sich zuneigend. Die Abstufungen in Verwandtschaft u. Entwickelung der einzelnen Nationalitäten sind noch nicht aufgeklärt — im Allgem. sei es gesagt: es sind den Griech. verwandte Stämme, ~~deren~~ Verwandtschaft sich mit der Zt. verwischt hat wie zwischen Griech. u. Latinern. —

Ganz ähnlich wie der Gegensatz zwischen griech. Autochthonen u. orient. Colonisten löst sich der zwischen Pelasgern und Hellenen.

Im größten Theile der Ueberlieferungen — Herodot an der Spitze, der sogar gewissermaßen einen sprachvergleichenden Beweis zu liefern gesucht hat — gelten die Pelasg. als eine barbarische Nation, die vor den Hellenen Griechenl. besessen u. durch diese theils vertrieben theils hellenisirt worden wäre. — Auffassung der Pelasg. als besonderes Volk mit oriental. Character sehr schwierig — Niebuhr ihr Verfechter — jetzt aufgegeben. — Die Hellenen selbst sind als pelasg. Stammes zu betrachten, was sich bei den nachher so genannten Stämmen sogar ganz vorzüglich deutlich zeigt. Wenn die Griech. der geschichtl. Zt. in ihren ältesten Vorfahren dasselbe fremdartige, oriental. Wesen sahen, zu dessen Gegentheil sie ihre eigene Volksthümlichkeit entwickelt hatten, so erkannten sie in ihnen gar nicht mehr dasselbe Volk u. begannen sie als Barbaren zu betrachten.

da die Mittel noch nicht vorhanden waren, Sprachen u. Kulturen, Völker u. Volksstämme richtig zu scheiden oder zu verbinden, so lag es nahe, zwei durch die gesammte Kultur wesentlich verschiedene Stufen desselben Volkes in zwei versch. Nationalitäten umzusetzen. Aber war diese Ansicht nicht so durchgreifend, daß nicht auch die entgegengesetzte Meinung vertreten gewesen wäre, wie dies die Hinstellung des Pelasgos in manche genealogische Stammtafeln der Hellenen – Hesiod – u. bestimmte Forschungen [illegible] zeigen. In manchen Theilen Griechenlands hat die pelasg. Bevölkerung niemals gewechselt, in Arcadien blieb sie unangefochten in ihren Sitzen; die pelasg. Attiker läßt Herodot durch die Ankunft des Ion lange vor der dorischen Wanderung hellenisirt werden. Als aber die Tyrren. Pelasg. aus Boeotien verdrängt sich in Attica festsetzten, waren die Attiker schon hellenisirt – man müßte demnach ihre Hellenisirung in eine Zt. verlegen, wo an ein Uebergewicht hellen. Kultur noch gar nicht zu denken war – u. dann ist auch eine solche Veränderung der Nationalität eine Arbeit von Jahrhunderten.

18.1.

Der Name Pelasger ist unzweifelhaft ein Collectivname – vgl. die Vorstellung, die Aesch. in den Suppl. von dem großen Reich des Pelasgos giebt – zum Grunde liegt die richtige Anschauung, daß dieser Name über durch ganz Griechenl. verbreitet war. Jener aesch. König heißt Palaechthon; die ältesten pelasg. Stämme drückten ihr Alter sehr charakteristisch aus – die Arcadier nannten sich προσέληνοι [3] u. die Athener hielten sich für gleich alt als die Sonne [1]). – Unter den Namen sind eine Reihe von Vermuthungen aufgestellt worden – Abstammung von πέλαργοι Störche als πελαργοι – Landbauer von πέλειν u. ἔργον – Abstammung von πελαγος, ist als Name πέλιος oder πέλειος angenommen – „alt". – Nach Haase Wort als „alt" wird von Strabo bezeugt [2] – die πέλειαι in Dodona [illegible] πελιοπόδης – Pelias in der Medeasage heißt der Alte, den [illegible] auch die älteste Zt. des griech. Volkes darstellen – dieser allgem. Name kann sich erst später ausgebildet haben, als der Hellenenname Gesammtname geworden war. –

3) Heeren ad Menand. I. 6. – Schol. ad Ar. Nub. 397; Ovid. Fast. I. 469. Sen. Hippol. 783; Stat. Theb. IV. 275. ib. schol.

1) Menand. π. ἐπιδεικτ. c. 3. p. 181. vol. IX. ed. Walz.

2) Strab. lib. VII. frg. ed. Kramer (Berol. 1843) p. 7. Eustath. ad Hom. Od. XIV. 327. p. 1760, 43; Il. II. 637. p. 310, 41; XXII. 139. p. 1262, 61

Früher gab es kein Bewußtsein der Verwandtschaft unter den einzelnen Stämmen – der Pelasgername wird sich später als Gegensatz zu den Hellenen ausgebreitet haben, wie außerhalb Griechenl. der der Barbaren.

Es kommt darauf an, die Hauptpunkte anzugeben, worin sich die vorgeschichtl. Zt. von der geschichtl. unterscheidet. Da die Griech. aus dem Orient stammen, so werden sie in der ersten Zt. nach ihrer Einwanderung den asiat. Stammgenossen ziemlich ähnlich gewesen sein; ihre spätere Entwickelung führte sie aber zur größten Unähnlichkeit. Die Unfreiheit charakterisirt den ältesten u. oriental. Standpunkt der Griech.; sie ist nicht zu verstehen als wäre ein Bewußtsein der Freiheit vorhanden – hier handelt sich's von einer Zt. wo beide Gegensätze noch gar nicht vorhanden waren, wo die Unfreiheit ein allein bestehender u. für sich verständlicher Zustand ist, den man als den einzig möglichen, einzig unveränderlichen hat – wie etwa die Ordnung der Natur. Auch im geistigen Leben der Menschen ist noch kein solcher Grad von Freiheit erreicht, um über den vorhandenen Zustand hinaus etwas Anderes auch nur zu denken. Das menschl. Leben ist ebenso geordnet wie das Leben der Natur, ja selbst nach dem Vorbilde der Natur geordnet – es läuft mit derselben unveränderlichen Regelmäßigkeit ab, wie der Zeitenlauf in der Natur. Diese Ordnung ist heilig, sie gilt als das Werk der das Leben der Natur beherrschenden Kräfte. Der religiöse Standpunkt der Zt. steht hiermit in vollem Einklange; die Menschen sehen noch in allen Dingen die unmittelbare Einwirkung göttlicher Kräfte – überall ist die menschl. Einsicht noch befangen in dem Festhalten an der einmal gegebenen göttlichen Ordnung. Das ist der Kulturzustand jener Zt. – Wenn das menschl. Leben geordnet ist wie das der Natur, wenn es als eine unabänderlich festgestellte Ordnung erscheint, so kann dem menschl. Willen, seiner Freiheit kein Raum gegeben sein – u. zwar für Niemand, nicht etwa für einzelne höher stehende Persönlichkeiten. Die Könige an der Spitze der Reiche jener Zt. sind ebenso unfrei, wie die Masse – sie sind an ihren Beruf, ihre Geschäfte

mit derselben Nothwendigkeit gebunden, wie der niedrigste Mann. Ebensowenig kann man an eine herrschende Priesterkaste denken, die den Schlüssel zur vollen Wahrheit besessen haben soll – man setzt die geist. Freiheit als gleichz. bestehend mit der geist. Unfreiheit, was nicht denkbar ist – wenn sie vorhanden ist, so wird sie nothwendig Gemeingut. Auch die Priester stehen auf demselben Standpunkte wie aller Andern, alle sind zu dem, was sie sind, geboren – nicht durch eigene Wahl, nicht durch freien Entschluss wird der Mensch das, was er ist, sondern durch seine Geburt. – Die Staaten selbst sind Geburtsstände, man kann nur durch die Geburt ihr Bürger werden – jeder Andere ist ein Feind – der zwar einzeln ankommend, wegen der religiösen Scheu vor seiner Hülflosigkeit Schutz findet, aber er findet kein Recht – ebenso gehört man den einzelnen Zweigen der Bürgerschaft nur durch die Geburt an. – Strenge Abgeschlossenheit der einzelnen Stämme in sich u. von andern – keine Epigamie. – Unter die Stämme wurde das Land auf eine bestimmte, ein für alle mal geordnete Weise vertheilt – jedes Haus wurde als die kleinste aber ebenso geweihte religiöse Genossenschaft betrachtet, wie der ganze Stamm; auch das Haus war ewig u. musste sich in derselben Familie fortpflanzen mit demselben Götterkultus u. denselben Besitz – starb es aus, so ging es auf seine Stammgenossenschaft über – durch menschl. Willkür durfte es weder verkauft noch veräussert noch sonst aus der Familie gebracht werden.

An den Grundbesitz schloss sich die Beschäftigung der Menschen, die ja zum Theil durch den Besitz bedingt ist – Landbauer, Fischer, Jäger-Krieger – Priester, Richter, Könige. Mit der Gebundenheit des Grundbesitzes war die Gebundenheit des Standes u. der Beschäftigung verknüpft – ein Kastenwesen, nur insofern von den oriental. Kastenstaaten versch., als bei diesen die Grundlage die Eroberung, die Knechtung unterworfener Stämme ist – bei den Griech. finden wir nur Stämme, die sich von Ursprung her als verbunden u. vereinigt ansehen, in gleicher religiöser Weihe miteinander leben – bei gleicher Berechtigung, unter der Herrschaft – kein großer Unterschied. – Könige verrichten Opfergeschäfte.

19.1.60.

Wir haben für jene Zustände keine direkten Zeugnisse, aber aus späteren Zeiten lassen uns darauf schließen – so die att. Stämme der Geleonten (Könige u. Priester), Hopleten (ritterlicher Adel), Airkoeis (Bauern u. Hirten), Argadeis (Handwerker), in denen in ältester Zt. die Beschäftigung eine gebundene u. unveränderliche gewesen sein muß – dasselbe bezeugen die Namen vieler Priesterfamilien – Eumolpiden, Kerykes, Butypoi, Buzygae. – Erst die Freiheit löste diese Bande starrer Beschäftigung, die Namen verloren ihre ursprüngl. Bedtg. Nur im Priesterthum erhalten sich die alten Institutionen, nur die Priester sind erblich im Besitze ihrer Vorrechte geblieben. –

Bei den Spartanern finden wir nur eine Kaste, die in 3 Stämme zerfiel – Hylaeer, Dymaner, Pamphyler – ihr Geschäft ist, sich kriegerisch auszubilden zur Vertheidigung des Landes. Die Hyllaeer hatten dabei das Vorrecht, daß aus ihnen die Königsfamilie herstammte u. diese Würde war erblich. Aber schon die Alten stellten diesen einen Namen als kriegerischer Kaste auf, da die Spart. noch eine andere Kaste hatten zur Verrichtung der Dienste, deren die Bürger bedurften – ein Geschlecht lieferte die Flötenbläser zu der Kriegsmusik; ein anderes, die Thaltybiaden, die den homer. Herold Thaltybios verehrten, verrichteten Heroldsdienste. Ebenso blieb die Beaufsichtigung der öffentl. Mahlzeiten, die Brod- u. Fleischlieferungen bei bestimmten Geschlechtern. Diese erwähnten Kaste blieb in gesetzl. Unterordnung, die Masse der Landbebauer u. Handwerker bestand aus Perioeken u. Sklaven. Unter den 3 Stämmen herrschte von Anfang an Gleichheit an Würde u. Antheil am Loos. – Die Spart. waren zu jeder Zt. stabil, weil es ihnen nur darum zu thun war, die ursprüngliche Gleichheit zu erhalten; die Attiker hingegen sind beweglich, weil ihre Ungleichheit sie zur Ausgleichung drängte – Königthum, Aristokratie, Demokratie u. Ochlokratie. –

Wenn nun auch allmählig in der Entwickelung der griech. Stämme an Stelle der Unfreiheit die Freiheit getreten u. die Fesseln des Lebens gesprengt hat, so hatte dies nur die Wirkung, daß die Stämme jedes Staates sich unter einander ausglichen u. zu einer gleichartigen, gleichberechtigten Bürgerschaft ausbildete, die in

Familien gesondert, am vollständigsten organisirt in den Staaten erscheint, die zur Demokratie gelangten. Aber ein Schatten der ursprüngl. Naturgebundenheit haben alle beibehalten: daß in diese Familien nur durch Geburt man gelangen konnte.

Wenn eine Verleihung des Bürgerrechtes vorkam, wurde es nur als Ausnahme-Privilegium angesehen u. an sehr erschwerende Formen geknüpft, die nur durch die höchste souveräne Gewalt, das Volk vollziehbar waren. In andern stabilen Staaten war das ganz unerhört. Die Korinther hatten Alexander d. Gr. nach Heracles für den Zweiten, dem sie ihr Bürgerrecht verliehen hätten.

Jener ursprüngliche Zustand veränderte sich successive. Metallarbeiter, Architekten, Holzarbeiter u. Töpfer sind die wichtigsten Handwerker des Alterth.: sie zogen in Masse im Lande herum u. arbeiteten. Wenn uns Homer ein anschauliches u. nach allen Seiten hin vollständiges Bild vom Lebentreiben hätte, so würden wir eine klare Vorstellung von jener Zt. haben; er schildert uns aber nur die Könige u. den ritterlichen Adel. Indeß ist im homerischen Leben schon ein Fortschritt gegen die frühere Zt.: die beiden oberen Stände erscheinen sich gleichgestellt u. haben unter sich Ehegemein. Ritterliche Uebungen sind ihre Verpflichtung u. Ehre, sie sind geborene Richter u. Staatsgründer. Die übrigen Theile der Nation sind gleichsam wie unmündige Glieder ausgeschlossen vom Antheil am öffentlichen Leben, werden jedoch in die Volksversammlung gerufen, um zu erfahren, was geschehen soll. Nur sehr selten gewährt uns Homer einen Blick in das Leben der niederen Stände. Wir haben uns die beiden unteren Stände bei Homer in derselben Lage zu denken, wie sie ihnen ursprünglich eigenthümlich war. Bei den Mündigen beginnt die geschichtliche Bewegung, das Leben u. der Kampf der Gegensätze. Die Könige werden vom Adel als drückende Schranke empfunden, daher bildet sich eine Opposition gegen das Königthum. In Attica ist dieser Kampf successive vor sich gegangen; stückweise wird die königl. Macht zerstört u. aufgelöst in eine Reihe von aristokratischen Magistraturen. — Die Aristokratie belastet nun das Volk ärger als die Könige; durch diesen Druck werden die niederen Stände geweckt, sie erheben sich gegen die Aristokratie u. gelangen mittelst der Timokratie zur Demokratie, bis endlich durch den Hinzutritt der Ochlokratie der Organismus des Staates zerstört wird: so wird ein wunderbar vollständiger Kreislauf politischer Entwickelung vollendet, wie er in der Weltgeschichte nicht weiter sich vorfindet.

20.1.60.

Früher behandelte man die Vorgeschichte wie wirkl. Geschichte; man ist mit einer außerordentl. Gläubigkeit an diese Untersuchungen gegangen, alle Personennamen hat man als solche hingenommen. Diese Richtung schlagen besonders die Franzosen ein – Gibbert, Rochefort, Nicol. Freré u. Clavier (theils in der Abhandl. der Acad. des inscr. theils in größeren Werken. Clavier, l'hist. de premiers temps de Grèce depuis Inache jusque à la chute de Codrus – Paris 1822 3 Bde – behandelt nach den Grundsätzen des Freré. – Diese Art der Behandlung ist in Deutschl. aufgegeben worden, worauf besonders die Umgestaltung der Mythologie eingewirkt hat – Heine in der Comment. societ. Gött. u. in seinen Opusc. Er ging darauf aus, die Darstellung mythischer Sagen mit künstlerischem Sinne als bildlich u. nicht als eigentl. zu verstehen. Christ. Dan. Beck, Anleitg. zur genaueren Kennt. der allgem. Welt u. Völkergesch. – wovon nur der 1te Th. erschien, der die Vorgeschichte enthält – Leipz. 1813 – Andere haben die Vorgesch. sehr abentheuerlich behandelt – Peter Fredr. Kanngiesser, Prof. am Magdal. Gymn. zu Breslau, dann zu Greifswald. – Grundriß der Alterthumsw. Halle 1815, oft unter den Curiosis der Philol. angeführt – Kanng. verstand aber weiter nur die Vorgeschichten, er geht mit seiner Phantasie bis an die Schöpfung heran – anfangs hätten nur Inseln aus dem Ocean hervorgeragt u. auf diesen Gebirgszügen hätten die Menschen wasser-gewohnt u. darauf sich fortbewegt in der Richtung von O. nach W. Diesen Völkergang auf dem histor. Gürtel will er erforschen u. nachweisen – Priester traten als Herrscher u. Ordner des Ganzen auf – Solche abentheuerl. Ideen sind auch sonst zu Tage gekommen: So wollte man den Ursitz der Menschheit ausfindig machen – man nahm das Königr. Baiern, dann Ostpreussen an – Sithaler fand das Paradies in Westphalen u. das westphäl. Plattdeutsch für die Ursprache der Menschheit u. die Mutter des Griech. – Der Jurist Müller in Erlangen schrieb 'das nord. Griechenl.' – unsere Auffassung des Homer sei eine falsche; alle Lokalitäten des Hom. seien nach England versetzt, das aegeische Meer sei der Canal zw. England u. Frankreich. – Uhlmann, Anfänge der griech. Gesch. Königsb. 1814 Niebuhr, römische Geschichte – Vertreter der Ansicht, daß die Pelasg.

ein solcher, von den Hellenen verschied. Volksstamm sei. — Aug. Wilh. Schlegel, Recension darüber in Heidelb. Jahrb. 1817. — Rinck, die alten Pelasger u. ihre Mysterien, Leipz. 1823 — die Pelasg. seien schwarze Neger gewesen; die Mysterien [illegible] auf den [illegible], daß die [illegible] Auslegung der orient. Mythen u. Symbole nur dann verstanden werden könnten, wenn man sie auf den Zeugungsprozeß zurück-führe. — Von Wichtigkeit u. größter Bedeutung waren die Werke von O. Müller — Geschichten hellen. Völker u. Stämme: 1 Thl. Orchomenos u. die Minyer; 2 Thl. Dorer (2 Bde.) — dann „die Etrusker“ u. „die Macedonier“ u. noch „Aeginetica“ in [illegible] Latein. — Bei der Mythologie werden wir auf ihn noch zurückkommen. [illegible] Unterschied der vorgetragenen [illegible]

Zur Gesch. der Etrusk. u. Pelasg. [illegible] gab Rühle von Lilienstern, [illegible], Berlin 1831. — Plass, Geschichte des alten Griechenl. [illegible] Vor- u. Urgesch. der Hellenen — der 2te Bd. führt die Gesch. bis 1836 fort — [illegible]

Uschold, Vorhalle zur griech. Gesch. u. Mythol. — Stuttg. u. Tübin. 1839 — — Van Limburg Brouwer, hist. de la civil. morale et relig. des Grecques. Gröning. 1833 – 42, 8 Bde.; [illegible] Der Verf. ist Prof. in Gröning. — [illegible]

Ueber Italien haben wir auch ein [illegible] Werk. Micali, l'Italia avanti il dominio dei Romani, Firenze 1810, 2 Bde. u. storia degli antichi popoli [illegible], Firenze 1824. 25. Lanzi, saggio di lingua etrusca et di [illegible] 1830, 2 Bde. — auch in franz. [illegible] 2 Bde. (2 Ausg.) — [illegible] Abeken, Mittelitalien vor den Zt. röm. Herrschaft nach seinen Denkmalen dargestellt, Stuttg. u. Tübing. 1842. — Lepsius

[illegible]

23.1.60.

Die Mythologie

Ueber die Auffassung dieser Disziplin giebt sehr verschiedenartige Gegensätze, wie fast auf keinem andern Gebiete der Alterthumsw. Haase setzt die Myth. zur vorgeschichtl. Zt. als den Inbegriff der Erkenntniß, welche die vorgesch. Zt gehabt hat, dargelegt eben in der Form, welcher die vorgeschichtl. Zt. allein mächtig war. –

Ueber die Alterth. selbst, in dem theils philos. theils histor. theils poet. auch über die Myth. gearbeitet worden ist, wollen wir jetzt nichts angeben. Im Mittelalter hatte man eine sehr dürftige u. mangelhafte Vorstellung von der alten Götterwelt – man betrachtete die Götter theils als teuflische Erfindungen, gemacht zur Verführung der Menschen; theils glaubte man auch an die Existenz dieser Götter als von einer Geister u. böser Dämonen. Von einer eindringenden Kenntniß des Wesens der Myth. konnte also die Rede nicht sein – nur wenige Schr. beschäftigten sich mit diesem Gegenstande – stellten äußerlich das Material zusammen. – Albricus u. a. der allegorischen Auslegung – Robert Holcot, moralia super Ovidii metamorphoses, s. die Einleitg. zu diesen Vorlesungen. Daneben schrieb er eine Uebersicht der alten Götter worin, geschöpft aus einer Schr. des magister de prato. – Dieser theolog.-moral. Standpunkt hat sich dann bis in die neuere Zt. fortgepflanzt – Joh. Boccacius hatte auch eine "genealogia deorum" geschrieben. Venedig 1472, Wien 1511 u. öfters. Das Werk zeigt recht die Anfänge philolog. Forschungen, wobei Boc. den größten Irrthümern ausgesetzt war; er hat die Richtung, die Götter als physische Kräfte zu erklären, auch der euhemeristische Standpkt. ist ihm nicht fern. Natalis Comes, mythol. libb. X, Venet. 1580 – eine reiche Sammlung des Materials, macht nicht viel Prätension auf das innere Verständniß, geht darauf hinaus, in der Myth. philos. Weisheit zu finden. – Lilius Giraldus, "de dis gentium" erschien vor dem Vorigen, eine Samml. nur nüchtern Material gesichtet.

Gerhard Johann Vossius, de theologia gentili et physiologia christiana libb. IX, Amstelod. 1642. Eine wahre Fundgrube der aufgedeh-

tiefen Gelehrsamkeit. Seine Grundsätze bei Bearbeitung der Mythol. sind
etwas geläuterter als die früheren. Er nimmt an, daß Gott auch durch die
Natur erkannt werden können, die Heiden hätten in ihrem Götterdienst
zugleich dem wahren Gotte mitgedient; er sucht die Anknüpfungen mit
dem jüd. u. christl. Monotheismus nachzuweisen – im Uebrigen die physische
Deutung angewandt, die auch sonst vielfach bevorzugt worden ist bis in
die neueste Zt. Man ging hierbei von der Verehrung der Gestirne
aus, so franz. Gelehrte; Bailly, Maire von Paris zur Zt. der 1. franz. Revolution:
l'histoire de l'astronomie ancienne, bis zur Gründung der alex.
Schule, Paris 1755; später Essai sur les fables et sur leur histoire,
Paris, 7te Jahr der Republik, 2 Bde. – Als Hauptvertreter in dieser
Richtung hat Dupuis versucht: Origines de tous les cultes ou la
religione universelle, Paris 1795 (3 Bde 4°), 1822 (7 Bd. 8°). Er
geht von der Verehrung der Gestirne aus u. führt darauf alle Religionen,
auch das Christenthum, zurück. –
Uschold, Vorhalle zur griech. Geschichte u. Myth. Stuttgart u. Tübing. 1836–39,
2 Bde – verwandelt ebenfalls alle Götter in Sterne u. Metaphern.
Der Physiker Schweigger in Halle verwandelte die Myth. in Physik u.
hat manches zusammengestellt, was in der That überraschend neue Aufschlüsse
zur Erklärung mythischer Begriffe giebt: Einleitung in die Myth. 1836, Aelteste Physik, Nürnberg 1821,
Ueber physische Mysterien, Halle 1842.
Die Mysterien seien in diesen Augen der Schriftsteller hinderlich gewesen,
weil sie zum Schweigen verpflichtet waren. – Beim Homer, Trag. u.s.w.
müsse man mehr voraussetzen, als sie sagen, u. die richtige Deutung dessen,
was sie sagen, sei nur von dem Standpunkte der Mysterien aus zu gewinnen.
"Ueber das elektron der alten und den fortdauernden einfluß der
mysterien der alten Zt. auf die neuere Zt.", Greifswald 1848. –
Ein großer Umschwung ging in der Behandlung der Myth. im vorigen
Jahrh. vor sich; es hat dazu vorzugsweise Heyne mitgewirkt, der
zuerst darauf verwies, wie die Mythen keineswegs auf künstl. Wege
entstanden seien, sondern wie die symbol. Form der Mythen eine auf einem
gewissen Standpunkte der Menschheit nothwendige gewesen sei. Die bildl.
Ausdrucksweise müsse man richtig erklären durch bestimmte exeget. Grund-
sätze,

um den natürlichen geschichtl. oder philos. Kern herauszufinden. Schon im Alterth. aber habe man den bildl. Ausdruck der Mythen nicht mehr verstanden; die späteren willkürlichen Umbildungen u. Ausdichtungen der Mythen müsse man absondern. Es war bei Heyne die ästhetische Richtung vor. Er hat selbst kein größeres Werk geschrieben. Sein Standpkt. findet sich in seinen Opusc. u. in seinen Commentaren zu Hom. u. Virgil. Aus seiner Schule ist Martin Gottfr. Hermann hervorgegangen: „Lehrbuch der Mythol. aus Homer u. Hesiod als Grundlage zu einer richtigen Fabellehre des Alterthums", Berlin u. Stettin 1788–95, 3 Bde. – Heyne's Standpunkt wurde in seiner Zt. zum herrschenden, auf ihm standen Lessing, Winkelmann, Göthe, Wolf – bei Behandlung der Mythol. wurde mehr die Ästhet. befriedigt, als der histor. Wahrheit Genüge geschehen. Die folgenden Standpunkte waren von den herrschenden Philosophien – Kantische, Naturphil. – beeinflußt. Auf kantischem Standpkte hatte man die absolute Wahrheit schon im Voraus als fest u. durch nichts vom progressiven Fortschreiten des Menschengeschlechtes zu ihr. – In der naturphil. Schule legte der Myth. eine Uroffenbarung zu Grunde, welche als das reine, gemeinschaftl. Eigenthum der Menschen in ihrem reinen Zustande angesehen wurde. – Allmählig sei das Menschengeschlecht von seiner hohen Stufe abgefallen u. nur in wenigen bevorzugten Geistern habe sich die wahre, höhere Einsicht bewahrt – in den Priestern, die dem Volke ihre Weisheit in Symbolen mittheilten.

24.1.60.

Schelling, das Haupt dieser Schule, obwohl er seine Ansichten darüber immer in ein mysteriöses Dunkel zu hüllen suchte, gab 1815 zu Stuttgart heraus: „über die Gottheiten der Samothraken". Er hat die Tendenz, durch ein wahres Verständniß der Mythol. den Gegensatz zwischen Religion u. Philos. auszugleichen – die Versöhnung dieser Gegens. liege in der Mythol. man müsse die darin verhüllt enthaltene höhere Offenbarung aufsuchen. Indem er in dieser Schr. die Mythol. ziemlich willkürlich behandelte, hielt er später Vorlesungen über Philos. der Mythol. – publicirt durch seinen eifrigen Gegner, Theologe Paulus. –

Im Ganzen hat diese Behandlung der Myth. sehr viel Anziehendes u. Anregendes,

namentl. für die, die ihrer Phantasie einen großen Spielraum lassen
wollen. Die hauptsächl. Vertreter dieser Richtung sind Kanne, Görres,
Kreuzer, Joh. Jak. Wagner, Lessing u. a. — Kanne „Myth. der Griech.
Leipz. 1805 u. „Erste Urkunden der Gesch. od. allgem. Myth. Baireuth 1808.
Pantheon der ältesten Naturphil. Tübingen 1811. Wagner „Ideen zu
einer allgem. Myth. der alten Welt, Frankf. a/M 1808. Görres „Mythengesch.
der asiat. Welt, Heidelberg 1810. —
Wie Schelling in philos. Beziehung so ist in histor. Beziehung auf Durch-
forschung des Materials, das Haupt Kreuzer „Dionysos (Reihe von Abhandl.)
Heidelberg 1809. Symbolik u. Mythol. der alten Völker, Darmstadt 1810-12
später in 2t. u. 3t. Aufl. Mit der umfassendsten Gelehrsamkeit hat er
seine Richtung durchgeführt — eine Menge Material wurde beigebracht,
das andern Forschern fremd lag, insbesondere hat er die später alexandr.
Philos. ausgebeutet, die eine ähnliche Richtung, wie er selbst, befolgten.
Jene Philos. suchten aber die Mythol. umzudeuten u. umzugestalten
als eine Bestätigung ihrer eigenen philos. Erkenntniß — Kampf
gegen das Christenthum u. andere Angriffe seines Jahrhunderts. —
Seinen Aufsatz über Kreuzer vgl. Preller, Frieder. Kreuzer und seine
Werke, Hallesche Jahrb. 1838 n. 101 ff. —
Dieser Schule aber gegenüber erhob sich eine andere, mehr nüchtern,
kritische, rationalistische, vertreten von Joh. Heinr. Voß, Gottfr. Hermann
u. Lobeck. — Voß hatte heftige Kämpfe über die Mythol. mit Heine,
dann insbesondere mit Kreuzer — schrieb: mythol. Briefe, 2 Bde, Königsb. 1794
später Fortsetzung zu Stuttgart in 2 Bd. 1822 — Antisymbolik, ib. 1824-26
2 Bde. Voß konnte aller jener überschwenglichen Combinationen der
Naturphilosophie nicht ertragen, der Gegensatz war zugleich in seiner
Natur begründet, der ihn dazu führte, gegen seine Gegner unbillig
zu sein — sein Streben überwiegend negativ u. polemisch; er bekämpft
Kreuzer u. seine Schule in einer ähnlichen kritisch-histor. Richtung,
wie wir früher bei der Geogr. angedeutet haben — indessen kam
er über die Forderung nicht weit hinaus, daß man auf Sonderung
der Stoffe kam es doch darauf an, sich dieselben klar zu machen u.
die einzelnen Kulturstufen zu erkennen. Auch seine Zunftgenossen,
Hermann u. Lobeck, sind Gegner Kreuzers, Herm. u. Lobeck waren

Kantianer, nüchtern u. rationalistisch – ihr Verfahren auf diesem Ge-
biete ist dem auf der Grammatik ähnlich – die histor. Behandlung ist ausge-
schaar beschränkt auf das Material, dessen inneres Verständniß sie nicht aus
ihm nahmen, sondern schon fertig aus der Kantischen Schule mitbringen;
sie glaubten an bewußte, reflectirende Mythenbildner, die sie in den
Priestern suchten u. denen sie zutrauten, daß sie eine durchgebildete
Dogmatik besessen hätten. Um den wahren Sinn der Personificatio-
nen u. Lehre in der Myth. wiederzufinden, meinte Herm. müsse man die
Etymologie anwenden – de mythol. Graecorum antiquissima, Leipz. 1817;
de historiae Graecorum primordiis 1818 – beide in Opusc. tom. II. Er deuten-
ten, aber wenig überzeugend; – die troj. Helden löst er in Schiffstheile auf.
Später führte er eine Correspondenz mit Kreuzer – Briefe über Hom. u. Hesiod
von Herm. u. Kreuzer, Heidelb. 1818 u. Ueber das Wesen u. d. Behandl. der
Myth. Leipz. 1819. Beide waren vergeblich bemüht, sich zu verständigen
u. gegenseitig zu nähern – die Schr. Deklamationen und das endliche, wenn
auch fruchtlose Streben, zwei Gegensätze zu vereinen.
Lobek stellt auf gleichem Standpunkte – schon 1820 in Wittenberg beschäftig-
te er sich mit Myth. – Programme: de morte Bacchi – protestirten
gegen Kreuzer's Dionysos u. veranlaßte seine Symbolik in der Re-
Königsberg 1829 – interessant durch die ausgedehnte Gelehrsamkeit,
Lesern interessant u. belehrt – er beschäftigt sich hauptsächl. mit den
eleusin. Mysterien u. hat die negative Tendenz, die überschwenglichen
Vorstellungen Kreuzers u. seiner Schule von denselben als leer und
nichtig darzustellen. Dabei wird er zu einseitig u. befolgt bloß
seine negative Richtung, die Mysterien behandelt er mit der größten
Verachtung – zu einem positiven Resultate zu gelangen, ist ihm nicht
gelungen u. er hatte auch nicht versucht.

25.1.60.

Der Reihe schließt sich zunächst Philipp Buttmann an – er hat eine an-
sehnliche Reihe von einzelnen Abhandlungen verfaßt – diese zusammenge-
faßt u. unter dem Titel Mythologus herausgegeben – Berlin 1828, 29
2 Bde. Er gelangte nicht zum Zusammenfassen, seine Ansicht führte

ihn gerade auf das Fremde – indem er die Myth. als eine wirre Masse von versch. Sagen ansah, entstanden zu versch. Zeit u. bei versch. Völkern, die so behandelt werden müsse, daß man jeden Mythus aus dem Ganzen herausnimmt u. einzeln zu verstehen sucht – hierbei hat Buttm. vielfach die Etymologie angewandt u. angefüllt. Aber stets die größte Vorsicht, obwohl sich oft sehr kühne Annahmen bei ihm finden. Die histor. Richtung u. krit. Unterscheidung des Stoffes läßt ihn als einen Genossen der neueren Schule erkennen. Seine Methode hat sein Schüler O. Müller weiter ausgedehnt u. systematisch durchgeführt. Ueber die Stellung O. Müllers geben Aufschluß seine Prolegg. zu einer wissenschaftl. Mythol. Götting. 1825. Die hierin ausgespr. Grundsätze hatte er durchgeführt in seinen Werken: Geschichte hellen. Stämme – u. Artikel "Athene" in der Brockhaus' Encyclop. – Nur gelegentlich in andern Schriften. Dazu kam, daß Jem. ein Lehrbuch der Religionsgesch. u. Myth. aus seinen Vorles. herausgegeben hat, nämlich Eckermann, Halle 1845. Man hat es für durchaus recht erklärt, seine Vorles. so auszubeuten, ein Lehrb. unter seinem Namen herauszugeben – ferner wirft man ihm oft falsche Auffassung vor. Neuerdings ist ein eifriger Schüler, Heinr. Dietrich Müller aufgetreten – Myth. der griech. Stämme, 1 Bd. Götting. 1857 – und er behauptet auf Müllers Standpunkt zu stehen. Dagegen hat Jul. Caesar in Marburg erscheinen lassen: Ein Beitrag zur Charakteristik O. Müllers als Mytholog, Marb. 1859, Sendschr. an Prof. Welcker – worin er sich gegen Welcker u. H. D. Müller wendet. Es ist unzweifelhaft richtig, daß Müller in seinen Vorles. gewiß weniger einseitig war, als in seinen gedruckten Schr. – namentl. in den Prolegg. verfolgt er eine Richtung, von der H. D. Müller ausgegangen ist, aber bis zur Einseitigkeit weiterverfolgt hat. Indem sich Müller an Buttmann anschloß, trat er zugleich in Gegensatz zu Creuzer – er wies die Identificirung griech. u. orient. Mythen zurück, ebenso eine Urreligion –

Die Gemeinschaft zwischen Griech. u. Oriental. schlug er sehr gering an;
die ganze wirklich bedeutende geistige Entwickelung ließ er in Griech-
en sich gehen u. vindicirt auch auf diesem Gebiete den Gr. völlige
Originalität. Er verfiel so in das entgegengesetzte Extrem, wie
Creuzer. Bei den einzelnen Mythen bemühte er sich ihren localen Ur-
sprung u. ihr Verhältn. zu den einzelnen Stämmen darzulegen. Nicht
sowohl den allgemeinen, idealen Keim jedes Mythus sucht er zu finden,
sondern vielmehr dessen Leben u. Entwickelung in einem gew. Stamme.
Auf diese Weise nun ist es Müller in der That gelungen, aus einer
sorgfältigen Analyse der Mythenbildg. u. einer sorgfältigen Untersch.
des histor. Entwickelungsganges, sehr wichtige Punkte zu gewinnen,
für die Entwickelung der einzelnen Stämme. Aber es ist ihm eben
nur um diese histor. Ausbildung eines Mythus zu thun, er geht nicht
auf die Grundlage u. ersten Keim desselben zurück. Die Mythen von
den Heroen sind ihm weit wichtiger, als die der großen Götter, weil sie
nicht nur diese eine einem gew. Stamme zugewandte Thätigkeit ent-
wickelt haben. Die Frage nach der innern Bedtg. der Myth. lehnt
Müller von sich ab – Prolegg. p. 126. – Die eigenthüml. Art in dem
Wechsel des sinnl. Lebens, das darin liegende Gesetz aufzustellen, weist
er ab – diese Aufgabe müsse die Mythol. einer höhern W. überlassen,
einer Gesch. des menschl. Geistes; er scheint der Alterthumsw. eine
Grenze zu setzen, die sie nicht anerkennen darf – die Alterthumsw.
soll aber die Gesch. der Entwickelung des menschl. Geistes in der antiken
Periode darlegen. – Wir wollen nun gern glauben (Caesar) – daß
er seinen Standpkt. allmählig geändert hat, namentl. in seinen
Vorles.

An O. Müller schließt sich Welcker an – seit geraumer Zt. ist er uner-
müdlich gewesen auf dem Gebiete der Archaeol. Mythol. u. Literatur
– 50 jähriges Jubiläum – geistreich u. vielseitig, mit einer ausgedehnten
Gelehrs. vereinigt er zugleich eine reiche Fülle von eigenen Anschauungen.

Aber seine Phantasie u. die Leichtigkeit der Combination schließlich
doch zu oft zu kühnen unglaublichen Annahmen – über die gr. Tragödie.
Was seine Mythol. anbetrifft, so hat er dran seit längerer Zt. gearbeitet.
Ansichten im Anhange zu Conr. Schwenks, etymol. u. mythol. Andeutungen, Elberfeld 1823
– dann näh. Abhandl. über eine kret. Colonie in Theben, Bonn 1824;
die aesch. Trilog. Prometheus, Darmstadt 1824 u. Nachtrag Frankf. a/M 1826
die gr. Tragoedie, Bonn 1839 – u. sonst. Jetzt haben wir von ihm,
gleichsam als Summe seiner frühern Bestrebungen erhalten: Griech.
Götterlehre, Göttingen, 1. Bd 1858, 2. Bd. 1 Thl. 1859. – Manches von
seinen frühern Ansichten hat er geändert; sonst stand er dem Creuzerschen
Standpunkte näher, indem er eine Urreligion annahm. Er setzt
auch jetzt noch den Monotheismus als das Urspr. voraus; er hat
es aber hierbei nicht klar gemacht, wie es dem Menschengeschl. möglich
geworden, von einer höhern Ansicht zu einer niedrigern zurückzusinken;
dieser Rückschritt ist auch nicht glaublich. Auch Schelling ist der Poly-
theismus ein Fortschritt vom Monotheismus, der wieder dann zum
Monotheismus führt. –
Man habe zwar die urspr. heiligen Namen in der Mythol. erhalten, aber
das Verständniß davon verloren u. anders gefaßt. In den Mythol. Namen
dagegen sei noch der urspr. Sinn nachzuweisen u. zwar durch die Etymologie,
gewissermaßen auf die eigene Spr. des Volkes, welches den Mythos besitzt. –
Diese leitenden Gedanken, welche Welcker 1823 ausgesprochen hat, wird man
auch jetzt noch in seiner griech. Götterl. wiederfinden, wenn auch mannig-
fach berichtigt u. modificirt. Indeß hat sich seine Ansicht über das Verhält-
niß der Griech. zum Orient mehrfach geändert. – Es tritt in seinem Lehrbuch
eine sehr gereifte u. umsichtige Darstellung der griech. Religionsbegriffe
auf, wobei er überall die urspr. Bedtg. aufzufinden sucht, andererseits
aber auch den histor. Fortschritt u. die Umbildungen klar macht u.
darlegt. – Die Lebhaftigkeit seiner Phantasie freilich u. die Leichtigkeit
der Combination, die ihn zuweilen irre führt, wird man auch hier noch
wahrnehmen.

26. 1. 60.

Conrad Schwenk ist der treue Freund des Vorigen – Schwenk ist freilich in der langen Zeitschrift (von 1823) seine eigenen Wege gegangen, – mythol. Skizzen, Frankfurt 1836 – dann seit 1843 ein großes Werk über die Mythol. der alten Völker in 7 Bdn. – jeder behandelt ein Volk – der 1te die Griechen – der 7te der die Inder umfassen soll, ist noch nicht erschienen – die etymol. Speculationen oft sehr wunderlich u. phantastisch. Als Welckers Götterlehre erschien, hatte er in den Göttinger Nachrichten, 1859, n. 5-8 – eine Anzeige geschrieben u. ist vollständig zu den Ansichten seines alten Freundes zurückgekehrt. –

Eduard Gerhard – als Frucht seiner langjährigen Studien erschien ein Lehrbuch der Myth. von ihm. – Anfänglich stand er der Creuzerschen Schule ziemlich nahe – hyperboreisch-römische Studien – wie Creuzer für die ganze Menschheit eine Urreligion annahm, so that dies Gerh. auf griech. Boden, wo er einen urspr. Monotheismus voraussetzte. Als die Aufgabe der Mythol. faßte er an, die urspr. einfachen Naturideen wieder aufzufinden, die dem ganzen myth. Stoff zu Grunde liegen. Hierzu sei es nöthig, die ganze symbol. Form richtig zu verstehen – wo die Spr. die Form ist für sich bekannt. überhaupt; er verlangte daher eine der Behandlung der Spr. ganz analoge Darstellung der Mythol. Lexicon der Symbolik, eine Syntax der Symbole (in welchen Verbindungen sich jedes Symb. wiederholt, u. in welcher Bedtg.) – so würde die Symbolik zu einer festen bestimmten Methode, die Mythol. zu erklären. Hierbei ist der histor. Gehalt der Mythen sehr untergeordnet – u. während Müller den relig. Gehalt übersehen ließ, so war es für Gerh. gerade die Hypothese, die Ideen der urspr. Naturreligion darzulegen. Das jetzt erscheinende systemat. Buch – 1r Th. 1854 griech. Mythol. – I. griech. Gottheiten – Berlin 1854 – ist freilich nicht eine einfache Ausführung jenes Programms, eine Menge von Abhandlungen u. Schriften liegen dazwischen – Prodromus mythol. Kunsterklärung, Stuttgart 1828 u. Gerh. ist ungemein durch seine in Ital. u. anderwärts angestellten archaeol. Studien zu einem der ersten der jetzt lebenden Archäologen geworden.

Auch der Seite der Vermenschlichung hin ist Gerhard ausgezeichnet. Brauns
Mythol. bewegt sich auf derselben Linie – Eduard Braun, einzelne Abhandl.
Vorschule griech. Götterlehre, 2 Bücher, Hamb. u. Gotha 1854 – auch vorzugs=
weise mit Begründung auf Archäologie. –
Solger u. Weiße haben sich ebenfalls mit Mythol. beschäftigt; Solger
in Berlin war mit Buttmann befreundet – aber seine Ansichten sind erst
nach seinem Tode bekannt geworden – Nachgelassene Schr. Leipzig 1826 –
Er nimmt eine gemeinschaftl. Grundlage des relig. Glaubens der
Völker im Morgenlande an – stimmt also mit Kreuzer – ebenso nahm er
oriental. Kolonien in Griechenl. an. Die gemeinsame Grundlage aller
Mythol. habe darin bestanden, die Natur selbst in ihrer Totalität als
eine beseelende Gottheit zu betrachten. Die Idee der Gottheit, die jedem
vernünftigen Menschen innewohne, komme in der Mythol. zur Erscheinung –
der Mythos beruhe nicht auf Abstraction u. Reflexion, sondern lediglich
auf der Phantasie; daher könne kein geordnetes Lehrgebäude u. Lehr-
[illegible] sei auch desshalb in der Mythol. nicht vorhanden, erst später sei das Zusammen-
hang allmählig gefunden, es sei enthalten in der gesammten Weltanschauung,
den Solger als ein System darstellt, das jedoch ursprünglich [illegible] sei.
Die Phantasie könne sich nicht selber erklären, als die Griech. anfingen,
die Mythen zu erklären, sei ihnen die Phantasie ihrer Vorfahren bereits
entschwunden gewesen. Die Einheit in jener Mannigfaltigkeit der Symbole
liegt nach Solger in dem Mysterium; durch dasselbe werde das einzelne
Symbol wieder zurückgeführt auf die ursprüngl. Einheit der die Natur be-
seelenden Gottheit – das Einzelne im Symbol werde durch das Myst.
wieder mit dem Allgem. in Verbindung u. auch zum Bewusstsein des
Menschen gebracht. Diese geistige, sittl. Beziehung, die durch das Myst.
vermittelt werde, sei nicht im Orient, sondern erst in Griechenl. entstanden.
Diesen Gedanken hat Weiße näher durchzuführen u. klar zu begründen
unternommen – Darstellung der griech. Mythol. Leipzig 1828 – nur der I. Bd.
ist erschienen – er unternahm zu viel, da er alle vorhandenen Gegensätze
vermitteln wollte. Er wollte auf dem Standpunkte Solgers ~~die sich im Mythus~~
offenbarende geistige Freiheit der griech. Anlagen – zugleich [illegible]

er die Kreuzersche Symbolik u. will sie zur Geltung bringen, indem er die Mythol. vom Standpunkte des Mythus behandelt – den Zusammenhang zwischen Orient u. Occident hält er mit Kreuzer fest, dabei will er dennoch Schlosser u. Voss einverstanden sein, welche den Einfluss einer Priesterkaste in Griechenl. geläugnet haben. In der Vermittelung dieser Gegensätze ist er sitzen geblieben.

Ferd. Chr. Bauer, Symbolik u. Mythol. oder die Naturreligion des Alterth. Stuttgart 1824, 25 2 Bde – steht auf schlechtem Boden – auch er war Hegelianer, auch manche Sätze Schleiermachers hat er befolgt.

27. 1. 60

Nach Hegel ist die Mythol. zu betrachten als ein Werk der Phantasie u. Vernunft, die indem sie sich das Wesen der Dinge zum Gegenstand macht, in bildlicher Darstellungsw. verhüllen. Diese Auffassung haben richtig Kreuzer verwirrt u. früher die Neuplatoniker – das Letztere ist freilich ein Irrthum. – Carl Moritz Fleischer – de mythi inprimis Graeci natura commentarii, Halle 1836 – sein Schüler, setzt das Wesen der Mythen im Gegens. zu O. Müller auseinander, gegen den sie hauptsächl. gerichtet ist. Zunächst steht Peter Friedrich Stuhr, Prof. in Berlin – fruchtbarer Schriftsteller – bei vielem Talent u. grosser Lebhaftigkeit des Geistes, die ihn die Ruhe nehm [?], zu einer geordneten u. systemat. Betrachtung zu gelangen, ist er doch in seinen letzten Schriften viel besonnener geworden. Die Religionssyst. der heidn. Völker des Orients, 1836; II Bd: die Religionsysteme der Hellenen bis auf die Maked. 1838 – Allgem. Titel: Allgem. Religionsch. der Religionen der alten Völker. – Seine Einleitungen enthalten vortreffl. Grundsätze für die Behandlung der Myth. – Sie soll keineswegs aus einer Analy[illegible] der Mythol. versch. Völker hervorgehen, sondern sie soll als etwas Volksthümliches bei jedem Volke besonders betrachtet werden. Ausgangspunkt: das Abhängigkeitsgefühl – Furcht u. Liebe – Zu Grunde liegt die Einheit; diese enthalten ist in dem gemeinsamen Volksgeiste u. in der Anerkennung einer höchsten göttl. Macht – im Uebr. ist das Wesen der Mythol. die Mannigfaltigkeit u. die eine ursp. Einheit aller Religionen, an eine Urreligion, an eine tiefe Urweisheit der Priester ist nicht zu denken. Auf der andern Seite ist der heidn. Polytheismus nicht [?]

leichter Wahr u. Falsch zu halten, oft enthält er eine sehr schwierige
Auffassung des Verhältnisses des Menschen zu Gott u. zur Natur. Um
zur Auffassung dieses wahren Inhalts zu gelangen, hat man sich in den
besondern Geist u. in die [illegible] Gestalten bei jedem Volke zu versenken.
Dazu ist vor Allem nöthig poetischer Sinn, aus dem gerade sind die Mythen
hervorgegangen; auch ist ein Unterschied der Zt. unter ihnen zu machen,
jedoch kann dieser Unterschied nicht nach dem zufälligen Alter der Gewährs-
männer bestimmt werden, die uns die Mythen überliefern – es ist
nach Beschaffenheit der Mythen allein zu unterscheiden. Wesentl. zu
unterscheid. sind die beiden Begr. – Allegorie u. Symbol. Die Allegorie setzt
voraus, dass man den Gedanken schon in seiner Form im Bewusstsein hat u.
denselben Gedanken nur in die Form eines Bildes hüllt; ein doppeltes
Bewusstsein ist hierbei vorhanden, ein reflectirendes u. ein bildliches.
Diejenigen, die schon für die ältesten Zt. eine bewusste Einsicht annehmen,
setzen jenes doppelte Bewusstsein vo. in der Mythol. von Anfang an voraus;
die ältesten Priester wären schon so gebildet gewesen, dass für sie die
Mythen nur Allegorie war. Aber sei nicht richtig, es sei nur eine
Form des Bewusstseins in der Myth. anzuerkennen, das Symbol. – Der Geist
hat eine Wahrheit nur als symbolische, in bildlicher Form; die Symbole sind
doppelter Art: Natursymbolik u. Kunstsymbolik. Die ersteren bei den
orientalischen Völkern mehr ausgebildet, die letzteren in grosser Vollendung
nur bei den Griech. –
Von ihm ist noch ein Aufsatz: Gesch. der behandl. u. deutung der Myth.
im Alterthum – Bauer's Zschr. für speculative Theologie, 1838, Bd I u. ff.
Nach Lauer sind noch eine Reihe von Arbeiten gefolgt – die grösseren
von Gerhard, Welker u. Braun sind schon erwähnt. –
Nefter, Mythologie in etwas dürrem u. oberflächl. Sinne geschrieben –
ebenso sein Aufsatz: über die neuesten Erscheinungen auf dem Geb. der Liter.
der Religion der Griechen u. Mythen – Neue Jahrb. f. Phil. XXXXVI, 16-39.
Ein sehr interessanter Mann in dieser Bez. ist durch den Tod entrissen
worden – Lauer – fleissige Studien über Homer – System der gr. Mythol.
Berlin 1853 – mehr ein Entwurf, der zu einer grösseren Reife hätte gelangt
wäre.

Gr. Mythol. von Preller, 2 Bde – u. auch römische – Leipzig
Eine größere Abhandl. über Demeter u. Persephone erschien Hamburg 1837
– dann viele Artikel in Pauly Realencyclop. – In seinem [illegible]
[illegible] zu seinem [illegible] die Absicht verfolgt, eine [illegible] Dar-
stellung zu sein, treten die leitenden Ideen etwas zurück – eine [illegible]
[illegible] der Sage. – dagegen überwiegt das Einzelne – [illegible]
[illegible] Darstellung u. oft sehr treffende Darstellung u. [illegible]
Als das Ursprüngl. nimmt er eine Naturreligion an – die sich [illegible]
[illegible] der urspr. Lieder u. Unendl. [illegible] hat. In Bezug
auf das Verhältn. zum Orient läßt er nur mäßige Beziehungen zu,
[illegible] die [illegible], die zwischen beiden Ländern stattfand,
während doch eine frühere Verwandtschaft angenommen werden – auf die
[illegible] läßt sich Preller gar nicht ein. –

Alfred Maury, histoire de religions de la Grèce antiq. depuis
leur origine jusqu'à leur dernière constitution 1. Bd 1857 – bis auf Alex. d. Gr.
Er schließt sich an Kreuzer an, aber er will nicht wie dieser ein ex-
posé synthetique geben, sondern [illegible] der Analyse, die [illegible]
[illegible] der relig. Entwicklung angeben. [illegible] zwischen den Griech.
und in den ältesten Mythen – [illegible] Verwandtschaft [illegible]
[illegible] gezogen [illegible] den Phänomenen der Natur [illegible] Vedas –
[illegible]. – Andere Schriften, wie die von Nägelsbach über-
gehen wir – ebenso bloße Compendien. – Das mythol. Wörterbuch
von Jacobi ist hervorzuheben – mit großem Fleiße gearbeitet. –
Das Verhältn. der griech. Mythol. zum Orientalischen wird verschieden betrachtet,
[illegible] gehen auseinander, einige leugnen [illegible] Verbindung
völlig, andere halten sie aufrecht [illegible] Drei Gruppen: und Quellen
welche solche Einwirkungen [illegible] – die arischen Stämme – Vedas,
2/ bei den Phön. – semit. Volksstämme – [illegible]
3/ egypt. Quellen – hiernach würde sich herausstellen, daß man
[illegible] Stufen in der Mythol. [illegible] Beziehungen mit der
[illegible] verwandten Stämme noch vorhanden waren –

30. 1. 60.

die zweite Periode der Beziehungen, würde nach der Sonderung der Volks-
stämme liegen, hierher würden die egypt. u. phoen. Anknüpfungen zu rechnen
sein – die durch den Verkehr eingeführt wurden. –
Ueber die Frage, ob die griech. Myth. original sei, haben sich die Mei-
nungen der Philol. sehr versch. gestaltet. Die Mytholog. haben theils alle
jenen vereinzelten Anknüpfungen weggeläugnet – gab man auch zuweilen
eine Verwandtschaft zu, so schrieb man ihr doch so geringen Einfluß zu, daß es ohne
Schaden sein könnte, wenn man sie ganz überginge – andere haben alle diese
Verwandtschaften hervorgehoben. – Periode vor der Sonderung der Natio-
nalitäten u. nach derselben. Wie sich die Sprache in jener Gemeinschaft der
indog. Völker bis zu einer gewissen Stufe entwickelt hat, so auch die re-
ligiösen Sagen. – Daher mußte es einen Kern von Mythen geben, der aus
der Zt. vor Trennung der Stämme herrührt. Die semit. u. egypt.
Mythen gehen gewöhnlich auf jene erste Quelle ebenfalls zurück;
in außerordentlicher Zt. werden auch diese Stämme jener Gemeinschaft ange-
hört haben u. können daher manches Gemeinsame bewahrt haben – andererseits
können von ihnen manche Sagen u. Gebräuche erst nach der Trennung
der Völker, als die Griech. schon ein besonderes Volk bildeten, übertragen
worden sein – manche Wörter können entlehnt sein, weniger bei den
Egypt. als bei den Phön. – Mit den Egypt. sind übrigens nie aus Sprache
Verkehr steht ohne nachhaltigen Einfluß – Bunsen (Egyptens Stellung in
der Weltgesch.) hat im Ganzen die direkten Beziehungen zw. Egypt.
u. Griech. geleugnet – die Verwandtschaft die sich zeigt u. die er auch
anerkannt, erklärt er aus der ersten Urverwandtschaft. – Wenn außerdem
in einzelnen Fällen nicht zu bestreiten ist, daß erst später manche Beziehungen
zw. Griech. u. Egypt. angeknüpft wurden – Herodot bei den egypt. Priestern –
so können wir dies aus der National-eitelkeit der Priester erklären.
es erklärt sich daraus, daß die Gr. etwas leichtgläubig auf jene Ueberliefe-
der Egypt. eingegangen sind – Meinardus, Studien über den Zusammen-
hang der egypt. u. griech. Religion mit besonderer Beziehung auf Herodot
u. Bunsen, Feber 1858 – Pott, Studien zur gr. Mythol, Leipz. 1859.

Pott hat ebenfalls sehr entschieden gegen jene willkürlichen Ableitungssucht
protestirt – manches von den egypt. Anschauungen mag wohl in die
gr. Volkssagen übergegangen sein, doch ist darauf nicht viel zu geben.
Aus dem semit. Sagen wollte man Stammverwandtschaft herleiten –
Philister ident. mit den Pelasgern – wodurch die Gr. Semiten dann würde
sich freilich manches Wunderbare bei den Gr. erklären lassen, wie jene
Inschrift bei Mar. I. c. 12. – ebenso die Niederlassungen der Phoen.
– Kadmos – hebr. kedem – der Kopais – hebr. kaf (hohle hand) –
Melicertes in Korinth u. Melkarth – Gephyraeer in Athen phön. Ursp.
Herod. V. 57 – vgl. hebr. ? Merklin, die Talossage u. die
Lachen, Dorpat 1857; Movers, die Phoenizier. –
Sodass wie zahlreich auch die Ableitungen von den Phön. sind, so
ist trotz allem nicht zu zweifeln, dass Stammgleichheit nicht vorhanden
war, denn in dem wirklichen Verkehr mit den Griech. werden die Phön. stets
als eine fremdartige, barbarische Nation bezeichnet – da diese Nation
aber zu einer gew. Zt. ein entschiedenes Übergewicht über andere
Völker besass, so sind solche Einflüsse sogar wahrscheinlich – doch ist
daraus keineswegs auf Stammverwandtschaft zu schliessen. – Vgl.
Sickel, die alte Geographie u. Sickel in Jena, der Etrusc. als semit.
Sprache erklärt – die der theolog. Manie, alles aus dem Hebr. zu er-
klären, durchaus angehörten. –
Einiges könnte natürlich auch auf die urspr. Verwandtschaft zurück-
gehen. – Was nun die erste Stg. der Mythen betrifft, die allen indog.
Völkern gemeinschaftl. sind, wird man sie ebenso wenig als die
Sprachverwandtschaft läugnen können. – Maury s. oben – einzelne
Abhandlungen, die vom vergl. Standpunkte ausgehen – Zschr. der mor-
genländischen Gesellschaft. – Adalbert Kuhn, zur ältesten Geschichte der
indogerm. Völker, Berlin 1845 (progr.) – sehr interessant – Speciell
mythologisch ist von demselben: die Herabkunft des Feuers u. des Göttertranks.
ein Beitr. zur vergl. Mythol. der Indogerm. Berlin 1859.
Wenn man aber die griech. Spr. als eine selbstständige betrachtet, so
muss man die indogerm. Verwandtschaft zugeben u. auf spätere Einflüsse

von Fremdwörtern, gerade so ist auch die griech. Mythol. als eine selbst-
ständige zu betrachten – sie hat alles Fremdartige mit dem ursprüngl. Besitz
zu einem in sich gleichartigen Ganzem amalgamirt u. ihm den Stempel
der griech. Nationalität aufgedrückt u. dadurch auf das Fremdartige ver-
nationalisirt. Die wahren u. schönen Mythen der Semiten sind gemildert
verschönert worden u. s. –
Bei der Mythol. verhält es sich wie mit der Spr. man muß auf den
Ursprung zurückgehen, der jenseits der Entstehung der Nationalitäten
liegt. – Die älteste pelasg. Zt. der Griech. ist ohne Zweifel eine solche
gewesen, wo die Menschen noch ganz unter dem Einflusse der umge-
benden Natur standen – sie verhielten sich empfangend, leidend; ihre erste
Thätigkeit der herrschenden Natur gegenüber war die des Wahrnehmens,
des Nachbildens u. Nachahmens. Die Eindrücke der Außenwelt bilden sich
im Menschen ab – Urspr. der Spr. u. Mythol – die ersten Anfänge im
Bereich, in der Wiege des Menschengeschlechts. Die Spr. bildet sich nach,
daß der Mensch zunächst durch irgend welche Laute die ganze Totalität
einer Empfindung ausdrückt, die er gehabt hat – ohne jedoch die einzelnen
Momente derselben unterscheiden zu können. Wie das Kind mit einem Schrei
bewußtlos die Welt begrüßt, so ist dies die Wahrnehmung einer unan-
genehmen, zunächst schmerzl. Existenz – die in ihrer Existenz em-
pfunden u. durch den Schrei ausgedrückt wird. Erst später werden in
solchen Totalitäten von Wahrnehmungen u. Empfindungen versch. Mo-
mente unterschieden u. das kann erst geschehen, wenn sich dieselben
Empfindungen unter versch. Umständen öfters eingestellt haben.
– Setzung eines Begriffs. – Ein noch sinnl. Mensch, dessen Seins
Selbstbewußtsein noch nicht erwacht ist, hat zunächst immer nur
solche Wahrnehmungen, die in ihren Einzelheiten nicht geschieden sind.
Die ganze ihn umgebende Natur ist ihm eine dunkle Totalität, aber
die er weder eine physische noch geist. Gewalt hat – sie ist ein unge-
heures Chaos, das zwar sich bewegt u. auf ihn versch. Eindrücke macht,
aber er weiß noch nicht dieses Chaos in seine einzelnen Theile zu zer-
legen. –

31. 1. 60.

Jedenfalls hat der Mensch gegenüber der ihn umgebenden Natur von
Anfang an das vollkommenste Abhängigkeitsgefühl; das Bewußtsein
auf Gewalt über die umgebende Natur, auf welcher wir jetzt stehen – das
Abhängigkeitsgefühl ist das erste, in welchem sich der Mensch befindet – das
ist der erste Keim der Religion. Man kann diesen ursprgl. Zustand einen
monotheistischen nennen, doch darf man ihn nicht mit dem späteren Mono-
theismus verwechseln, der erst entsteht, wenn man die Einzelheiten
gesondert hat, die Sonderung von Vielheit u. Einheit besteht u. durch
die Vielheit sich zum Begr. der Einheit erhebt. Für jenen Zustand
aber ist die Einheit vorhanden, weil die Vielheit noch nicht existirt,
weil der Mensch die Totalität noch nicht sondern kann. Es ist also
ein dunkles Gefühl, daß in der Natur eine Macht herrscht, von der sich
der Mensch ganz abhängig fühlt; diese Macht ist ein dunkles Wesen,
das weder abgebildet noch klar begriffen werden kann. Den ersten Begr.
vom göttl. Wesen könnte man mit den Interjectionen der Spr. zu-
sammenstellen, die das Allgemeine einer Empfindung ausdrücken,
aber keinen deutl. Begriff. –
Allmählig wird der Mensch dann die Wirkungen dieser allgem. Macht
unterscheiden durch die verschied. Eindrücke, die sich öfters wiederholen
– einzelne Naturerscheinungen werden ihm die große Macht immer
von verschied. Seite u. in verschied. Weise darstellen, aber er wird noch nicht
im Stande sein, sich von ihnen ein bestimmtes, begrenztes Bild zu
machen; er wird sich weder die allgem. die ganze Natur durchdringende
Macht, noch die einzelnen Manifestationen in ihr in der abgegrenz-
ten Form einer Person darstellen können. = Herod. II. 52 sagt, die
Pelasg. hätten ursprgl. Götter verehrt, ohne Namen für sie zu haben,
die Namen wären erst später aus Egipten gebracht worden u. die An-
wendung sei ihnen durch das Orakel von Dodona erlaubt worden. So
erzählten die dodon. Priesterinnen. Ueber den Ursprung u. besondere
Gestalt eines jeden Gottes sei erst seit kurzem – setzt er hinzu –
vor 400 Jahren durch Hesiod u. Homer entstanden. –
In diesen Bericht ist Vieles durch Speculation hineingekommen –

aber es bleibt doch Etwas übrig, das in der That begründet zu sein scheint,
nämlich daß man die Götter nach ihren Namen gemacht habe' – freilich
ist dieser Ausdruck ein widersprechender u. theologischer – ohne Namen
erscheinen auch keine Götter-Begriffe u. jener Schön entstehen in dieser
zu glauben ist. und ohne das Andere ist nicht vorhanden. Wenn religiöse
Erscheinung für diese Zt. vorausgesetzt wird, so kann sie sich nur auf
eine unklare Totalität bezogen haben. Das bestätigt jene Sage, wonach
auf unwillkürlich. Der Fortschritt von diesem Standpunkte ist ohne Zweifel
der, daß diese unbegreifliche Totalität von Natureindrücken sich sondert,
daß besondere Gtg. unterschi. werden – so wird nicht jene Naturmacht
unterschi. u. gesondert – sondern die eigene Empfindung des Menschen. Allerdings
ist es zugleich Abhängigkeitsgefühl, welches die verschiedensten Empfindungen
charakterisirt – aber es modificirt sich – den Grund seiner selbst setzt
der Mensch außer sich in jener waltend göttl. Macht. Ebenso setzt der
Mensch außer sich später eine Menge von Mächten, von denen er sich
abhängig fühlt – die einzelnen Bestimmungen werden als höhere
Mächte außerhalb des Menschen gesetzt u. personificirt. Diese ganze
Operation geht aber bewußtlos vor sich – dem Menschen ist auf dem
frühen Standpunkte der Unterschied Ursache u. Wirkung noch nicht geschieden,
daher können sie auch nicht zum Bewußt. gebracht werden – auf der ersten
Stufe kommt der Mensch noch nicht zu Bewußt. aber er kann die Totalität,
jene wirkende Ursache seiner Empfindungen sich als Bild vorstellen,
abmalen. So malt er die einzelnen Modificationen seines Abhän-
gigkeitsgefühls, wie er auch in der Spr. malend seine Empfindungen
ausdrückt. – Wo jene erste allgem. Naturmacht unklar war, so sind
es zunächst auch diese Sonderungen, es sind die Naturgewalten, die
dem Menschen am mächtigsten aufdrängen; es werden diese Naturmächte
größte, schrankenlose Gewalten sein, die wegen ihrer Schrankenlosig-
keit sich nicht fügen lassen in den Rahmen einer abgegrenzten Person.
In der pelasg. Zt. werden wir allerdings nicht die erste Stufe zu suchen
haben, diese Anfänge liegen im Orient, aber nicht zu bezweifeln ist es, daß

1. 2.

in der ältesten Pelasg. Zt. die einzelnen Götter schrankenlose Natur-
mächte waren, ohne bestimmte individuelle Charakteristik. – Einzelne
Ueberlieferungen weisen deutlich darauf hin. –
Wenn so der Mensch begonnen hat, die übermenschl. Gewalten als die Gründe
der menschl. Modificationen seines Abhängigkeitsgefühls zu finden, so ist
ein doppelter Fortschritt möglich, indem er diese objectivirten Gründe als
Schöpfungen seiner Phantasie weiter zu menschl. Wesen ausbildet;
die Analogien, nach denen er hierbei verfährt, sind natürlich dem
Kreise seiner Wahrnehmungen entlehnt – nach Thieren u. Menschen
bildet er seine Götter – Egypter, Griechen. Wenn nun fortgesetzte
Erfahrungen dazu führen, die Kenntniß der Mächte, die der Mensch außer-
halb sich gesetzt hat, auszudehnen u. näher zu bestimmen, wie sie auf
seine Empfindungen u. geist. Neigungen allmählig klarer u. bestimmter
werden – so findet sich Anhaltspunkt u. Gleichniß vom Menschl. u. es bilden
sich einzelne Gruppen. Alle Lebenserscheinungen die der Mensch macht,
überträgt er auf die göttl. Personen über, die er als die Ursachen der
wahrgenommenen Ursachen denkt – alle einzelne Wahrnehmungen
verwandeln sich in einzelne Merkmale der Gottheit. – Die andere
Seite des Fortschritts ist die, daß er die einzelnen Erscheinungen
vom Ganzen trennt, ihnen nicht bloß eine Existenz in ihren Wirkungen
zuschreibt, sondern eine selbstständige – so werden die Götter zu [illegible]
isolirten Mächten, die von den Aeußerungen ihrer Kraft getrennt
existiren; sie werden zu Wesen, die selbstständig, mit einem bestim-
ten Char. ewig existiren, dessen ihrem Char. gemäß wirken oder
[illegible] – u. wenn [illegible]. Als eine Mehrheit von einzelnen Geistern
war, so schreitet der Mensch allmählig fort, sie [illegible] zu charakterisiren
– ihre Wirkungen werden als ihr freier
Wille betrachtet – ihre Einwirkung auf das menschl. Leben wird als
ihr besonderer Char. – als ihr Gemüth aufgefaßt. So schreitet die
Entwickelung der göttl. Personen immer fort, indem allmähl. alle
Consequenzen gezogen werden, die hieraus hervorgehen. –

Wechs.-Verbindungen unter den göttl. Kräften – der Charakter dieser einzelnen Verbindungen. – Hieraus geht zunächst die Erkennt. hervor, daß eine Verbindung überhaupt existirt zwischen den göttl. Mächten – indem sie als menschl. Personen existiren, so kann das Verhältn. unter ihnen nur als ein verwandtschaftl. aufgefaßt werden. So kommen sie nothwendig in mannigfache Collision mit einander, freundl. u. feindl.; das Gebiet der Thätigkeit u. Wirksamkeit jeder einzelnen Gottheit wird dadurch näher bestimmt u. beschränkt. So bildet sich ein ganz bestimmtes, individuelles Leben aus, jene Beschränkungen der göttl. Macht, jene bestimmten Eigenthüml. ihres Wesens erscheinen als geschichtl. Erfahrungen, welche diese Persönlichk. gemacht haben – so entsteht eine Menge von Mythen, die gleichsam die Biogr. eines jeden Gottes darstellen – Theogonie, Kosmogonie u. die gesamm. Mythol. bilden sich allmählig aus, indem die Erfahrung u. Phantasie immer mehr Züge verbindet um die Persönlichkeit eines jeden Gottes näher zu bestimmen u. individuell zu charakterisiren. Weiter nimmt aber der Mensch wahr, daß in seinem Leben u. in dem der Thierwelt sich manche sittliche Erscheinungen offenbaren, die wunderbar sind u. abweichend von den Thaten der Menschen u. Thiere sich offenbaren. Das können nach seiner Vorstellung nur Wirkungen höherer Gewalten sein, als solche schreibt er sie den schon ausgebildeten Gottheiten ihrer Char. gemäß zu oder er bildet dafür neue Persönlichkeiten, welche im Ganzen die spätesten sind. Diesem Durchschnitt entsprechen die Fortschritte in seiner Sprache – die Entstehung der Götter mit geist. Kräften entspricht dem Uebertragen der Concreta auf geistige Begr. – der letztere Prozeß entspricht dem Bilden von Abstracta – beide Prozesse fallen gewöhnlich zusammen. – In noch späterer Zt. trat an die Stelle dieses Prozesses das bloße Personificiren abstr. Begr. – diese Richtung, ohne daß man dabei an eine wirkl. existirende Person glaubt. So weit nun also ist die Mythol. ausgebildet in der Zt. des Homer u. Hesiod – die einzelnen Gottheiten sind nicht nur physisch sondern auch ethisch charakterisirt, die ethische Seite ist bereits die überwiegende geworden, die Char. sind mit einer Fülle von einzelnen Zügen ausgebildet. –

In solcher Weise wird er die göttl. Persönlichkeiten mit allen ihren
Eigenthümlichkeiten, natürlich auch alles Unangenehme, Schmerzliche
angehängt, auch die Götter machen schmerzliche Erfahrungen, haben
ihre Leiden u. Sorgen; ihre Zustände sind bald tragisch bald komisch;
alles ist angemessen ihrem besonderen Character. Die ganze Beschränkung
ihres Wesens beruht in dem wirkl. Glauben der Menschen – es ist
keine Fiction oder bloße Allegorie, noch weniger Ironie. Was Hom.
über die Götter sagt, sagt er bona fide, ohne Kritik – zum Zweifel
über die Wahrheit hat sich das hom. Zeitalter noch nicht erhoben. Das
göttl. Leben ist dem menschl. sehr nahe gerückt u. ihm ganz ähnlich ge-
macht; der Mensch glaubt überall von den göttl. Persönlichkeiten um-
geben zu sein, sie sind überall dort anwesend, wo sich ihre Wirkungen
äußern, sie sind stets in unmittelbarer Nähe der Menschen, der Mensch
glaubt sie selbst zu sehen, wo er ihre Wirkungen wahrnimmt – die
Götter sind unmittelbar in das menschl. Leben hinein gerückt u. um-
gekehrt kann sich das menschl. Leben auf die Stufe des göttl. erheben,
Götter u. Menschen sind verwandt, nur sind letztere mit Mängeln
behaftet u. vergänglich. Innerhalb derselben Stufe (des Hom. u. Hesiod)
sind doch gewisse Differenzen, die leicht wahrnehmbar sind, sogar zw.
Ilias u. Odyssee ist ein Fortschritt i. letzterer unverkennbar – in
der ersteren erscheinen die Götter viel derber, sinnlicher – haben noch
Manches an sich von jenen gewaltigen Naturmächten, in der Odyss. da-
gegen tritt jene sinnl. Naturgewalt immer mehr zurück, sie er-
scheinen viel milder u. edler – doch ohne, daß der Mensch versucht,
Alles, was er von den Göttern glaubt, in Zusammenhang zu
bringen – dies ist ein höherer Standpunkt. Einen Schritt weiter in den
Hymn. das Wesen der einzelnen Götter zusammengefaßt u. biogr.
geschildert – ein noch weiterer Fortschritt liegt im Hesiod, wo
die gesammte Götterwelt ihrem Zusammenhange nach u. in ihrem Ver-
hältn. zur Welt systematisch wird. –

3. 2.

Es ist klar, daß auf der Stufe des Hesiod schon ein gewiss. Grad von Reflexion in die Mythol. gedrungen ist – zwar noch mit vollständigem Glauben, der jedoch schon sehr nahe an Unglauben grenzt; Lüge u. Wahrheit werden schon deutlich unterschieden. – Das bringt Unfrieden in die menschl. Seele, indem er nicht Alles für Wahr hinnehmen kann u. derselbe Unfrieden dringt nothwendigerweise auch in das menschl. Leben – auch hier zeigt sich gewissermaßen der Verlust, man findet an der geheiligten Würde der Könige etwas auszustellen, man beschimpft sie – sie erscheinen bei Hesiod als Verdreher der Rechte – δωροφάγοι βασιλῆες – Es sind das Anfänge einer neuen Epoche, die auch in der Myth. durchdringt, Alles was von nun an in die Myth. noch gelangt, entspringt ganz andern Quellen u. trägt einen ganz andern Charakter. – – Außer Hesiod haben wir noch andere Versuche von solchen Systematisirungen. Daß man an die Spitze der Götter ein Oberhaupt hinstellte, ist schon in frühester Zt. u. nicht aus Reflexion sondern besinnungslos durchgeführt worden – man stellte eben die höchste Naturgewalt als obersten Lenker hin. – Die griech. Staaten haben sich an versch. Orten Schutzgötter gebildet, die eine Gemeinschaft bildeten gleichsam vereinigte für den Staat. – Dergleichen Vereinigungen findet sich gar manche in den einzelnen Staaten; zu diesen so local hingestellten Systemen der Götter wird wohl auch das System der 12 olymp. Götter gehören. Manche halten dasselbe für ein allgem. Glaubensdogma der Griech; allein schon an u. für sich wird diese Vereinigung u. Auswahl darauf hindeuten, daß das ganze Dogma jüngeren Ursprungs sein wird. Während die Einen (Gerhard) es in die älteste Zt. hinaufrücken, leitet es Welcker von Solon ab, der dasselbe ausgedacht haben soll; der Kultus der 12 Götter sei nicht früher nachzuweisen, sei nur in Athen, in andern Staaten sei er gar nicht oder nur spärlich u. vereinzelt angetroffen. –

Wenn man dies auch noch bezweifeln kann, so wird man doch den jüngern Ursprung der Systematisirung nicht verkennen können, die jünger sein muß als Hesiod. –
Vor allen Dingen ist der Satz festzuhalten, daß man Unrecht thut, wenn man Mythol. für identisch nimmt mit Religion – es ist vielmehr die Mythol. der Inbegr. der gesammten Erkennt. der Menschen, religiöser wie nicht religiöser, geistiger wie weltlicher, wie sie überhaupt dem Menschen in der vorgeschichtl. Zt. zugänglich geworden ist. Das Eigenthüml. des Menschengeschl. auf jener Stufe liegt darin, daß der Mensch die Wahrnehmung wirkender Kräfte, die er noch nicht begreifen kann, jeder Zt. von dem Abhängigkeitsgefühl begleiten läßt. So liegt in der Mythol. alles Erkennen jener Zeit, aber stets begleitet vom Abhängigkeitsgefühl, welches durch die ganze Mythol. hindurchgeht u. ihren Stoff durchdringt – der Stoff derselben ist kein religiöser. In der folgenden Zt. hat sich das religiöse vom nicht-religiösen gesondert, Alles was dem Menschen klar ist, dabei tritt der Glaube an ein Hinwirken höherer Kräfte zurück u. es scheidet sich Religion u. Wissenschaft u. letztere wieder in philos. u. histor. Erkennen. Nur dasjenige, was dem Menschen unerkennbar bleibt, verbleibt ihm Inhalt der Religion. – In gewissem Sinne können wir hiernach von einem dreitheiligen Inhalt der Mythol. sprechen – religiösem, philosophischem u. histor. Erkennen – oder bloß Religion u. Wissensch. Das Religiöse in der Myth. geht indessen überall hindurch, weil das Erkennen überall vom Abhängigkeitsgefühl begleitet ist. Dieses Abhängigkeitsgefühl des Menschen ist nun aber selbst einer Erkenntniß fähig – anfangs ist der Mensch sich desselben bewußt nur unter einer besondern Gestalt; mit der Zt. aber konnte er alle diese versch. Stimmungen des Abhängigkeitsgefühls zusammenfassen u. in demselben eine herrschende Allgemeinheit erkennen, die natürlich in einem schlechthin allgem. göttl. Wesen (nicht einzelnen Gotte) objectivirt werden mußte. Dies konnte zwar für die ~~[illegible]~~ Menschen sich darstellen in höchsten u.

mächtigsten Gottes Zeus. Jedoch wenn auch das menschl. Erkennen sich hiermit
zufrieden geben konnte, so war es natürl. daß auch dieser Gott bei ge-
nauer Betrachtung als ungenügend erscheinen mußte, um das Göttl. in
seiner Allgemeinheit darzustellen. Die Persönlichkeit ist schon an sich
Beschränkung u. solchen Schranken begegnet auch Zeus in seinem Leben
u. Wirken – so konnte er nicht schlechthin gedacht werden als die allgem.
Macht, die die Welt im Innersten zusammenhält. Eine solche ganz
allgem. göttl. Macht, welche das Abhängigkeitsgefühl des Menschen
schlechthin allgem. hervorbringt, kann keine Person werden – es
kann kein männl. kein weibl. Gott werden – es muß das Neutrum
unter den Göttern begriffen werden u. das ist es in der That – es ist
das Fatum, τὸ εἱμαρμένον – der höchste Ausdruck für die Regierung der
Welt u. Erhaltung des Lebens, die sich dem menschl. Erkennen entzieht.
Diese, obgleich Ordnung, erscheint ihm als Zufall, als Ungerechtigkeit.
Die allgem. Weltordnung konnte nur so ein zu Erkennen, nicht gesch-
unterworfenes Lage. sein, der sich nicht zu einer einzelnen Person
gestalten ließ – es ist das dunkle Eine, das Absolute – das mächtig
immer Gegenstand der Religion war u. blieb, weil ihm gegenüber
sich auch das Abhängigkeitsgefühl des Menschen erhielt. Diese allgem.
Welt- u. Lebensordnung wird dem Schwankenden u. Individualität
u. jedem einzelnen Menschen sein Antheil an derselben zugeschrieben –
es ist die μοῖρα, εἱμαρμένη, ἀναγκαίη des einzelnen Menschen – welche
später Heraclit erklärt als λόγος διήκων διὰ παντός, als der logos,
der alles durchdringt. –
Wenn dagegen ein Theil der Mythen nur religiös sein sollte so könnte
die nur eine Objectivirung des Abhängigkeitsgefühls sein – dies kann
keine Person werden, u. ist ein Neutrum – das Fatum. – Die Auffassung
des Ursprungs als ein solches, das die ganze Natur durchdringt, das
Menschen- u. Götterleben beherrscht – ist eine fern liegende, erfordert mehr
Abstraction u. ist nur in der ältesten Zt. volksthüml. geworden.

6.2.

Dieser findet sich noch nicht bei Homer – wohl aber schon bei den Tra-
gikern. Abgesehen nun von der ausgebildeten Mythe des fatum, ist
sonst das Religiöse in der Mythol. immer nur das mit der einzelnen
Mythe sich verknüpfende Abhängigkeitsgefühl. Diese Anerkennung der göttl.
Macht u. Wirksamkeit geschieht zum theil in der Art, wie die einzelnen
göttl. Wesen personificirt werden – allen Göttern werden gelegentl.
Attribute beigelegt, die sich auf das höhere, mächtigere Wesen derselben
beziehen. Ebenso wie das Anerkennen der göttl. Macht sich in diesen
Dichtern ausdrückt, so auch in den einzelnen Mythen, welche Thaten
oder Leiden der Götter erzählen. Mit dem Anerkennen vereinigt
sich die wirkl. fromme Verehrung, die Liebe der Menschen zu ihren wohl-
wollenden Göttern. Daraus geht hervor der Cultus, welcher die Thätig-
keit des Menschen ist, in der er seine Unterwerfung ausdrücken
will – der Mittelpunkt desselben ist das Opfer. Im Opfer will der
Mensch seine Abhängigkeit darthun, den Göttern Dank darbringen
u. ihren Zorn versöhnen. Bei allem ist es aber die Anschauung der
Alten, daß sie die göttl. Kräfte als im Leben selbst wirkende u.
waltende ansehen, es sind keine außerweltliche – mitten im sinnl.
Leben haben sie ihren Sitz u. ihr Wirken. Ja u. an sich glaubt der
Mensch das göttl. Walten wahrzunehmen, sie sehen überall, wo
die Kraft des Geschehens ihm nicht unmittelbar klar ist – u. es liegt
sehr nahe, wenn man einmal die Götter als Persönl. aufgefaßt u.
ihre Wirkungen sieht, sie auch mit eigenen Augen zu erblicken –
der Glaube an das persönl. Erscheinen der Götter unleugbar ist. war
allgemein u. hat nichts Auffallendes. Man glaubte, die Götter wan-
delten unsichtbar unter den Menschen u. beobachteten ihre Handlungen.
Wie sich in jeder besondern Kraftäußerung ein besonderes göttl.
Wesen ausdrückt, so ist auch die Anerkennung, die er diesem Wesen
gegenüber hegt, eine besondere – mannigfacher Cultus – er selbst
wird fixirt u. giebt Anlaß zu neuen Mythen – Cultusmythen –

Hieraus nun ist deutlich, wie die Religiosität der Griech. in der That sehr groß war – mit Recht sagt Fr. Jacobs in der Einleitg. zu seinem delect. epigr. es habe nie homines religiosiores gegeben als sie. Aber diese ihre Religios. ist eine andere, als die christl. u. daraus geht auch hervor, daß die Christen nicht so in jedem Moment sich der Beziehung auf Gott erinnern können, als die Griech. – Das christl. Opfer u. Gebet ist ein anderes – der Christ erkennt einen göttl. Willen an, nach welchem Alles sich ordnen soll, der Mensch verzichtet darauf, eine andere, von menschl. Gesichtspunkten getragene Ordnung gründen zu wollen. Im christl. Gebet drückt sich stets die Bitte aus, daß das, was der Mensch erfleht, nur dann geschehen solle, wenn es den göttl. Willen in dieser Weltordnung erfüllt. Die griech. Götter dagegen sind in das irdische Leben hineingezogen, was der Mensch erstrebt, ist auch Wille der Götter. Aus diesem wesentl. Untersch. griech. u. christl. Religios. gehen noch andere Differenzen hervor – wenn auch Begr. mit denselben Worten bezeichnet werden, so darf man sie doch nicht der Sache nach für identisch halten. Auf diesem Gebiete ist noch viel Arbeit nöthig. Diejenigen Theol. welche die Religios. der Griech. anerkennen u. hervorheben wollten, sind oft bewogen worden, Mythol. u. biblische Erzählungen, wo es gerade darauf ankam, die Verschiedenheiten zu vermitteln. – Lasso, über die Schicksale der Griech. u. Römer – über die Gebete der Griech. u. Römer – u. a. – Obwohl sehr anbetungswerth zu Werke gehend scheinend u. kritisch das Material behandelnd, weiß doch stets die Identicität mit ... einem kathol. Gegner ... – Nägelsbach, homer. Theol. Nürnberg 1840 – geht vom protestantischen Standpunkte aus – derselbe Standpunkt ist sichtbar in der ... Dr. Eduard Müller (Liegnitz) (Hegel. Standpkt) über Merker, das princip des bösen, Berlin 1846 – Zschr. für Alterth. 1846 n. 40 sq. – Schmid in Augsburg commentatio de aliqua consensu ac sentent. cognatione, quam tres Soph. tragoediae cum certis quibusdam relig. christianae decretis habeant –

Solche vorgefaßten Ansichten, die man aus einer Schule oder Kirche
mitbringt, dürfen nicht einwirken auf die Bestimmung des griechischen;
man muß die Sagen der Griech. unbefangen für sich entwickeln u. die
Forschung als eine rein philol. betrachten, wobei der Sinn des Wortes
möglichst scharf aus dem Gebrauch der Griech. dargelegt werden muß,
ebenso muß die Modification der Sagen erklärt werden. – G: Eich-
hoff, über einige religiös-sittl. Anschauungen des Alterthums, Duis-
burg 1841 (Progr.) er behandelt 2 Gegenstände, den Neid der Götter
u. die Ἄτη oder Sinnesbethörung – es wird gut nachzuweisen, wie
sich diese Sagen allmählig bei den Griech. entwickelt haben. – So
werden wir beim Lesen der Untersch. zw. κακός u. ἀγαθός bestimmen.
Vergleiche auch Naase über αἰσχύνη u. αἰδώς u. die Verhdl. über Theogonie.
Solche Sagen müssen noch mehr aufgesucht werden u. unbefangen in
ihrer histor. Entwickelung dargestellt werden. –

7. 2.

Wenn wir das relig. Gefühl in der Mythol. abziehen, so bleibt uns ein
materieller Kern übrig, wenn die Wahrnehmungen der Menschen ausgedrückt
sind. Was hat nun der Mensch in sich erfahren? Welche Kräfte hat er als
Gründe dieser Empfindungen anerkannt, sofern sie nämlich regelm. wieder-
kehren? Welche feststehende Kräfte hat der Mensch wahrgenommen u. in
der Mythol. objectivirt?
Es ist dies ein Versuch, die Gründe aller äußeren Erscheinungen zu erforschen,
die der Mensch gemacht hat – indem er die Sagen als Kräfte u. Personen
festhielt. Der nächste Th. fällt natürl. der Naturphilosophie zu – ohne Zweifel
mußte sich die speculirende Phantasie den Naturkräften zuwenden, welche
sich zuerst der Wahrnehmung des Menschen aufdrängten, u. zwar anfangs als
physische Kräfte. Ganz entsprechend hat ja auch später die Wissenschaft der
speculirenden Philos. mit der Natur beginnen müssen – Jon. Philos. –
ebenso verhält es sich mit der Entw. der Sprache. So ist nicht zu zweifeln,
daß die ersten mythol. Gestalten Naturkräfte waren die ohne
Namen, also ungeschiedl. verehrt wurden. Es werden also zuerst die
Götter verehrt worden sein, welche die Elemente darstellen – u. die
einzelnen in ihren vorkommenden Kräften. Indem der Mensch diese
Naturkräfte wahrnahm u. sie allmählig sonderte, u. von der gesonderten

sich mit seiner Phantasie ein Bild machte – so ist das ein ähnlicher Prozeß,
wie die Geschlechtsänderung der substantiellen Begr. in der Sprache –
Auf gleiche Weise mußt der Mensch mit den Wahrnehmungen in der Myth.
verfahren sein – Zeus, der Schleuderer der Naturwirkungen, erscheint als
höchster u. männl. Gott, ebenso Poseidon, männlich u. seinem brüderlich beige-
ordnet wegen der gewaltigen Macht des ungeheuren Meeres. Ebenso stellten
sich als männl. Wesen Flüsse u. Winde dar, die ebenfalls thätig u. zerstörend
dem Menschen gegenüber traten. Die Erde dagegen ist unbeweglich, sie
verhält sich jenen andern Mächten gegenüber leidend u. empfangend, wird
vom Himmel befruchtet u. trägt Frucht – sie ist also ein weibl. Wesen.
Durch weitere Betrachtung der Göttergestalten u. ihres Geschlechts, läßt sich
die Anschauung deutl. machen, welche die ältesten Menschen von den einzelnen
Kräften gehabt haben – gleichsam ihre Naturphil. – Aber liegt zwar
kein wissenschaftl. begriffl. Erkennen zu Grunde, aber doch einer scharfen
Beobachtung u. Wahrnehmung – je weniger die Reflexion erwacht ist, desto
stärker sind die sinnl. Eindrücke, auch stehen dann die Menschen der Natur
weit näher, er unterscheidet sich noch nicht von der übrigen Naturwesen.
Wie der Mensch aber mehr u. mehr sich von der Natur, indem er sich der allmählig
zur Freiheit entwickelt, so schreiten auch seine Begr. von den, was um ihn
ist, allmählig weiter u. nähern sich der geistigen Freiheit. Hatten die
Götter früher nur eine rein physische Bedtg. so mußten sich bald zum
Theil oder überwiegend zu Charakteren geist. Potenzen werden, u.
je mehr sich dabei ihre ethische Seite mit dem Fortschreiten des Menschen
zur Freiheit entwickelt u. ihre erste Bedtg. zurücktritt – desto schwerer
wird es für den Mythologen, die ersten Anfänge zu erkennen. Ähnlich
verhält es sich in der Sprache mit der Frage nach der ursprgl. Bedtg.
eines Wortes. – Es giebt also eine Menge Mythen, welche aus der
Naturbeobachtung entstehen – so lassen sich zoologen u. naturhistorische,
geograph. meteorolog. u. s. w. – alle diese Beobachtungen sind in der
Mythol. vorhanden u. es ist eine große Einseitigkeit, wenn einzelne
Mythol. nur eine einzige dieser Richtungen wollen gelten lassen. –
Also giebt es Mythen, in denen sich die geogr. u. geolog. Ansicht der
Menschen ausdrückt – so die der Deukalionsage, die Ogygische – die Sage

von der Entwässerung Thessaliens durch Poseidon – diese Sagen beruhen auf vollkommen richtiger Anschauung. – die Flußgötter erscheinen meistens als wilde Persönlichkeiten mit Stierköpfen dargestellt – auch der [illegible] Ausdruck aber aufgefaßt, die zur Zt. ihrer Wasserfülle vollbringen. In vielen Mythen werden Wassergottheiten Menschen – eine Darstellung des [illegible], aber für die lebendige Phantasie der Alten erschien nicht das Wasser allein als das Schädliche, wenn es verheerend, sondern die Kraft des Wassers wird als eine begehrende, die Menschen suchende u. liebende dargestellt – Hylas Raub durch die Nymphen. – Ott. Müller, prolegg. 108 nimmt für letzteren Mythus eine bestimmte histor. Veranlassung an – zu Kios in Bithynien – doch muß man hierbei sehr vorsichtig sein [illegible] Müllers, die Mythen in Geschichte zu verwandeln. Allgemein menschl. Erscheinungen werden natürlich in ihrer Darstellung localisirt, ohne daß man deshalb ein bestimmtes Ereigniß in dem Lande zu Grunde zu legen braucht – Sage von der großen Fluth. – Es kann leicht bloßer Zufall sein, daß wir eine allgem. Mythe in einer localisirten Form überkommen haben. Nachdem Forchhammer die Richtung aufgegeben, Alles in Natur zu verwandeln, hat umgekehrt Alles verwässert – Hellenika, Griechenland im Neuen das Alte – Berlin 1837 – die Mythol. würde nach ihm das älteste Compendium der Geographie sein – die trojan. Helden werden unter seinen Händen zu Wasser – Achilles u. sein Vater werden zwei schmutzige Bäche im Lande Phthia – Peleus von πηλος, der Kothfluß, der im Sommer austrocknet; Achilleus von ἄχειλος, der Lippenlose – ohne Mündung – der Sperchios, der Bach der [illegible] Nachfluß füllt u. mit ihm in's Meer gelangt. – Wie daraus der herrliche Held Achilles hat werden können, ist freilich dabei nicht abzusehen u. würde zur epischen Poesie schlecht begeistern können – Vgl. auch 'die geburt der athene' 1841 von demselben. Andere Mythen gehen auf Licht-erscheinungen am Himmel – goldener Regen, Hera in der Wolke, [illegible] als Krone – solche meteorolog. u. physikal. Wahrnehmungen sind ebenfalls in der Mythol. anzuerkennen u. es ist ebenfalls eine Einseitigkeit, wenn man Alles auf das Physische reduciren will – Schwerger – Schon die

Griech. verwandelten die Götter in Naturkräfte – Anaxagoras – seine
Schüler Perikles u. Thucydides galten als Atheisten – später ward dies noch
mehr ausgeführt in den einzelnen Schulen der Philosophen. –
Ebenso ist es mit den astronom. Anschauungen – Dupuis u. Uschold wollten
die ganze Mythol. in Astronomie verwandeln. –
Nahe liegt auch der astron. Th. der Naturbeobachtung: abgesehen von
Sonne u. Mond, die sich von selbst darstellen, mußte auch allmählig bei einer
speciellen Beobachtung der andern Gestirne zuwenden. Daß die Plejaden unter=
gehen gerade zur Zt. der Aussaat u. der Schluß der Schifffahrt im Jahr
anzeigen, daß der Anfang der Hyaden Regen brachte – wurde bald beobachtet.
Ihre Wanderungen erschienen natürlich der Phantasie als Willen eigener
u. göttl. Wesens u. so wurden die Gestirne zu Wesen, die eine Beziehung
zum menschl. Leben haben – die man von der Erde selbst her, um so deutlich
darzustellen – daher der allgem. καταστερισμός. Aber dieses festgestellt,
so fanden sich bald Biographien der einzelnen unter die Sterne ver=
setzten Helden – Orion verfolgt am Himmel die Plejaden, daher konnte
leicht die Mythe von einem Helden entstehen, der Jungfrauen verfolgt;
Orion verschwindet bei Morgenaufgang – Eos ist in ihn verliebt u. raubt
ihn; steht Orion tief am Himmel, so scheinen nur die Schultersterne aus
dem Meere hervorzuragen – daher die häufige Sage, er durchwandere die
See u. sei von ungeheurer Größe. So ist Orion zu einer bestimmt
charakterisirten Person geworden – aus den ihm beigelegten Char.
läßt sich das weitere Erscheinen der Mythen leicht erklären u. es ist
nicht nothwendig, daß alle einzelnen Sagen astron. Ursprung haben.
So kann man sich ferner nicht wundern, wenn der Thierdienst
in die Mythol. eintritt – es steht dem sinnl. Menschen sehr viel näher
als dem geistig entwickelten Menschen – erst der Letztere erkennt die
ungeheure Kluft zwischen Thier u. Mensch, während er früher sich u. die
Thiere als gleichartige Wesen ansah. Die Ueberzeugung dieses nahen
Verhältnisses der Menschen zur Thierwelt ist noch durch das ganze Alter=
thum wahrzunehmen – sie haben das Thiergeb. mit besonderer Vorliebe

S. 2.

ausgebildet, Lieder aus der Thierwelt oft in der edelsten Vergeltung
angewendet. Daß nun das Thierleben auch in die Mythol. eintritt, ist nicht
in die älteste Zt. zu versetzen – die Thiere stehen dem Menschen sehr nahe,
er wird sie nicht zuerst anschauen, so wenig, wie sich selbst – er selbst aber
tritt erst ein bei erwachtem Selbstbewußtsein. – Die Thiere treten in der
That erst ein in die Mythol. als der Unterschd. zwischen Thier u. Mensch
schon erkannt war – in frühesten Metamorphosen. Die Thiere schienen
menschl. Neigungen u. auch einen gem.-ethischen Char. zu haben, daher lag
es nahe anzunehmen, daß sie sich auch im Menschenleben befunden haben
müßten, um von dort diese Eigenschaften hinüberzunehmen in eine ganz
andere Existenz. – Anders verhält es sich mit der Pflanzenwelt – sie
steht dem Menschen bedeutend ferner – zeigt sich er auch in ihr ein be-
sonderes Leben u. Wirken, das ihm aber rätselhaft blieb – es mußten die be-
sondern göttl. Wesen, die sich in diesen Gestalten darstellten – es mußten
lebendige Geister sein, die das ganze Pflanzenreich durchdringen – daher
hatte jede Pflanze ein göttl. Wesen als Lebensprinzip in sich – von ihm
ging ihr ganzes Wirken aus – doch waren diese Wesen vergänglich, wie
die Pflanze selbst. Zuweilen traten sie auch in Beziehung zum Menschen
u. es wurden Verwandlungen angenommen.
Am fernsten steht dem Menschen das Mineralreich – es ist eine todte
Masse, in der ein lebendiges Wesen anzunehmen, keine Veranlassung
für ihn vorhanden war. Nach dieser Auffassung wurden auch in der Myth.
die Bezeichnungen dafür zum Ausdruck. Jedoch die Phantasie wußte auch
diesem todten Mineralreich ein Leben anzudichten, wo nur eine Gelegenheit
sich dabot, wo wenigstens Steine u. Felsen durch besondere Gestaltung
einen Eindruck machten – daher wurden in ihnen oft andere Wesen ver-
genommen; Pflanzen, Thiere, Menschen. – Niobe ist nichts anderes als
eine natürl. Felsfigur, die sich noch heute in Kleinasien findet u.
die Gestalt einer weinenden Frau darbieten soll. – Auf Ithaca, wo lebendige Wesen angenommen wurden, die den Gesteinen
eine bestimmte Gestalt geben. So ist durch die ganze Natur hindurch
Alles, was die Wahrnehmung des Menschen erregt hat, mit seinen Schö-

Dasein belebt – die Ästhet. konnte ihre Beobachtungen nur durch das Per-
sonificiren der physischen Kräfte aussprechen, u. es lag nahe, den psy=
chischen Kräfte als ethische erscheinen zu lassen – die ethische Charakte=
risirung wird an die physische angeknüpft.
So kann die Schöpfung in der Mythol. noch weitere Fortschritte machen,
indem die göttl. Kräfte zu Menschen umgewandelt werden, welche als
Träger göttl. Kräfte angesehen werden, Gegenstand der Verehrung
sind u. als Heroen oder Heroinen bezeichnet werden. Als [illegible] sind Menschen
die [illegible] das Leben durch große Wirkungen gestaltet haben, so [illegible]
folgende Menschen zur Verehrung solcher hervorragender Wesen getrieben
sind. Das ist häufig aus der Analyse der großen Götter hervorgegangen –
einzelne Wirkungen ihrer Kraft verselbständigen sich u. einem bestimmten
Land u. Volke – so wird ein localer Heros gestaltet aus einem [illegible]
[illegible] eines Gottes. Solcher Fortschritt ist auch in der germ. Mythen wahr=
nehmbar – in den Nibelungen kann man 2 Gegens. von Daemonen erkennen:
Wolsungen u. Nibelungen – das ist die ursprüngl. myth. Grundlage, während in
der erhaltenen N.L. diese göttl. Wesen fast ganz zu Menschen umgestaltet
[illegible] u. [illegible] ... sind – die Mythe hat sich mit der
Sage vermischt. – Wenn aber so aus göttl. Kräften selbst Menschen
hervorgehen können, so liegt es nahe, das menschl. Wesen, das in ihm waltende
Geistige als ein besonderes wahrzunehmen u. so führt dieser Fortschritt aus
dieser Naturmythen zu der Geistesmythen, wie früher die Philosophie von
Naturbetrachtung zur Ethik. Der Mensch begann sein Inneres zu analysiren
u. da es für die Ästhet. etwas unbegreifl. war, so wurden die geistigen
Kräfte des Menschen gerade wie die Naturkräfte angesehen u. auch
ihre Analogien gestaltet – zunächst dass man eine von den verschiedenen
Gottheiten als Urspr. dieser Kräfte auffasste, dann aber auch besondere
Wesen als die Träger dieser geist. Kräfte im Menschen ausbildete.
Das nächste ist der Fall beim Zeus, dem die Eigenschaft der Gerechtigkeit
beigelegt wird. – Diese Vereinigung des Zeus mit der Gerechtigk. der Gerech=
tigkeit ist noch besonders mythol. ausgedrückt – seine Gattin ist die Themis,
aus dieser Ehe gehen hervor die Horen – Hesiod. theog. 901.

9.2.

Zugleich hat er noch eine andere Gattin, die Eurynome, u. von ihr die
Chariten zur Töchtern – so beherrscht Zeus nicht nur die physische Welt,
sondern leitet auch die geistige Welt – wird Vater der Anmuth u. des
Reizes. – Aber es kommt auch vor, daß solche geistige Kräfte zu besondern
Wesen constituirt werden, das setzt nun schon ein sittlich vorgeschrittenes
Leben voraus, das Anschauungen von der Persönl. geistiger Wesen im Menschen
schon in sich aufnehmen kann. Die ältesten im Menschen wirkenden
Kräfte, die man zuerst wahrgenommen hat, sind die am meisten sinnlich
auffallenden. Bei den Phrygern wird man besonders hervortreten sehen die
maßlosen Leidenschaften des Menschen: Schmerz, Trauer, Freude, Ge-
schlechtstrieb, alles stellt sich bei ihnen in der extremsten Weise dar.
Bei den Griech. sind diese so mächtigen, leidenschaftl. Kräfte im Menschen
die als rohe Naturtriebe keine Grenzen kennen, so gut wie gar nicht
vorhanden – sie stehen auf einer höhern Stufe der Cultur. – Dagegen
finden wir bei den Griech. ganz andere geistige Kräfte als vergött-
licht, wie Charis, Themis, Dike, Hebe, alles nicht Wesen, die mit einer
besonders greifbaren Kraft wirken, auch erscheint sie nicht für sich allein
sie sind an den Menschen gebunden – u. wegen dieser Abhängigkeit ihres
Wesens sind sie alle weibliche Wesen. Eben wegen dieser Abhängigkeit
des Wesens solcher Persönlichkeiten ist überhaupt das ganze Wesen solcher
Gottheiten mehr geistiger Natur, mehr in der Idee stehend – ihre sinnl.
Gestalt weniger ausgebildet – äußerl. Leben haben sie wenig d.h.
es gibt wenig Mythen über sie. – Diese Gottheiten wirken im Menschen
u. es ist ein schöner Zug in der Natur der Griechen, daß gerade die
genannten sich schon früh den Griech. als auffällig darboten – schon
früh wird die Charis als milde, überwältigende Gottheit erkannt.
Natürlich aber ist es, daß in diesen geistigen Kräften, die man im
Menschen handeln sieht, nicht immer genau zu scheiden wußte, daß
man im Allgem. nur irgend eine, unbestimmte welche, göttl. Kraft
im Menschen wirksam zu haben glaubte – hierauf beruht der häufige
Glaube der Griech. an den ἐνθουσιασμός – wenn einer von Gott er-
füllt ist, ein ἔνθεος. Diese Anschauung geht durchs ganze Alterth.
u. wo man auch den handelnden Gott nicht speciell zu bestimmen wußte,

da glaubte man doch wenigstens einen Gott wieder zu sehen. In ähnl. Weise wurden Leistungen Einzelner u. des ganzen Volkes in die Mythol. eingereiht – und der Dichter preist die gotterfüllte Seele – der Dichter ist in ältester Zt. Priester, Sänger u. Prophet. Aber auch die geist. Leistungen der Menschen, ihre Fortschritte in jeder Kunst u. Fertigkeit, alle Erfindungen wurden nicht einem einzelnen menschl. Erfinder zugeschrieben, sondern entweder auf einen der schon vorhandenen großen Götter zurückgeführt oder wenn man die Erfindung localisirte, so wurde ein Heros aufgestellt, der erfüllt von göttl. Geiste den Fortschritt in der Cultur vollbringt. Solcher Mythen sind unzählige – die Gymnastik, eine von den Griech. seit ältester Zt. sorgfältig gepflegte Kunst, erscheint zur Zt. des Homer vorzugsweise als eine Kunst des Apollo, sie hat also die Aufgabe Gesundheit, Harmonie u. Grazie zu erhalten – Apollo besiegt den Ares im Faustkampfe zu Olympia, Sieg der Besonnenheit über die maßlose Leidenschaft auf Seite – Paus. V. 7, 10. – Auch Homer erscheint vorzugsweise Hermes als Turngott, der als schlauer u. gewandter Gott den Menschen zum Siege verhelfe u. zwar im Ringen, Faustkampf u. Pankration, wo gerade List u. Gewandtheit besondere Wirkung haben. Aber nicht nur Apollo u. Hermes finden wir auf den Turnplätzen aufgestellt, sondern auch Eros u. Anteros wurde in den Gymnasien verehrt; es sollte keine leidenschaftliche Begegnung im Kampfe stattfinden. – Apollo soll den Hermes auch im Lauf besiegt haben, wo gerade keine besondere Kunst gerade möglich ist – so drücken sich die Fortschritte der Kunst auch mythisch aus. In hom. Zt. gab es noch keine Gymnasien u. Palästren, die Phaeaken haben nur ein τυκτόν δάπεδον, wo sie ihre Übungen anstellen. Erst aus der Zt. Solons wissen wir, daß man Gymnasien für die Jugend baute – Palaestra wird sie zur Tochter des Hermes, die in Arcadien das Ringen gelehrt haben soll – Philostr. imag. 2, 32; vgl. noch Et. M. p. 646. – In der Poesie u. Musik werden eine Menge culturgeschichtl. Fortschritte verwischt u. an betreffende Gottheiten angeknüpft – Apollo ist der An-

Gegenstand der griech. Saitenmusik im Gegensatz zur phryg. Flöten-
musik. – Wettkampf zwischen Apollo u. Pan – Midas mit Eselsohren –
Marsyas wird enthäutet, weil er im Wettkampfe besiegt wurde –
Hyagnis der Vater des Marsyas u. der Zögling des Marsyas, Olympos,
Lityerses – alle diese Heroen stellen in verschied. Sagen immer nur
die Ueberlegenheit der griech. Musik über die phryg. dar – solche Mythen
gibt es in großer Menge. Hierbei sind die Zeit zu unterscheid. – Vieles ist
später fingirt u. die Mythen sind dann nur allegor. gebildet um
eine Kunstansicht auszudrücken. –

Wenn der Mensch so in seinen Leistungen göttl. Kräfte walten sieht,
so liegt es nahe, den ganzen Inbegr. von Kräften zusammenzufassen, der
im Menschen ist, seinen ganzen subjectiven Geist als einen gotterfüllten,
von Gott getragenen zu betrachten – der ihn zu großen Thaten aber
auch zu großen Verbrechen treiben kann – So entsteht der Gott [illegible]
[illegible], aber nur die Ursache des Lebendigseins eines Baumes oder einer
Quelle ist. Deutlich hat sich diese Ansicht bei den Griech. erst später
entwickelt, den gesammten subjectiven Geist als Dämon aufzufassen;
bei den Römern hat sich diese Ansicht mehr ausgebildet, weil sie über-
haupt mehr subjectiver u. egoistischer waren – so ist stehend hervor-
der Dinge die genii. Die Entstehung der einzelnen subject. Geistes, kam der
Menschen natürl. die zur Erscheinung, wo sich der Geist von der sinnl.
Welt trennt – im Tode oder ähnl. Zuständen. Es ist nun dem Gefühle
sehr natürlich, daß dieser liebende u. fürsorgende Geist nicht zerstört
sein könne, wenn der Leib zerfiel, denn der Mensch empfand ja
noch immer die Wirkung jenes Geistes, er lebte fort in seiner
Erinnerung u. seiner Phantasie – er objectivirte nun sich wieder das
Bild seiner Phantasie u. verlieh ihm Wirklichkeit, die dem der Glauben
festhält: das Bild des Todten wurde belebt u. ihm Unsterblichkeit ge-
geben – Der Todte bekam die Gestalt, wie er im Gedanken des Ueberlebenden
erschien: ein geistiges Gedankenbild – zwar die gewohnte Gestalt, aber vom
Leibe getrennt, bloß das Äußere des zerfallenen Leibes, ein bloßes
Schattenbild u. dennoch ihm ähnlich. – manes – ἀμενηνὰ κάρηνα.

Wie diese Gedankenbilder sich gebildet haben, so ist es bei allen Menschen natürlich, sich Vorstellungen von Todtenerscheinungen zu machen. – Wie die Mythol. in ihrer einfachen Gestalt ohne Hinzuthun späterer Speculation die Vorstellung vom Leben nach dem Tod gefaßt hat, ist sehr deutlich. Das Abhängigkeitsgefühl des Menschen wird außerhalb seiner objectivirt – wie es die Vorstellung erheischt hat, so bildet er sich außerhalb besond. Wesen als ein Fremdes. Die Phantasien über das Leben in der Unterwelt, wo Leben u. Tod in vielen Mythen sind weitere Ausführungen. Die Völker haben [illegible] angenommen, die in der Erinnerung der Ueberlebenden besteht.

10.2

Wir [illegible] gelangen wir zum 2ten Haupttheil der Mythol. den historischen. Es ist schwer, diesen Inhalt überall scharf von wissenschaftl. zu sondern – der Mensch hatte in der Natur u. in der ganzen Welt wirkende göttl. Kräfte wahrgenommen, die in stets unabänderlicher Art walten: auf dem Gebiete der Gesch. aber stellt sich dem Menschen nicht eine so regelmäßig wiederkehrende Wirkung derselben Mächte u. Kräfte, sondern so mannigfaltig wie der Mensch selbst. – In ältesten Zt. wurde eine solche Naturgesch. gar nicht wahrgenommen, u. es bestand auch gar nicht geordnet u. geschieden – anderes war so geordnet, wie das Leben der Natur. In seinem Fortgange indeß mußte es auch endlich die Erfahrungen u. Kenntnisse des Menschen u. solche Bereicherungen seiner Lebenserfahrung werden einen andern Bestandtheil der Mythol. – Diese Fortschritte seiner Geschichte werden sich also angeschlossen haben an die schon vorhandenen Gottheiten. Aber es giebt auch eine Menge von Lebenserfahrungen, welche eine ganz specielle Beziehung auf die Verhältn. des Menschen, seines Stammes, seines Staats haben – es sind im Leben der Völker Wirkungen [illegible] Thätigkeiten, die noch immer fortdauern, wo einst der Mensch sich noch immer abhängig fühlte u. die so unmittelbar inmitten des menschl. Lebens

liegen, daß sie nicht füglich von einem der olymp. Götter hergeleitet werden konnten, sondern wenigstens ein Mensch als ihr Urheber betrachtet werden mußte. Die Ordnung des menschl. Lebens erscheint dem ältesten Menschen so wunderlich, wie die Natur; der Weltenlenker Zeus u. seine die Welt beherrschende Macht, die μοῖρα, bestimmt ebenso sein Lebensende, wie seine Entstehung. – Sie setzt ihn in bestimmte Verhältn. in die er ein für allemal gebunden ist. So stellen sich ihm in den Institutionen Kräfte dar, die er weder begreifen noch beherrschen kann u. daher als göttliche ansehen muß. So werden die Einrichtungen des menschl. Lebens, die überlieferten Zustände, von deren Ordnung er abhängig ist, u. göttl. Wesen verwandelt – die Vergangenheit, aus der alle die Institutionen des Lebens herrühren, beherrscht ihn – die Einrichtung selbst erscheint ihm als die ihn beherrschende Macht.

Unterschied zwischen Mythus u. Sage. Der Mythus ist jeder Zt. mit dem religiösen Abhängigkeitsgefühl verbunden, er kann vergangene Ereignisse darstellen, aber er enthält sie nicht als eine Erinnerung einer freien menschl. That – die Sage dagegen ist die Erinnerung von Ereignissen, die sich im Munde des Volkes erhält, ehe jedoch durch Forschung u. Kritik zur Geschichte wird – den Eindrücken der Phantasie leicht zugänglich – aber sie ist nicht vom Abhängigkeitsgefühl der Menschen begleitet, u. betrachtet ihre Thaten als ihre freien Thaten. In der Mythol. darf dieser Th. natürlich eigentl. nicht vorkommen, es können zwar Mythus u. Sage unterschiedslos zusammentreffen – es wird nämlich die Wirkung des Abhängigkeitsgefühl bloß an u. für sich vergöttert – symbolisirt in irgend einem Gotte oder Heroen – oder es wird nicht bloß die den Menschen beherrschende Wirkung religiös symbolisirt, sondern es hat sich eine Erinnerung von einem menschl. Urheber erhalten – so wird das Sage – aber dem Kreise des Abhängigkeitsgefühl hinzutreten – und jenem menschl. Wesen wird ein Heroe, ein Heros, der durch göttl. Kräfte wirkt – Zwischen

Diesen beiden Arten das Geschichtl. u. der Mythol. zu symbolisiren, ist natürlich schwer zu unterscheiden. In der ältesten Zt. als die Mythol. allmählig aufgelöst wurde, hat man sich der letzteren Auffassung zugewandt, man verwandelte Götter u. Heroen in Menschen, die Mythol. in Geschichte – Geschichte des Euemerismus. – Dieses System ist heutzutage allgemein aufgegeben, die Mythen sind nicht in Geschichten noch Sagen zu verwandeln, weil in der ältesten Zt. die einzelnen menschl. Individuen indifferent sind u. vergessen werden. Nur drückt sich selbst kann das Ereigniß, welches begründet, das Abhängigkeitsgefühl erregen, ohne Hindeutung auf den Urheber. Der Name jener Personification ist also nicht als histor. anzusehen, da die Zustände, die sie darstellt, histor. sind. Uebrigens sind diese Wirkungen in ältesten Zt. ohne freies Bewußtsein entstanden, sie sind natürlich verwachsen, wie die Wirkung der Natur. So sind diese Personen nur als Symbole solcher Schöpfungen zu betrachten, sie sind nie histor. Personen gewesen – wohl aber kann es eine solche Person sich Mythen heften u. auf sie Mancherlei gehäuft werden – wie bei der gegeben. – Beispiele: Ein Volk, eine Bürgerschaft muß sich als eine histor. Wirkung einer histor. Ursache betrachten – bei der familienartigen Geschlossenheit ist es natürlich, daß wie das Geschlecht, so der Stamm, so das ganze Volk auf einen Stammvater zurückgeführt wird – die Bewußtsein kann nicht frisch werden, es wird um so später werden, je größer die Gemeinschaft ist, um die es sich handelt – ein solches Volksbewußtsein kann sich erst bilden durch Berührung mit verschied. andern Völkern u. Stämmen, wenn sich diese als verwandte oder verschied. darstellen – also wenn schon ein gew. Grad von Ausbildung des polit. u. socialen Lebens vorhanden ist, erst dann kann die Zusammenfassung von Verwandten u. nicht Verwandten entstehen – dies bestätigt sich auch bei den Griech. – Die myth. Genealogien sind keine alten, sind künstl. histor. Speculationen aus der Zt. wo sich das Bewußtsein von einer Zusammengehörigkeit des griech. Volkes entwickelt – [illegible] die olymp. Spiele bezeugten. – Bei Homer ist dieses Stammtafel noch nicht vorhanden, Hellen ist ein Heros eines kleinen thessal. Stammes, [illegible]

erst nach der Wanderung der Dorer u. Ausbildung der olymp. Spiele konnte
sich das allgem. Hellenenbewußtsein entwickeln – jene Personen aber
sind rein fingirte u. an ihnen festzuhalten, wäre Superstition.
Natürlich konnten in solchen Mythen auch Verschiedenheiten der Meinun-
gen ausgedrückt werden – so setzte man sich im Allgem. in Gegensatz zu
den Pelasg. u. Barbaren, während einzelne andere Stämme die Erinnerung
an Abstammung von Pelasg. bewahrt hatten u. daher den Hellen auf Pe-
lasgos zurückführten – ebenso verhielt es sich mit einzelnen Stämmen ein-

13.2.

Ein Bruder des Hellen wird Amphiktyon genannt – während doch
einleuchtend das W. aus dem Appellat. ἀμφικτίονες "die Umwohner"
gebildet ist – so ist Amphiktion der Repräsentant des amphikt. Bundes
in der Nähe des Parnaß – [illegible] bei Rom (?). Daß er ein Bruder
des Hellen genannt wird, geschieht wegen der gewissermaßen brü-
derlichen Thätigkeit, indem der Eine das Volk schafft, der Andere es
ordnet u. zum Bunde vereinigt – auf histor. Verhältn. kommt es na-
türlich bei der Mythe nicht an. – Ebenso wird man den Aktaeus
nicht für den ältesten König der Attiker halten – Kranaos ist
der Repräsentant der Κρανάα von Athen, der πόλις – die 4 att. Ur-
stämme sind nicht von einzelnen Heroen abzuleiten, sondern ihre
appellat. Namen beziehen sich nur auf ihre Beschäftigung – eben-
so verhält es sich mit einer Menge von Geschlechtern – Βουζύγοι, Εὐ-
πατρίδες(?), Κήρυκες – ebenso die Φυταλίδαι, [illegible] – Meier de
gentilitate attica. – Dasselbe in anderen Staaten. In Athen gehör-
ten 2 Priestergeschlechter bei den Euphonien(?) – die Κεντριάδαι(?) u. [illegible]
bei den Pheiditien in Sparta waren Geschlechter beschäftigt, die
als Heroen einen Maton, u. Keraon verehrten: Bäcker,
Fleischer u. Weinschenker – die Talthybiaden –
Wenn nun solche Namen von Personen als histor. genommen werden,
so muß man natürlich die Griech. entsetzlicher Lügen beschuldigen, da
sich die meisten Namen als fingirte herausstellen – doch die Voraus-
setzung ist falsch – die Alten wollten dadurch keine Geschichte fingiren,
sondern nur in der Personification des Namens das gewisse Band
derselben u. die Pflichten gegen dieselben darlegen u. anerkennen.

Wir drücken eine solche Gemeinschaft anders aus – symbolisch durch
Flaggen, Farben – doch finden sich einzelne Beispiele auch in deutschen
Sagen – die [illegible] in Schulpforta – Ursprünglich u. feststehende
bei d. Griech. diese Anschauung war, sehen wir daraus, daß dieselbe
Manier sich noch in histor. Zt. erhalten hat bei ganz neuen Grün-
dungen. Als Cleisthenes den 4 att. Stämmen ihre polit. Bedtg. nehm-
en u. diese auf die 10 neugegründeten Stämme übertrug u. deren Unter-
abtheilungen, die Demen, so war dies eine ganz neue Einrichtung,
vollbracht nach localen Principien – aber sie waren aus d. Gemein-
[illegible], mußten oft gemeinschaftl. [illegible] – aber sie waren aus d. Gemein-
deseleben erwachsen wieder durch Heroen dargestellt: 10 Stammheroen,
willkürlich aus alten Mythen entlehnt – ebenso die Demen, wo
man auf irgend einen Heros nahm, um darnach dieselben zu benennen –
oft nahm man den Geschlechts-Heros eines Geschlechts, das gerade
in jener Gegend wohnte – so die Βουτάδαι – da nannte man
auf den Demos jener Gegend Βουτάδαι mit dem Heros Βούτης –
das Geschlecht selbst nannte sich später zum Unterschied Ἐτεοβουτάδαι.
so verstehe sich, daß kein Mensch in Athen glaubte, diese Heroen
seien die Gründer jener Phylen u. Demen, deren Gründung man
sich ja noch wohl bewußt war – die Heroen sind (dabei) nichts weiter
als der symbol. Ausdruck für die politisch u. rechtlich vereinigte
u. religiös geweihte Gemeinschaft. Allerdings giebt es auch
Fälle, wo man sagen kann, daß nur an historische Personen
zu denken ist. Der Gründer einer Colonie wird von derselben
als Stammheros verehrt, wird als symbol. Ausdruck für d. Gemein-
schaft der Colonisten betrachtet – noch in histor. Zt. – Thuc. V. 11:
Amphipolis gründete der Athener Hagnon u. wurde nach seinem
Tode dort als Heros verehrt durch einen geweihten Cultus,
u. als die Bewohner der Stadt später von Athen abfielen, setzten
sie auch den athen. Heroen ab u. ersetzten ihn durch Brasidas. –
Vgl. Heinrich, über Epimenides. p. 73. –

Heraclides Ponticus wollte sich durch Betrug der Heroencultus er-schleichen – Diog. Laërt. V. 91 – Aratus wurde als Heros verehrt – Plut. Arat. 53 – einzelne Privatpersonen sogar erfuhren von ihren Fami-lien nach dem Tode eine solche Liebe, daß die sie für dieselben zu Heroen wurden. Die Familie mußte für die Andenken ihrer Verstor-benen sorgen u. sie durch Opfer u. Liebe verehrt – Plato theilt die δικαιοσύνη in 1) περὶ τοὺς θεούς, 2) περὶ τοὺς ἀνθρώπους u. 3) περὶ τοὺς ἀνθρώπους – nach Diog. Laërt. III. 83.

Unter solcher Hülle in der Mythol. ist oft viel Zweifel möglich – kann man den Heros als bloße Personification einer Gemeinschaft er-kennen, so wird man ihn natürl. nicht als histor. Person an-sehen – in späterer Zt. wurde es möglich. Solche Zweifel können bei den Heraclessagen u. Theseussagen entstehen – manche haben den Heracles als histor. Person genommen, sein Sohn Hyllos soll dann der Stammheros der dorischen Hylleer sein – so viel steht fest, daß Heracles stets für einen Achaeër galt u. daß anderer-seits die Dorier einen Stamm der Hylleer hatten u. die dor. Könige stets ihre Abstammung auf Heracles zurückführten. O. Müller hat im Widerspr. mit der Ueberlieferung den Heracles in einen dor. Stammheros umwandeln wollen – aber seine Bedtg. wird eine viel allgemeinere sein (der dor. Aegimios soll den Hyllos adop-tirt haben) | sonst lassen sich viele Mythen nicht erklären. Er wird schon von den Alten in mehrere Persönlichkeiten zerlegt – er findet sich auch im Orient u. muß eine über das Griech. hinausgehende Bedtg. haben, muß älter sein als das griech. Volk sein – er wird also wohl als ein göttl. Wesen zu betrachten sein, das schon in sehr früher Zt. göttl. Verehrung erlangte; bei den Griech. hat sich freilich dies Wesen besonders ausgebildet u. ist zur Personi-fication der menschl. Tüchtigkeit geworden. –

14.2.

Heracles wird ursprgl. ein Sonnengott gewesen sein u. stammt wie Zeus aus der Urzeit, er ist gleichsam der menschl. Zeus. Ihm ist von Jugend auf ein hartes u. schweres Leben u. viele Prüfun-gen bestimmt, er schützt das Leben der Menschen durch seine That-

Kraft, entfernt gefährliche Verbrecher, besiegt die Natur selbst, vernichtet Stadt. Thiere u. Riesen so eingreifend menschl. Geist, wenn auch menschl. zuweilen erliegend fernt u. erlöst die im Prometheus leidende alte Menschheit, besiegt den Tod selbst u. schwingt sich durch seine Verdienste zum Olymp hinan – es ist eine schöne Verbildung der sittlichen Kraft, darin liegt allerdings auch etwas historisches, es ist ein Stellen dargestellt, auf welchem sittl. Ordnung im Menschenleben herbeigeführt wird, es ist eine Stufe im menschl. Leben, die etwa entspricht dem Regierungsantritt seines Vaters Zeus unter den Göttern. Zunächst ist dieser Mythus localisiert u. in den achae. Staaten – Tiryns, Mykene – ausgebreitet worden u. der Name bedeutet, als ... der älteste von Allen, was wohl auf die achae. Staaten der Personification zuerst ... u. bekannten fest ist vorhanden, wo nicht eine Sage der Heracles ... Dorier, sie vereinen denselben Heros, als auf sie der ganze Heros ihres Königsgeschlechts (Hyllos). Wie fest auch der Glaube bei den Spart. war, dass ihre Könige von Heracl. abstammten u. schwerlich Glauben verdienen. Wahrscheinlich hat man den Namen Heros gedeutet; ... achae. (Ableitung vieler Könige von Zeus!) – überall localisiert. – Sonst ist Heracles fast Anschein u. ... verhält es sich mit Theseus. Auch dieser wo schwerlich weniger als ein Ordner des Lebens (... OH ...) – wieder nicht so phantastische, wie beim Heracl. – die Mythen bringen beide Helden selbst in Verbindung – allein ... einer andern, viel jüngern Zt. – es bringt sich in geistl. Verhältnissen u. Parteiungen – die späteren Attiker stellten ihn namentlich als ersten Demagogen hin – übereinstimmend

wird an seine Person der συνοικισμός geknüpft. Freilich war daher eine Abschaffung des alten Königthums zum Vortheil der mächtigen Geleonten u. die weitere Entwickelung führte zur Beseitigung der Monarchie u. zu rücksichtsloser Tyrannis der Geleonten; indessen war dies doch andererseits die einzige Bedingung, das Volk sich als ein einheitliches entwickeln zu lassen u. insofern ist diese Einrichtung von bedeutendem Einflusse auf das att. Leben gewesen. Dieser Synoikismos scheint der Kern der Theseus-mythe zu sein, alles Uebrige ist angedichtet, um ein Seitenstück zu Heracl. zu haben – bei Theseus ist der Name des Urhebers, bei Heracl. das Angedichtete – Man ist auch bei Theseus die Gottheit nicht durchgreifend durchgeführt – er fällt ganz gewöhnl. durch Meuchelmord. So wäre es wohl sehr möglich, daß in Th. eine histor. Person stecke, eben jene Person, die nach Beendigung der Kämpfe zwischen Geleonten u. Hopleten eine neue Begründung des att. Lebens herbeiführte. Dieser Ansicht ist Haase geneigt; Andere nehmen die Abenteuer als das Hauptsächl. u. sehen den Th. als fingirte Person an.

So ist bei einer Menge anderer Heroen das Namenerfinden das Vorherrschende – die Sage hängt sich an die Mythe u. vermischt sich mit derselben u. was man von geschichtl. Erinnerung hat, wird auf irgend einen Namen an die gewünschte Person des Heros geknüpft. Als man jedoch im Alterth. anfing, sich systematisch u. kritisch mit dem ungeheuren Mythenschatze zu beschäftigen, da wurden die Mythen der Heroen nach menschl. Verhältn. betrachtet u. alle Analogien der Geschichte auf sie angewandt – sie wurden chronologisch geordnet, wobei die Gelehrten in manche Verlegenheiten geriethen wegen der Masse von Widersprüchen u. Unmöglichkeiten für menschl. Verhältn. Man ordnete also die Mythen nach Geschlechtern u. Verwandtschaft, rechnete chronol. nach Menschenaltern; bei Verlegenheiten zerlegte man eine Person in mehrere gleichnamige, so den Hellen – Eustath. ad Il. β. 683. – Beim Heracles unterschied man wenigstens ein halbes Dutzend. – Alles ist eine ungeheure Verkehrtheit. Was die in den Mythen sich ausdrückenden

allgem. Ideen u. menschl. Zustände lassen eine gewisse chronol.
Entwicklung erblicken, aber sie sind ja nur Zustände im Allgemeinen.
Während in der Mythol. einzelne Thaten u. Handlungen menschl. Verhält-
u. menschl. Personificirungen ausgedrückt sind, hat sie andrerseits auf
nisse allgem. Entwicklungsgeschichte der Menschheit gegeben – in der
Mythe von den 4 Weltaltern – Buttmann in Myth. – diese Weltalter
dann kann weiter sein, denn es drückt sich darin eine gew.
Evolution aus, eine Ansicht, daß die Menschheit eine gew. Ge-
habe – zugleich auch liegt darin ein Systematisiren, indem systemat.
die Ahnung von der Vergangenheit in menschl. Wesen zerlegt wird. Dies
ist auch der Charakter der homer. Zt. – sie entspricht denn des Hesiod–
bei ihr findet sie sich auch vollständig – Op. 108 sq.
Wenn nun die gesammte Urzeit
halten ist, so können natürlich auch die Fortschritte der Mythol. ent-
nur in derselben Grenzen liegen, die Weltalter können auch dieser
Stufe nur im Gewand der Religionsdarstellung erscheinen. Die Mythe beginnt
auch mit der Schöpfung und Kosmos – die Materie ist ewig u. vor den
Göttern – die Götter entstehen erst später u. haben ihre Existenz in der
Materie – sie sind die bewegenden u. ordnenden Kräfte in der früher
Materie – ohne sie ist die Materie das Chaos. Mit diesem beginnt
Alles. Nachdem nun aus dem Chaos Himmel u. Erde sich gesondert u.
Eros sie wieder beide in Verbindung gebracht hat u. dadurch die
Zeugung der göttl. Kräfte vor sich geht – entstehen allmählig die
4 Zeitalter – im ersten lebt Hesiod selbst, wie er beklagt.
Es wird natürlich ein vollkommener Zustand vorausgesetzt, wo
der Mensch tugendhaft u. fromm ist, die Erde ihm Alles bietet und
er friedlich lebt – es ist der Mangel des Selbstbewußtseins – die
Tugendhaftigkeit für sich kein Verdienst, weil es an Motiven zur Sünde
fehlt. Der Naturdienst aber war noch ungeschichtlich u. namenlose
Götter konnten nicht mythisch dargestellt werden, da die Mythol.
bevorzugte persönliche Zeiten nothwendig hat – diese allgem. Sage
ungeschichtl. Gottheiten mußten daher irgendwie persönlich gefaßt

15.2.

werden, so ist die wilde [?] Herrschergewalt des Kronos, in dem Alles entsteht u. vergeht – der seinen Vater Uranos entmannt u. dadurch seine Fruchtbarkeit über die ganze Erde verbreitet – so entsteht die Aphrodite – er selbst zeugt
u. verschlingt sie auch, aber Zeus allein, der donnernde u. Weltenlenker wird von ihm nicht verschlungen u. durch ihn erfüllt sich das Rächeramt [?] am Kronos. Er wird gestürzt u. statt seiner gelangt das Princip des ordnenden, geistigen Bewußtseins zur Herrschaft, wo die Naturkräfte mit gesonderter Theilung u. Beschränkung der Macht erhalten werden – zerstört werden nur die alten willkürlichen Kräfte der Titanen u. Giganten.
Auch unter die Menschen kommt das Bewußtsein u. die Bildung [?], in dem der Titane Prometh. den Menschen das Feuer bringt, durch das sie sich selbst zerstören. Das goldene Zeitalter vergeht – es folgt das silberne – in welchem die Menschen noch ein langes, unschuldiges Kindesalter haben u. darüber hinaus nicht lange leben. Darauf entsteht das eherne Geschlecht, worin die Empörung gegen die göttl. Ordnung den Gipfel erreicht – es geht unter u. versinkt unter die Tiefe der Nacht. Darauf folgt das bessere Geschlecht der Heroen u. Halbgötter – dieser Stufe gehört Heracles an u. sie schließt ab mit den trojanischen Helden. Auch die Heroen haben viele Kämpfe [?] zu bestehen, aber sie kämpfen einen edlen Kampf um ein geordnetes Leben u. gelangen auf die Insel der Seligen. In diesem Kampfe haben sich die Keime von Tugend, Verbrechen, Gerechtigkeit u. Gottlosigkeit entwickelt – die Tugend kommt zur Herrschaft, ist aber eine selbstbewußte, nicht wie die der ersten Stufe. Endlich folgt das fünfte Geschlecht, das eiserne, zu dem zu gehören, Hesiod beklagt – zugleich aber die Ahnung hat, daß auf ihn ein besseres Zeit folgen werde. Er lebt in seiner Zeit wo der patriarchalische Frieden zerstört war, er prophezeit, daß dies Geschlecht untergehen werde in Gottlosigkeit u. Vernichtung, weil Tugend u. Gerechtigkeit nicht mehr auf Erden zu finden seien. Vergl. das Gemälde der Sittenverderbniß bei Thuc. III. 82. –

Die Freiheit entwickelte sich aus dem Homer. Zeitalter heraus in langen Kämpfen, deren Anfang Hesiod sah – zunächst zeigte sich der neue Kampf in der Opposition gegen das Königthum – vgl. Op. 200 sq. – die Könige sind bestechlich u. gierig – δωροφάγοι βασιλῆες – zunächst wird der Kampf geführt von Seiten der Aristokratie, die das Königthum stürzt, sich an seine Stelle setzt, aber endlich auch der Demokratie weichen muß.

Die Weise des Hesiod ist eine ganz andere, als die Homer's – zwar ist der Mensch auch noch in die objective Welt versenkt, allein er läßt doch schon subjective Gedanken drein walten – ein dem Homer ganz fremder Standpunkt, der deutlich schon die Freiheit des subjectiven Geistes repräsentirt, die die folgende Zeit charakterisirt – subjective Lyrik.

Wir sehen nun, daß in der Mythol. alle Arten von Freiheit enthalten sind, in ihrer ersten Gestalt. Die mit Hesiod abschließt – alle Gegensätze sind gleichmäßig vom Abhängigkeitsgefühl durchdrungen – die Geschichte hat die Natur noch nicht gesondert u. überwältigt, Alles erscheint noch als Wunder, als übermenschlich. So durchdringen göttl. Kräfte u. Götter beleben die ganze Welt u. erfüllen sie, die Natur sowohl wie das Leben der Menschen. Man kann diese Anschauung pantheistisch nennen, nur in der Weise, daß das göttl. Wesen im einzelnen individualisirt wird u. in unzählige einzelne Wesen zerlegt wird. Diese Bilder aber, der erste Ausdruck für die bloß mit der Phantasie operirende Bildungsstufe, werden allmählig fest u. ethisch ausgebildet u. die Menschen haben keine Ahnung davon, daß diese Abbilder ihre eigenen Schöpfungen sind, sondern sie glauben, es sei ein festes, sie setzten sie außer sich u. an sich verehren sie als existirende Einzelwesen. So lange der Glaube an das Unbezwingende ist, so lange sind ihm seine eigenen Schöpfungen noch unverständl. aber jeder St. vor Reflexion, Verstand u. die Speculation der Vernunft vorrücken, da behält zwar der Mensch den ganzen überkommenen Glauben, aber er wird ihm unverständlich, die ganze phantastische Götterwelt begreift er

nicht mehr, er hat nicht mehr die Sicherheit, die Wahrheit in seinen Bil-
dern zu schauen – die Bilder werden ihm dunkel u. erscheinen sogar seiner
unwürdig, er wird ungläubig u. sucht den Ersatz für den Glauben
in der Wissenschaft. Im Uebrigen muss bald erkannt werden, dass
in der Mythol. sehr versch. Bestandtheile stecken, dass das Religiöse
sich vom Wissenschaftl. unterscheiden lässt u. so muss denn, indem der
Mensch anfängt, mehr begriffsmässig die Erkenntniss zu ordnen, die
Mythol. zu Grunde gehen – indem man Wissenschaftl. u. Geschichtl.
herausnimmt u. für das Religiöse einen begriffsmässigen Ausdruck
sucht u. nicht mehr mit Symbolen zufrieden ist.

Nach Homer tritt zunächst eine systematisirende u. ergänzende Bil-
dung ein – in Hesiod u. den Hymnen – dieselbe Tendenz geht durch die
Cykliker, alle Mythen werden um den homer. Kern herumgelagert. –
Es war schon eine nicht völlige Befriedigung mit dem Vorhandenen
da – das Zusammenstellen führt oft zu Widerspr. u. jener unbefan-

16.2.

gene Glauben war schon dahin u. der Zweifel erwacht. –
Wenn in der homer. Zt. der Geist sich noch unbefangen an die objective
Welt versenkte, so tritt in der spätern Zt. die immer grössere Freiheit
des Subjects hervor. Drei versch. Richtungen wirken gleichmässig an
der Auflösung der Mythol. mit:

1) die gelehrte, histor. Richtung – schon bei Hesiod zeigt sich das Stre-
ben, die Mythen zu systematisiren, die volle Unbefangenheit des
Glaubens ist nicht mehr vorhanden. Nicht Alles kann richtig sein, es
finden sich Widersprüche u. diesen Gegensatz zwischen Wahrheit u.
Lüge spricht schon Hesiod deutlich aus – Theog. 27 ff. – Dieser Gegen-
satz treibt nothwendig den Menschen zur Prüfung u. Unterscheidung – er
wiederholt sich öfters – auch Pindar unterscheidet Lüge u. Wahrheit in den
Mythen. Jedoch mit einer tief eindringenden Kritik konnte man nicht
beginnen, man fing mit einer übersichtlichen Darstellung an, welche
Hesiod gab u. später die Cykliker fortsetzten. Es war nicht mehr
die gährende Blüthe der epischen Poesie, sondern gewissermassen ein
Nachleben in einer Zt. die keineswegs mehr eine epische, eine sich
harmlos an die Objecte hingebende war – das Subject suchte sich zum
Herrn der Objecte zu machen, wofür die Zt. keine entspr. Form

mehr war. Diese epische Poesie ist bis auf wenige Ueberreste unter-
gegangen, – Ein abgerissenes Gewicht. Als Ersatz in der späteren epischen
Poesie fand seine Fortsetzung in der Prosa – in den Logographen. Der
Inhalt ihrer Werke war wesentl. ein mythischer, die alten Ueberlieferungen
von den Gründungen u. Zuständen der Städte u. Stämme waren der
Inhalt ihrer Schriften – κτίσεις, γενεαλογίαι – Ihr Unter. mit den epischen
Dichtern ohne Kritik – es war der Wissenstrieb, der befriedigt werden
sollte, der sich an alten Sagen u. Ueberlieferungen erfreuen
wollte, ohne gerade die Wahrheit in der Tiefe der Dinge zu suchen. So
herrscht bei Herodot auch noch der Wissenstrieb vor, die jonische Na-
ganze ἱστορίη drängt ihn, fremde Länder u. Völker zu besuchen,
freilich finden sich bei ihm schon Anfänge der Kritik, doch herrscht
das negative Verhalten vor. Dieselbe Strebung machte sich später
in nachtheiliger Wissenschaft kund, als die gelehrten Alexand. Zeitge-
Autoren die Schätze der Vorzeit bearbeiteten.
legten eine Masse von Sagen in ihren Werken nieder. Nicht nur Epiker
auch Lyriker schmückten ihre Gedichte mit mythol. Gelehrsamkeit – Apollonius Rhodius, sondern
Philetas, Callimachus – Ovidius, Properz –
der Forscher, die die Mythol. bearbeiteten – ebenso war es
Schreibung zu thun, sondern nur um Aufführung der bekanntesten u.
verschiedensten Stoffe – Apollodors bibliotheka – sie ist ein äusser-
liche Wiedergabe des myth. Stoffes, wobei man sich der Kritik
entschlug, daneben machte natürl. sich auch das Streben geltend machen,
die Mythen nach ihrem Ursprung u. Bedeutung zu fragen – u. zwar
fing das mit den wichtigsten Fragen
Natur, Leben u. s. – Sie konnte zusammen – aber Gottheit
aus machen, mit ewiger Bewegung u. Speculation der Vernunft
machte man sie betrachten – eine Wanderung, die allmählig u.
Stück mehr erfolgte. Der Glaube an die Mythol. war im Volk
festgewurzelt, man konnte sich nicht so leicht aus dieser umgebenden
geistigen Atmosphäre losreißen, aber es drängten sich immer
neue Vorstellungen auf u. so entwickelte sich zuerst eine doppelte
Betrachtung, eine mythische u. begriffsmäßige, denn versuchte man

beide zu vereinigen, u. als dies nicht gelang, ging das Heidenthum
unter. Die begriffsmäßige Auffassung bestand zunächst darin,
daß man die Mythol. in Geschichte verwandelte – die Heroën wur-
den in Menschen verwandelt, man trug auf sie alle Analogien
des natürlichen, menschl. Lebens über – u. das bildete sich allmählich
zu einem System, die Mythol. zu erklären aus. Diese Betrach-
tung ist schon früh aufgekommen u. liegt auch näher, als irgend
eine andere. So hält Herodot viele Mythen für Geschichte u. glaubt
sie u. selbst Thukydides mit seinem scheidenden, kalten Verstand
hat sich davon nicht los machen können – so faßt er den Hellen als
historische Person auf – I. 3. Ähnlich verfahren Andere, so Ephoros,
der in der Einleitung zu seiner Geschichte die Mythen erörtert – so
Diodor – dann der Sophist Prodikos u. viele Andere.
Aber diese Auffassung wurde später bis in's Einseitige u. bis in's System-
getriebene durch den Siciler Euemeros aus Messana, zur Zt. des
macedon. Königs Cassander, von welchem er in ferne Gegenden,
Kundschaft u. s. geschickt wurde – also zu einer Zt. wo sich durch die
Züge Alexanders gen Osten in den Griechen der Geschmack am
Abenteuerlichen u. Wunderbaren entwickelt hatte. Euemeros
versicherte bei seiner Rückkehr, er habe auf der Insel Panchaea
im arab. Meerb. einen Tempel des Zeus Triphylios gefunden, darin
eine goldene Säule mit Hieroglyphen. Aufschluß darüber geben
in dem Werke ἱερὰ ἀναγραφή: die Götter hätten einmal existirt,
sondern wären nur geniale Menschen gewesen, die man später
vergöttert hätte. Die Fiction liegt auf der Hand u. doch hat die
Schrift ein ungemeines Aufsehen gemacht – sie wurde zu den Rö-
mern übertragen u. Ennius (eine für seine Zt. moderne Natur,
wie er ein Aufklärer war) hat das Buch übersetzt – wir haben
noch Stücke aus dieser Uebersetzung bei Lactanz u. a. Kirchen-
vätern, die freilich sehr verdächtig aussehen (man könnte hierfür
eine spätere Renovation annehmen) – die meisten Nachrichten bei
Diodorus Siculus – dann wurde Euemeros von den Kirchenvätern
tüchtig benützt – auch noch neuere Theologen, Schirmer, der Fall des

Heidenthums, — Strauß i.a. — Krause, Grundlinien zur Geschichte des Verfalls der röm. Staatsreligion, p. 22 — Vgl. Preller, Zschr. für Alterthumsk. 1846 n. 85. 86 — erhalten blieb nur aus dieser Richtung der Palaephatos u. Heraclit — [illegible] — Jetzt erscheint diese Auffassung gemein bis viel, für jene Zeit nur schon zu gewagt. — der Mythol. hatte natürlich auch eine göttl. Seite — nach jener Auffassung mußten [illegible] als unsittlich erscheinen — vgl. Ar. Nub. 904 Plaut. Amphitr. — Terenz, Eun. III. 5, 43 mit der Anklag; Dirae (Vergil?) 17. Ebenso war es eine andere Lästerung, daß man, wie man die Götter unter die Menschen versetzte, so auch den Gedanken trug, die Menschen unter die Götter zu versetzen u. ihnen göttl. Ehre zu erweisen, wie die Athener den macedon. Königen — u. später die Verehrung der röm. Kaiser. Dasselbe war geschehen auch in Bezug auf die wissenschaftl. Seite der Mythol. Indem sich das speculirende u. reflectirende Denken der Menschen entwickelte u. nicht mehr das objective Verhalten des Geistes, da konnte das Gebiet dieser bekannt. der Mythol. entzogen werden. Am frühesten u. entschiedensten hat dies zuerst die ion. Naturphil. durchgeführt, aber ebenso mußten auch alle späteren Philosophen ihr Gebiet einnehmen auf Kosten der Mythol. Die Naturerscheinungen waren früher stets angesehen worden als die unmittelbare Thätigkeit eines göttl. Wesens — diese ganze Auffassung (z. B. Sonnenfinsternisse als Äußerungen des Götterzornes zu betrachten) mußte aufhören, seitdem Thales die Sonnenfinsterniß berechnet hatte. Ebenso mußten omina u. Anzeichen aller Art ihre Bedeutung verlieren, als der Mensch entweder einen natürl. Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung erkannte, oder, wenn dieser fehlte, nur an eine Verbindg. nicht zu glauben. — Ebenso erschienen die geistigen Kräfte im Menschen nicht mehr als bloße Eingebungen der Gottheit, seitdem man sie zu gebrauchen u. zu beherrschen gelernt hatte — u. so mußte bei jedem

17. 2.

Fortschritt des begriffl. Denkens die Kollision zwischen ihm u.
der Mythol. immer größer wurde – sie sprachen sich gegen die
Mythol. schon aus Xenophanes, Gründer der Eleaten – auch Heraclit.
Die verwandelten, indem sie einigermaßen an das Ueberlieferte
sich anschlossen, die Götter in Naturkräfte – wie die Stoiker – andere
reducirten sie hauptsächl. auf Menschenkraft oder setzten geistige
Kräfte voraus, jedenfalls aber immer Kräfte, die Gegenstand
wissenschaftl. Erkenntnis waren – u. indem die Philosophen ein
unmittelbares Eingreifen der Götter leugnen mußten, galten
sie für ἄθεοι u. geriethen mit dem Volksglauben in Konflikt –
Diagoras u. Anaxagoras aus Athen verbannt – durch letzteren
war eine besonders entscheidende Wandlung in der Kultur der
Athener herbeigeführt worden; er hinterließ in Athen große
Männer als seine Schüler – Pericles namentlich u. Thucydides,
u. wie diesen Männern jene Weltanschauung gemein war, so
ist sie zu jener Zt. ohne Zweifel in Athen die herrschende geworden.
Daher finden wir nicht lange nachher die Ansicht, daß die Myth.
als eine besondere allegor. Darstellungsweise angesehen wird,
neben der es noch eine begriffsmäßige giebt; jene erstere
ist nur dazu da, den Begr. zu umhüllen u. in Gestalt eines
Bildes darzustellen – u. es ward demnach d. Bedtg. der Myth.
gefunden, indem man ihren Ursprung aus einer feinen
Urtheilskraft der Menschen herleitete – beide Darstellungs-
weisen sind bei Plato vereinigt – Protag. 29. p. 320 C.
p. 324 D. Natürlich aber konnte jene allegor. Darstellungs-
weise für die Philosophen nur eine untergeordnete Bedtg.
haben – sie benutzten sie wohl – sie versuchten auch wohl die
Mythol. mit ihrem System zu vereinigen u. diese Behandlung
der allegor. Erklärung der Mythen griff immer mehr um sich. Vgl.
Van Tenten, de origine et progressione apud antiquos allegoricae
fabularum interpretationis, Trajecti 1823; Albert Jahn, dissert.
platonica, qua tum de causa et natura mythorum platonicorum
disputatur tum mythus de amoris origine etc. Bern 1829

So viel ist deutlich, daß das unmittelbare Verständniß der Mythol.
allmählig den Menschen abhanden gekommen war, die Phantasie war
nicht mehr vorhanden – wenn man nun aber doch die Mythol. als die
geheiligte Ueberlieferung ansah u. mit der Voraussetzung sie betrachtete,
daß darin doch Wahrheit enthalten sein müsse, so blieb nichts Anderes
übrig, als die anderweitig gefundene Wahrheit in sie hinein zu
tragen. Das vergrößerte aber nur die Kluft zwischen Religion
u. Philosophie. In der Mythol. waren beide Vorstellungsweisen
neben einander gegangen, da aber, je mehr das wissenschaftl.
Erkennen fortschritt, desto mehr mußte die Mythol. der Zerstörung
nahe gebracht werden, daß alle die Vermittelungs-Versuche der Phil. der Mythol.
einen Sinn zu geben, die sie nicht hatte.
u. Konflikt kam mit dem Christenthum. Und wo die Mythol.
den heidnischen Glauben gegen das Christenthum vertheidigten, wie die Neuplatoniker
es war bei gebildeten, scharfsinnigen, redlichen Männern nur
in Folge einer Selbsttäuschung das möglich – sie hatten die Mythol.
gar nicht mehr, sondern stets ihre der allegor. Methode – u.
Wahrheit also vertheidigten sie nicht so sehr die alte Mythol.
als die mit derselben ausgeglichene moderne Philosophie – u. zu
diesem Zwecke handhabten sie die Erklärung auf etwas willkürlich,
zogen selbst oriental. Elemente hinein, wenn diese ihrem
Zwecke zu dienen schienen – kurz es wurden fromme Sophis-
men aufgewendet, um einen Glauben, der schon längst
innerlich abgestorben war, noch äußerlich zu erhalten u. zu
vertheidigen. So standen jene Vertheidiger des Heidenth. längst
auf ~~einem~~ ganz andern Standpkt., als die alte heidnische Religion
selbst – die Mythol. war schon längst abgestorben u. es war
undenkbar, daß die Phil. die Mythol. hätte retten können, die sie
umgebracht hatte. Daher ist es ganz verkehrt, in unseren
Tagen jene allegor. Deutungen späterer heidn. Philosophen
noch anzuwenden – wie Creuzer – u. sofern waren jene

Bestrebungen nur besonders dadurch, daß möglichst viel Scharfsinn
aufgewandt wurde, um sich gegenseitig die Willkür der Erklä-
rung zu verbergen. Sie hatten auch dazu immer noch einen
bedeutenden Fond der Phantasie – u. diese phil. Umdeutung war
ja nichts mehr als eine Dichtung (die bloß auf der Phant. beruht), die
die Griech. oft mit erstaunenswerther Beweglichkeit u. bewun-
derungswerthem Scharfsinn vollbrachten.
Ganz anders war es bei den phantasielosen Römern. Ihre Götter
sind viel kälter u. begriffsmäßiger, starre Ausdrücke für die
göttl. Kräfte u. ihren Einfluß auf die Menschen – ihr ganzes Ver-
hältniß zu den Göttern war ein rein juristisches – do ut des. Dam-
natas. Es rankt sich um ihre Götter kein reicher Kranz von
schönen Mythen u. als die Myth. in Griechenl. zu Grunde ging,
da hatten sie weder Lust noch Fähigkeit jene allegor. Umdeutung
vorzunehmen – sie betrachteten die Sache mit mehr Kälte u.
deshalb auch viel richtiger. Seneca, de benef. I.3.4 spottet
über jene Bestrebungen u. selbst über seinen Meister Chrysippus
u. sieht in der Myth. nichts mehr, als ganz willkürliche Darstellung
der Dichter – eine Auffassung, die natürlich weit oberflächlicher
ist als die der Griechen u. auch ganz unrichtig. –

20. 2.

Das religiöse Element hat sich in der Myth. länger erhalten, als
man es glauben sollte, doch liegt dies in der Natur der Sache. Von Ge-
schlecht zu Geschlecht erbt derselbe Glaube fort, wenn auch spätere Ge-
schlechter schon sein Verständniß verloren haben – so schleppt sich
die Religiosität unbewußt weiter. Doch abgesehen von harmlosen
Gemüthern, die unbekümmert um Widerspruch zwischen Glauben u.
Erkenntniß ruhig in den alten Traditionen fortlebten, gab es
doch auch wieder Gemüther, die der antireligiösen Strömung der
Zt. entgegentraten – so kam zu jenen beiden Richtungen, der philos.
u. histor. noch eine religiöse, die zwar conservativ auf die Myth.
wirken wollte, aber dennoch ihr Zersetzen beschleunigte. Denn
die neue Belebung der Religiosität behandelte die Mythen ebenso
willkürlich als die Philosophen – diese mystische Richtung war der
Ansicht, daß die Auffassung der göttl. Persönl. allzusehr vermens-
chlicht war u. eben deshalb Gelegenheit darbot, sie ihrer Heilig-
keit zu entkleiden – man würde sich dem entziehen, wenn die
Götter aufgefaßt würden als heilige, übermenschl. Wesen, nicht
zugängl. für Analogien des menschl. Lebens. Man glaubte nun
diese Auffassung sei einst in ältesten Zt. vorhanden gewesen
– vor Homer haben es heil. Sänger u. Seher gegeben, welche
eine viel erhabenere Vorstellung von Göttl. gehabt hätten –
auf diese wollte man zurückkehren, zunächst auf Orpheus,
Musaeus u. A. Sie hätten die Götter in jener Zt. als große
Naturkräfte aufgefaßt, noch überwiegend physisch aber als das
geist. Leben beherrschend in einer magischen Unterwelt – diese
Unteren schien gerade geeignet, wieder die alte Scheu vor den
Göttern zu erregen, u. so bildete sich eine mystische Schule, welche
sich an jene vorhom. Sänger anschloß – die Orphiker – Epimenides
u. Onomakritos, der erstere ein Kretenser, nach Athen berufen wegen
seiner hohen heiligen Einsicht, um die Stadt zu sühnen, als sie

von der Kylonischen Blutschuld befreit war – Heinrich, Epimenides aus Kreta, Leipzig 1801. – Onomakritos religiöser Richtung, mystisch u. zugleich Dichter, beschäftigte sich namentl. damit, die Sprüche u. Orakel u. andere angebliche Reste von Orpheus u. a. verkom. Sängern zu sammeln, wobei natürlich viel Irrthum u. Fälschung, auch absichtlich vorkam. Pisistrat. verbannte ihn wegen dieser Fälschungen aus Athen – Herod. VII. 6 – Es ist wohl kaum zu glauben, daß etwas von diesen Orphica ächt wäre, aber man hatte eine Ahndung davon, welcher Sinn in jener Zt. die Religiosität beherrscht habe u. diesen Sinn drückte man in den Gedichten aus. Die myst. Richtung bekam Nahrung einmal durch Auffrischung uralter Erinnerungen – die Formen des Cultus u. die Ceremonien bei den Mysterien waren zwar ebenso unverständlich geworden, wie die Myth. selbst, aber es gelang doch dem Drange, sich religiös zu erbauen, in diese Formen ein wenn auch nicht belehrendes, so doch mystisches, anregendes u. belebendes Element zu bringen. Damit setzte sich in Verbindung, was man noch aus dem Orient entnehmen konnte – das myst. Wesen d. Egypter namentl. wurde für die religiösen Griechen sehr anziehend, man suchte Anknüpfungen zwischen griech. u. orient. Mythol. u. diese unklaren Verbindungen hatten einen gewissen Reiz des Geheimnißvollen. Die alten Sagen von Dodona u. die Forschungen des Herod. zeigen deutlich, wie viel Einfluß man von jener Zt. erfuhr. – Wollte man nun auf diese Weise die Myth. anwenden, so ist zu bemerken, daß dieser Mysticismus keine Orthodoxie ist, das ist er auch nicht im Christenth. – man suchte aber nur das hervor, was der andern Richtung dienen konnte, es war dies eine freie Speculation, die sich der alten Myth. gegenüber ebenso zersetzend verhielt, wie die Philosophie. Der ernste religiöse Sinn, verbunden mit einer Freiheit des Urtheils findet sich vorzüglich in Aeschylos. – Pindar verhielt sich der Myth. gegenüber kritisch u. erklärt vom sittl. Standpkte aus Manches davon für erlogen – sittl. Gründen gemäß dichtet er die Mythen oft um – vgl. Nem. VII. 20; Ol. I. 28. 36. 52. – Bei Aesch. sehen wir auch wie in religiösen

Sinn, verbunden mit strenger Sittlichkeit u. aristokrat. Strenge
gegen jede Neuerung. Für diese religiös-polit. Richtung fand er
eine Stütze in dem Glauben an die alten Götter u. seine Opposition
gegen die neuere Zt. spricht sich entschieden aus. – Doch ist die Reflexion
bei beiden Dichtern schon sehr stark u. zeigt sich gar vor über die harm-
lose Religiösität alter Zt. – Auch Herod. ist ein religiöser Mensch mit
unbefangenem Glauben, obwohl nicht verschlossen für andere Bildungs-
elemente der Zt.; Thuc. dagegen ist völlig losgelöst von jenem Volks-
Glauben, er hat ihn völlig aufgegeben in der Schule des Anax. u. in der
Zt. des Pericles, er erkennt nur strenge Sittlichkeit u. polit. Weisheit
als die Kräfte an, die das Leben beherrschen sollen. Xenoph. ist wie
Herod. ein sittl.-religiöser Mensch, jedoch ist er dies auf Grund seiner
Reflexion, er hat die sokrat. Philos. so aufgefaßt, daß sie sich mit
seinem sittl. Gefühl übereinstimmt – Solche Gemüther werden immer
seltener, auch die Blüthe der Dichter war nur von kurzer Zt. –
Wenn nun der wesentl. Inhalt der Mythol. entzogen war u. hin-
übergeführt war in die Geschichte oder die Wissenschaft, so blieb ihr nichts
übrig, als der Cultus u. die Cultusformen, in denen der Mensch seine
Abhängigkeit von den Göttern ausdrückte. Diese Formen aber, wenn
nicht mehr ein entsprechender Inhalt zu Grunde lag, konnten nur
als Gegenstände des Aberglaubens festgehalten werden – neben jener
mystischen Richtung bildet sich der Aberglaube in umfangreicher Weise
aus, man glaubte durch die Ceremonien Alles zu erlangen, was man
zur Befriedigung der Gemüther wünschte – so bildeten sich auch ganze
Genossenschaften, jedoch ohne nachhaltigen Einfluß auf die Religiösität;
der Aberglaube nahm denn aber mehr oder weniger unschuldige
oder auch unsittl. widerwärtige Cultusformen an. – So war das
ganze Religionswesen zu Grunde gegangen, indem es sich wesentl.
auf Aberglauben stützte u. andererseits die wissenschaftl. Richtung
die Mythol. umdeutete –

Der Glaube war schon gänzlich verstorben, als das Christenthum den Kampf gegen die Heiden begann – u. wenn die Griech. so lange widerstanden, so war Ursache dessen ihre überlegene Bildung – der Glaube war nicht mehr vorhanden – das Heidenthum musste dem Christenthum weichen, zu welchem sich die Griech. durch ihre Philos. würdig vorbereitet hatten.

21.2.

Nur ein Gegenstand konnte der Myth. von der Wissenschaft nicht entzogen werden, nämlich die Erkenntniß jenes göttl. Wesens, welches das All durchdringt u. das Ganze zusammenhält. Die Zerstörung der Myth. war nothwendig, um in der zerstörten Vielheit die Einheit zu sehen, die von Anfang an darin gelegen hatte, die aber zu erfassen die Menschen noch nicht reif gewesen waren. Es fand sich bei den Menschen die Ueberzeugung ein, eine höhere Erkennt. zu erreichen, als sie bis dahin vorhanden gewesen war, das Bedürfniß einer höheren Einsicht machte sich fühlbar u. so wurden die Griech. durch ihre eigene Entwickelung dem Christenth. entgegen geführt. – Alles aber was die Menschen nicht begreifen konnten, dem gegenüber bewahrte sich ihr Abhängigkeitsgefühl; sie bedurften Religion u. diese kam ihnen [wurde durch das] aus dem Christenth. So endet die Myth. einen großen, psychologischen Process. –

Es könnte scheinen, dass man zu den vorgeschichtlichen Bedingungen auch die Sprache rechnen müsste, indessen findet ein großer Untersch. zw. Myth. u. Sprache statt – die Sprache ist immerfort das entsprechende Kleid für die jedesmalige geistige Entwickelung gewesen u. so in fortwährender Veränderung geblieben, wie das geist. Leben des Volkes selbst. Bei der Myth. dagegen ist die symbol. Darstellungsweise die in der vorgeschichtl. Zt. ausgebildete u. fest gestaltete, sie gilt für alle Zt. u. keine konnte eine Aenderung nicht eintreten, wie sehr auch das Verständniß des symbol. Inhalts sich verändern mochte, die Ausdrucksweise blieb stets dieselbe. In der Spr. dagegen bestand keine Tradition, keine Ehrfurcht vor den Alten; was der Redeweise nicht mehr entsprach, wurde unberücksicht aufgegeben u. abgethan. Die vorgeschichtl. Zt. hat keine Literatur u. konnte keine haben, erst in der geschichtl. Zt. bildete sie sich allmählig aus – die Spr. aber wird uns erst zugänglich durch die Literatur – die Sprache kann uns nur zu kommen in geschichtl. Form.

davon ist es angemessen, daß wir die Sprache in die geschichtl. Zt. setzen.

III. Geschichtlicher Theil.

Wenn in der vorgeschichtl. Zt. wegen der noch herrschenden geist. Unfreiheit die versch. Sphären der Erkennt. u. des Lebens sich [nicht] unterscheiden lassen u. sich thatsächlich nicht unterscheiden, so ist der wesentl. Unterschied der geschichtl. Zt. daß sich die versch. Seiten des Lebens u. der Erkennt. von einander sondern. Wir müssen also unterscheiden das sittliche, praktische Leben, das Leben der Intelligenz, die Wissenschaft u. das Leben der Kunst, der Darstellung für den geist. Gehalt. Indem sich in diesen 3 Seiten der Geist der Völker vollständig darlegt, lassen sich 3 entsprechende Disciplinen unterscheiden: das sittl.-pract. Leben umfassen die Antiquitäten, dann folgt die Literaturgeschichte u. die Kunstgeschichte — die Kunst zerfällt wieder in bildende, redende, nachahmende.

1. Das sittliche Leben

23. 2.

In Bezug auf die Abgrenzung der Antiquitäten hat schon in älterer Zt. Uneinigkeit stattgefunden — antiquitates schon bei Varro — der Name ist sehr unbestimmt, wie das gr. ἀρχαιολογία d. man begriff darunter Sitten u. Einrichtungen der ältesten Zt. ohne jedoch einzelne Gtg. zu unterscheiden — so behandelten man beide auch Mythol. u. Geschichte — Josephus Flavius u. Dionysius Halic. — In neuerer Zt. wurde man auf die Antiq. zunächst durch die Rechtswissenschaft geführt u. man bearbeitete anfangs nur die röm. Antiq. die im XVI. Jahrh. sehr bevorzugt wurden. Indessen sind auch die gr. Antiq. nicht gänzlich versäumt worden, der tüchtigste Bearbeiter der röm. Antiq. im XVI Jahrh. Carolus Sigonius hat auch schon ein Werk de republ. Atheniensium geschrieben, welches für jene Zt. ganz vortreffl. war u. jenen Ruhm auch lange behauptet hat. Jedoch wurden die gr. Antiq. meistens nur von Philol. bearbeitet, die in ihnen ein Hilfsmittel zur

Exegese des Neuen Testaments führen. Man hat aber in der ersten Zt. (XV u. XVI. Jahrh.) nur wenig sich bemüht, eine systemat. einheitliche u. scharf begrenzte Disziplin zu gestalten, die Arbeiten waren mehr od. weniger monographisch. Man bildete jedoch allmählich ein Schema, das später der Lehre zu Grunde gelegt wurde. Die monogr. Bearbeitung war jedoch so überwiegend, daß als die Holländer im XVII u. am Anfange des XVIII Jahrh. eine vollständige Darstellung der Antiq. geben wollten, sie nur die einzelnen Monogr. an einander reihten. So entstand der thesaurus antiq. Rom. Georg Jacob Graevius (†1703), Traj. 1694-99) Graevius selbst hat nichts dazu gethan, sondern nur die einzelnen Schriften abgedruckt, den Druck überwacht u. Vorreden zu den einzelnen Bänden geschrieben. Einzelne Bücher sind im Auszug enthalten. Hieran schließt sich Jacob Gronov's Thesaurus antiq. Graec. Lugduni 1697-1702. – bemühte sich mit seinem Werk [illegible] ebenfalls 12 Fol.bände zu Stande zu bringen, was ihm auch gelang – die ersten 3 Bände enthalten nur Kupferstiche, mit Auszug (Sacerdos Germanus portans [illegible]) viel Schwaches u. Unbedeutendes aufgenommen, um die 12 Bde zu füllen. Dazu gehört noch der Novus Thes. antiq. Rom. den ~~Albertus Sallengre~~ 3 voll. fol. Hag. Com., eine Nachlese, die er zu Haag 1716-1719 herausgegeben hat – beide Thesauren, der Graevische u. Gronovsche sind abgedruckt zu Venedig 1732 – Man wurden noch 5 Supplementbände hinzugefügt von Polenus – Venedig 1737 -1740. – Ein Verzeichniß der Gegenst. u. Verf. bei Fabric. biblio. antiq. 129. – Everardus Otto, thesaurus juris Romani; Mehrmann, thesaurus juris civilis et canonici – , Graevius u. Burmann, thesaurus Italiae u. derselben: thesaurus antiq. et histor. Siciliae, [illegible] war die Hauptsache in der monogr. Betriebsamkeit erreicht. – Bernhard de Montfaucon, l'antiquités expliquées et repres. en figures, Paris 1719 10 Fol.bde – Supplement 5 Bde

Sallengrü novus thesaurus antiquitatum Romanarum

supplementa utriusque thesauri. 5 voll. fol. Venet. 1730-40.

deutscher Auszug von Jacob Schatz besorgt, mit Anmerkungen von Semmler, Nürnberg 175 2 fol. u. neue Aufl. von Roth in Nürnberg 1807. Eine andere Art von bloss äusserl. Zusammenfassung sind die Lexica, deren es mehrere giebt. Petrus Danetius, Benjamin Hederich – ausgezeichnet u. wichtig Samuel Pitiscus, lex antiq. Rom. Leovardiae 1713, 2 fol. bde – dann in 3 Bde. Venedig 1719 u. Gravenhag 1737 – das beste unter diesen Werken u. hat vielen spätern als Quelle gedient. Solche Arbeiten wurden bis auf die neuere Zt fortgesetzt – Pauly – Encyclop. anfangs für Schüler bestimmt, ist aber zu umfangreich geworden. Rikker u. Cl. [illegible] die Masse [illegible] die Antiq. zu behandeln, Lexikon, diesen ungeheuren Stoff [illegible] innerl. zu organisiren u. in eine [illegible] Uebersicht zu bringen. Als [illegible] fast zur Zt. jener grossen Thesauri. Die bedeutendsten u. verbreitetsten von [illegible] Potter, archaeologia graeca (engl. geschr.) – Gronov. in latein. Uebersetz. aufgenommen – Pfeiffer, Prof. in Königsb. antiquitates Graecorum; er steht dem Potter nicht nach. Ihnen folgten viele Andere – doch fasste man nicht so die innere [illegible] in 6 [illegible] sondern [illegible] in Schema, um danach die Dinge ordnen zu können. Schon im 15ten Jahrh. hat Flavius Blondus (aus Forli) (+ 1463 in Rom) de Roma triumphante libb X geschrieben. Die ersten 2 B. enthalten die res sacrae, die 3 folgenden die administratio publica – die 6te u. 7te das Kriegswesen u. [illegible]. Uebersicht der röm. Kriegs – das 8te u. 9te die res privatas – im 10ten de ovationibus et triumphis. Dieses Schema ist [illegible] in den Lehrbb. festgehalten worden, man unterschied res sacrae, politicae, militares u. privatae u. dies sind die Lehrbb. seit dem Ende des XVII ten Jahrh. verfasst worden, bis in dieses Jahrh. hinein. – Die meisten [illegible] Fr. Aug. Wolf [illegible], als er die Alterthümer neu zu organisiren begann, die Antiq. [illegible] eine Kunstkammer,

Forliviensis

in die man alles Mögliche warf. Er wollte sie zu etwas Besserem machen, doch ist dies ihm nicht gelungen – man behandelte indess in jener Zeit mehr das polit. Leben u. es selbst verbreitete man durch die Ausg. der Leptinea des Demosth. – Ihm folgte sein Schüler Böckh. Wenn sich so auch das polit. Leben ganz zu sondern liess: so bleibt doch noch immer die Frage, ob dies der einzige Stoff sei, der in die Antiq. gehöre. Die Privatalterth. wurden von da an gesondert u. weniger sorgfältig behandelt – Wachsmuth, griech. Alterth. aus dem Gesichtspunkte des Staats – ebenso bei C. Fr. Hermann u. Schömann. Für das Privatleben ist zum Theil in romanhafter Weise gesorgt worden – wo die wenigen Schrift. die griech. Antiq. behandelt wurden – Anacharsis – so das Privatleben behandelt von Böttcher in der Sabina –(Nebraecorum im Putzzimmer) – in neuester Z. von Becker, Gallus für röm. Antiq. u. Charikles für griech. Antiq. – Die Reihenfolge ist eine zufällige, wie sie der Gang der Geschichte mit sich bringt Immer bleibt hierbei unklar, wie man das Alles ordnen sollte u. in der That hat auch Böckh in seinen Vorles. darauf verzichtet, der Antiq. eine bestimmte Grenze zu geben – nach ihm umfassen sie das ganze Leben des Volkes, was in andern Disciplinen nicht enthalten ist, kommt in die Antiq. Wenn wir uns darauf beschränken, daß die Antiq. das praktische Leben umfassen, so haben wir eine bestimmte Norm, nach der wir den in ihnen enthaltenen Stoff begrenzen u. ordnen können.

21. 2.

Im Lehrb. von Nitsch waren gesondert die häusl. polit. relig. u. auch wissenschaftl. Alterthümer. Diese Unbestimmtheit ist noch in den neuesten Lehrbb. u. Encyclopädien Schriften geblieben – wie bei Herm. Schoemann, wo theils das polit. Leben allein behandelt u. das private Leben nicht berücksichtigt wird, theils das polit. Leben selbst nicht streng gesondert ist. – Nitsch, Beschreibg. des häusl. wissenschaftl. gottesdienstl. kriegerischen u. polit. Zustandes der Römer u. Griechen. –

Zunächst um das polit. Leben eines Staates zu begreifen, muß man auf die ersten u. natürl. Grundlagen desselben zurückgehen, auf die geogr. Verhältnisse – der 1ste Theil der Einleitung – der 2te Theil wird die vorgeschichtl. Verhältn. behandeln, soviel davon noch zu erkennen ist – sehr behutsam muß man dabei mit d. Mythen umgehen. Dann als 3ter Th. der Einleitg. bevor man zur Schilderung der geschichtl. Zustände selbst kommt, ist erforderlich ein Ueberblick der Geschichte, in welchem die Ereignisse, welche hauptsächl. auf jene Zustände eingewirkt haben, übersichtl. dargestellt würden. Dann tritt man in die Darstellung des polit. Lebens in der geschichtl. Zeit selbst ein. Die Zustände eines Staates sind allerdings dauernde u. indem man sie schildert, schildert man zwar nur ihre Dauer aber jeder Zustand ist nur relativ dauernd – auch er hat seine Geschichte. Indessen sind die Zustände nur Summen von geschichtl. Ereignissen u. Thaten – in einem gesunden Leben, das in geschichtl. Reihenfolge fortschreitet, ist das Fortschreiten ein langsames u. die nachgerückten Zustände sind die Frucht des ganzen Lebens, das ein Volk in Jahrhunderten u. länger noch geführt hat. Am schönsten ist jener Fortschritt von Unfreiheit zur Unfreiheit, von unbewußten, natürl. zur bewußten, durch absichtl. herbeigeführten in der athen. Geschichte zu erkennen – sie haben den ganzen Kreislauf vollständig durchgearbeitet. Sie erlangen ein homer. Königth. – das Königth. wird allmählig aufgelöst, ohne jedoch gänzlich zu verschwinden – u. wie das Königth. allmählig in eine Menge aristokrat. Magistraturen aufgelöst ist, erweckt diese Aristokratie sich einen Kampf des Demos, wie sie selbst ihn gegen das Königth. geführt hat. Man erreicht die Demokratie u. mit ihr die höchste Blüthe des Staates, bis aus ihr durch demagogische Umtriebe u. herrschende Absichtl. die Ochlokratie hervorgeht, u. der Staat, indem der Egoismus das vorherrschende Element wird, in Unfreiheit begreift.

Beim Gegensatz der Athener, bei den Dorern – finden wir dagegen, wie jene Gleichheit, die die Athen. so mächtig erstrebten, stets eigen u. vorhanden war seit ältester Zt. Daher die enorme Stabilität, durch welche sich die Spart. auszeichnen; ihr Streben konnte nur darauf gerichtet sein, daß ihre Gleichheit zu vertheidigen – ihre Verf. ist berechnet auf die Ewigkeit, es sollte gar keine Bewegung in diesem polit. Leben sein – dazu wurde die Spart. gebildet u. erzogen u. dazu wurden alle andern, fremden Elemente von ihnen abgesperrt. Jedoch die Geschichte dringt in Alles, auch was man noch so sorgfältig hat vor ihr schützen wollen – auch die Spartaner. Verf. in Bewegung u. aus der ursprüng. Gleichheit ging allmählig Ungleichheit hervor; damit drang egoist. Interesse in das Gemeinwesen – alle Gewalt u. alles Vermögen vereinigte sich in der Hand von Wenigen, deren Anzahl zu gering war, um den Staat u. seine Lasten tragen zu können, wozu sie übrigens auch keine Lust hatten – u. Sparta ging wie Athen an demselben Egoismus zu Grunde.

Soll es nun die Aufgabe der Antiq. sein, die geschichtl. Entwickelung der einzelnen Zustände darzustellen, so kann das Uebergewicht nicht die Geschichte sein, sondern die Verfassungen, die Zustände – die polit. Verf. ist das Resultat eines langen Kampfes zwischen Herrn u. Unterdrückten – dieser Thatsache ist nur zu erkennen: welche geschichtl. Kräfte haben die einzelnen Stämme erreicht u. wie hat sich dies in der polit. Verf. ausgedrückt? – Es ist die Hauptsache – nicht die Einzelheiten des Kampfes, sondern diese gehören in die histor. Ueberblick der Entwicklung. – Die Methode C. Fr. Hermanns ist unrichtig, indem er die Antiq. vom Standpkte der Geschichte behandelt, also die Schilderung der Zustände der Erzählung der geschichtl. Ereignisse unterordnet u. in sie einfügt. –

Wenn wir in dieser Weise verfahren, wird sich natürl. als nothwendig zeigen, daß auch in den Antiq.-Zuständen eine Bewegung [illegible] u. Perioden angenommen werden müssen. Bei Griechenl.

können wir in der Gesch. 3 Perioden unterscheiden: 1) die Gesch. der unentwickelten Freiheit, – homer. Zt. – 2) die Gesch. der bis zur höchsten Blüthe entwickelten Freiheit u. 3) die Gesch. der verlorenen Freiheit. In der 1sten Periode muß die homer. Zt. geschildert werden, sie hat noch Manches dem Char. der vorgeschichtl. Zt. sich annähernde – sie hat noch keine geschichtl. – nur poet. Quellen, was wir davon als Geschichtserzählung nehmen könnten, ist sehr bedenklich. Hier ist die Sage des Zustands u. die Phantasie hat eine große Thätigkeit entwickelt. Aber etwas ist in dieser Poesie als histor. zu betrachten, die Zustände, die den Ereignissen zu Grunde gelegt werden – wie sie da überall einen geordneten Staat, an dessen Spitze ein von Zeus geheiligter König steht – ihm zur Seite haben wir eine Adelsaristokratie – βουληφόροι γέροντες – die Vormünder, aber auch Vertreter des Volks, bilden die erste Schutzwehr u. fechten gewöhnl. die Fehden des Staates allein aus. Aber auch ein geordneter u. organisirter, nach Stämmen u. Geschlechtern gesonderter Demos vorhanden, der eine Volksversamml. bildet, welche überall neben dem Könige besteht, wenn sie auch nur dazu ist, um Befehle u. Rathschläge zu empfangen – immer ist sie aber da u. konnte sich später entwickeln. Ungewißheit müßten diese Zustände, wie sie in der homer. Zt. nicht geschildert, sondern vorausgesetzt werden, bestanden haben, manches findet sich in homer. Institutionen wieder – eine Bestätigung, daß die Andeutungen des Hom. in der That ein geschichtl. Zustand gewesen sind.

Im Ganzen finden wir in allen homer. Staaten dieselben Zustände, so daß die Natur u. Beschaffenheit des Landes dieselben eingewirkt haben, was auch nicht bei unentwickelter Freiheit möglich war. Im Besondern erscheint das Volk, der Demos, dem König u. dem Adel gegenüber in untergeordneter Stellung, gleichsam als unmündiger Theil der Familie, der zwar mit Wohlwollen u. Güte behandelt wird, aber doch immer als unselbstständig gilt, was der demos auch fühlt u. worin er sich schickt. –

27. 2.

In den Lebensbeschäftigungen u. Geschäften ist der Untersch. noch nicht so groß, als in späterer Zt. wo die Zahl der Sklaven anwachsend war – viele Geschäfte werden von Freien verrichtet – Könige u. Königinnen verwalten die häusl. Geschäfte – auch Künste u. Fertigkeiten sind gemeinschaftlich – Fürsten u. Adel kennen weibl. Handwerke so gut, wie der gemeine Mann. Eine besondere Literatur über die homer. Zt. wollen wir nicht anführen – <u>Feith</u>, antiquitates homericae (neue Aufl.) – <u>Friedreich</u>, die Realien der homer. Zt. – bloße Stoffsammlung – viele Monographien.

Auf die homer. Zt. folgt nun zunächst in der Zt. der sich entwickelnden Freiheit ein Abschnitt, der ziemlich dunkel ist, eine Gährung, wo der patriarchal. Grund der homer. Zt. zu Grunde geht u. überall sich neue Zustände ausbilden. Die Völkerschaften haben sich in den Gebieten festgesetzt, in denen sie mit weniger Modificationen die ganze histor. Zt. über bleiben. Der Beginn dieser nationalen Entwickelung der einzelnen Stämme gemäß der Beschaffenheit ihres Landes zeigt sich deutlich im Hesiod. Die Menschen legen den Maßstab der Kritik an jene alten Zustände, die nicht mehr für gottgeheiligt gelten, die Könige heißen Bedrücker des Volkes u. Rechtsverdreher – das subjective Urtheil fängt an sich geltend zu machen, das in der objectiv dargebotenen den Schein von der Wahrheit unterscheiden will. Dieser Schritt mußte zur Philos. führen, obgleich sie erst die letzte Frucht der geist. Bewegung war. Zunächst tritt an die Stelle der epischen Poesie die lyrische – in der das Individuum seine Berechtigung gegenüber der object. Welt ausspricht. Es ist ferner die Zt. der Reflexion über Recht u. Unrecht, Freiheit u. Unfreiheit – practische Staatsmänner setzen an Stelle der königl. Gewalt ein stabiles, strenges aristokrat. Regiment, das Zucht u. Ordnung aufrecht hält u. mit strenger Consequenz die Berechtigung der aristokr. Geschlechter

festhält u. Aufsicht u. zwar anfangs mit eben derselben Be-
festigung wie das Königth. Es ist die Zt. der Aristokr., in ihr ge-
deiht die lyr. Poesie u. neben dieser practische Staatsmänner,
die zwar noch nicht zur Philos. gelangen, aber doch schon sittl.
u. polit. Grundsätze aufstellen. Es ist das Zeitalter der 7 Weisen.
Erst in der nachfolgenden Zt. beginnt die Prosa u. unsere ge-
schichtl. Kenntniß, für diese Zt. aber sind wir ärmer an Quellen
als für die homerische – die prosaische Literatur ist noch nicht
entstanden, die poet. bis auf wenige Fragmente zu Grunde ge-
gangen u. wären sie auch erhalten, so würde doch die lyr. Poesie
keine so ergiebige Quelle abgeben, als die epische.
Dann folgt eine Zt. wo wiederum, wie ehemals der Ritterstand
sich gegen die alleinige Berechtigung der Könige erhoben hatte,
jetzt sich das Volk gegen die Aristokr. empört. Die Druck der
aristokr. Sittenpolizei u. der Druck, der auf den oekonom.
Zuständen lastet, Verarmung u. Noth der unterdrückten Stämme,
das Alles führt Kämpfe herbei, die aber nur in den jon.
Staaten u. in Athen zum Siege der Demokratie führen, während
es in den dor. Staaten (mit Ausnahme von Sparta) u. in den
aeol. bei der Herrschaft der Aristokratie blieb. Den Fortschritt
zur Demokratie haben Jon. u. Athen allein in natürlicher
Weise durchgemacht. Wir haben eine große Mannigfaltigkeit
von Zuständen – es ist dies ein großer, ausgedehnter Abschnitt
von der Herrschaft der Aristokr. bis zu der der Macedonier – in-
dessen muß man doch diese Zt. in einen Abschnitt zusammenfassen,
indem man seinen Standpunkt in der Mitte nimmt, also etwa
in der Zt. des pelopon. Krieges, die Zustände jener Zt. als
normale schildert u. dann bei Gelegenheit die aristokrat.
Antecedentien oder spätere Modificationen darstellt, so weit
wir sie eben kennen.

Schwieriger erscheint es, über die Masse von Staaten einen Ueberblick zu gewinnen, es lassen sich aber hier größere Gruppen zusammenfassen, nämlich nach den Stämmen – nur über wenige Staaten ist uns eine größere Fülle von histor. Material überliefert worden. Die einzelnen Staaten u. Städte gruppiren sich nach den Stämmen, der Stammcharakter bleibt fast überall vorherrschend u. prägnant; durch Kombinationen der Notizen über versch. zwar aber unterschiedl. verwandte Staaten, kann man sich ein ziemlich vollständiges Bild machen von sonst wenig bekannten Staaten.
Als Repräsentanten des dor. Stammes nehmen wir diejenigen an, die am meisten seine Eigenthümlichkeit bewahrt haben, Kreta u. Sparta – aber andere dor. Staaten wären histor. Monographien sehr wünschenswerth, so über Argos, Korinth u. a.
Unter den aeol. Staaten ist kein einziger, der sich in geschichtl. Rücksicht so bedeutend erwiesen hätte als Sparta u. Athen. Als die Hauptpunkte können betrachtet werden Boeotien, Thessalien u. Arkadien, aber die Nachrichten über sie sind lückenhaft u. zerrissen. Ebenso die Staaten in Italien mit der chalkid. Gesetzgebung (Zaleukos u. Charondas) – die große culturgeschichtl. Bedtg. haben. Auch die Achaeer haben einige Kolonien, aber leben meistens in stiller Bedeutungslosigkeit während der geschichtl. Zt. – erst gegen das Ende derselben treten diese früher unbekannten Völker im achae. u. aetol. Bunde in den Vordergrund.
In dem man so diese Staaten nach den Stämmen zusammenfaßt, lassen sie sich leicht in eine Uebersicht zusammenstellen.

28. 2.

Dem dor. Stamme ist es eigen, von der Gleichheit auszugehen u. sie zu conserviren, er ist daher stabil. – der ion. geht von Ungleichheit aus u. sucht die Gleichheit zu erstreben – er ist beweglich u. die eigentl. treibende Kraft im griech. Leben. Der aeol. Stamm beginnt mit der Ungleichheit u. kommt auch über sie nicht hinaus – er vereinigt die Mängel der beiden andern Stämme in hohem Grade. Der att. Stamm, etwas von dem Ion. unterschied. vermittelt

die griech. Stammeseigenthümlichkeiten im besten Sinne, so ist Pittakos Pittakos. – Daneben müssen wir aber auch die Eigenthümlichkeiten ins Auge fassen, die dem ganzen griech. Volke gemein sind. Wir erinnern an die religiösen Anschauungen, welche wesentl. allen Stämmen gemeinsam waren – das Göttliche erscheint bei jedem Stamme in besonderen Stamm- u. Schutzgöttern – es störte die Griech. keineswegs, wenn sie bei gemeinsamen Festen versch. Götter mit versch. Ceremonien verehrten. Die Betrachtungsweise des Göttl. war bei Allen wesentl. dieselbe: die Götter sind überall mitten im menschl. Leben u. wirken. – Daher gemeinsame Institutionen, Vereinigungspunkte des ganzen griech. Volkes, welche namentl. völkerrechtl. Bedtg. haben u. solche sind allemal überwiegend religiöser Natur. Dahin gehören die Orakel, die auch eine polit. Wirkung haben, ferner die grossen heil. Festspiele, die relig. Urspr. – einen Th. des Cultus bilden u. zugleich den Zweck haben, die Griech. zu vereinigen u. zu edlem Eifer anzuspornen. Die Amphiktyonien, eine uralte völkerrechtl. Institution, [illegible] für die Vereinigung benachbarter Stämme um ein gemeinschaftl. Heiligth. als Mittelpkt. gilt, so dass zunächst der Schutz jenes Heiligth. Zweck der Verbindung ist, dann aber auch Aufrechthaltung internationaler Grundsätze, die die Glieder gemeinsam anerkennen. Dahin gehört ferner die Institution der Proxenie, dass alle Staaten gleichsam ein gastl. Verhältniss mit einander unterhalten, indem jeder Staat in dem andern einen Bürger desselben als öffentl. Gastfreund hat. Ebenso gehört dahin die Einrichtung des Verhältn. zwischen Kolonien u. Mutterstaat, das wesentlich überall dasselbe war – die Kolonien hatten dieselbe [illegible] u. [illegible], denselben Cultus mit genau nachgebildeten Götterbildern (aphidrymata) – dieselben Gesetze. Dann sind es gew. Grundsätze u. Sitten, welche alle Griech. gemeinsam anerkannten als göttl. geweihte – das Verhalten gegen Fremde, gew. humane Grundsätze in Bezug auf die Kriegführung (Nichttödtung der hiketai, Schonung heil. Orte) andrerseits, dass man einem Fremden, wie sehr man ihn auch mit Schonung behandeln mochte, doch unmöglich Bürgerrecht ertheilen konnte, da dies von der Geburt abhängig war.

Diese Stellung der Frauen war überall dieselbe, selbst dort, wo man am liberalsten verfuhr, in Athen. So lassen sich eine Reihe genauer Institutionen u. Züge erkennen, die den griech. Volkscharakter ausmachen. Nach beiden Seiten hin muß man sich bestreben, sich eine möglichst genaue Anschauung zu verschaffen. Am Schluß der 3t. der inhaltvollsten Periode, geht die Sittlichkeit zu Grunde, es löst sich jene Durchdringung von Religion u. Politik, es wird herrschend der schroffe Egoismus des Einzelnen, der überall die Freiheit zerstört. Die griech. Freiheit geht zu Grunde, indem sich den Bürgerheeren gegenüber eine monarch. militairische Macht ausbreitet, die gerade durch das Schaffen wohldisciplinirter Heere den Griechen überlegen ist, die eigentlichen frei u. nachlässig geworden, sich durch Söldnerheeren vertheidigen ließen, die Schlacht bezahlt sich im kläglichsten Zustande befunden. Schon vor Alexander war der Versuch gemacht worden, eine solche militair. Macht zu constituiren, von Jason in Pherae, der deutlich zeigte, was der Griech. gefahrbringend war. Die Maced. waren ein außerordentliches Instrument, das sich zu monarch. Zwecken verwenden ließ — dieselben eigneten sich eine überlegene Politik an. In der maced. Zt. während der Kämpfe mit Philipp, Alexander u. ihren Nachfolgern finden wir einen häßlichen u. allgem. Sittenverfall, die Athen. lassen sich zu den niedrigsten Schmeicheleien gegen die macedon. Statthalter herab — so geht die Freiheit allmählig überall verloren — auch in Sparta, wo sie von Tyrannen verdrängt wird — auch im aetol. u. achae. Bunde. So tritt die 4t. Periode ein, die Periode der verlorenen Freiheit, womit natürl. auch die Bewegung im Leben u. der geistige Wechsel verschwindet — sie macht sehr ähnlich einer 1t. Periode des griech. Lebens, der Unfreiheit — gew. Erscheinungen sind ganz dieselben. Die Mannigfaltigkeit verschwindet, in der römer. Zt. waren auch nur geringe Untersch. zu bemerken — die Stämme verlieren ihre scharf ausgeprägte Eigenthümlichkeit. — die Stammes-

Dialecte verloren sich allmählig u. es bildete sich eine gemeinschaftl. Schrift-
sprache – κοινὴ διάλεκτος – wesentl. auf der att. beruhend. Literatur u.
Kunst wurzeln nicht mehr im Leben des Volkes, sondern in der Schule – es
bildet sich der Gegensatz zw. Gelehrten u. Ungebildeten – alle aber zusammen
sind auf gleiche Weise der Freiheit beraubt, Unterthanen einer mächtigen,
willkürlichen Herrschaft. Die griech. Gesch. hört auf – es sind nur noch
wehrlose Zustände, nur Schicksale u. keine Thaten. Freilich stammen
ten in der vergangenen Zt. diese geist. Kräfte noch, in der nachfolgen-
den fehlt es an Fortgang, weil die Kräfte verzehrt sind, verdor-
ben sind. Es konnten Einzelne sehr wohl erkennen, daß es in den
allgem. Verhältn. liege, wenn die Griech. in Knechtschaft versanken,
aber das Bewußtsein Einzelner kann nicht das ganze Volk heilen.
So ist die Gesch. dieser Zt. nichts anders als die memoria servitutis;
sie ist charakter. durch Geistlosigkeit u. Schwäche, die sich mit vor-
heiligen Namen und schönen Zt. schmückt u. mit Erinnerungen, deren
sie nicht werth ist. Trotzdem hat auch diese Zt. eine Bedeut. (nicht
geist.) Bedtg. Die besten Geister der Griech. sind unermüdlich
thätig in Reproduction, die Schätze der griech. Bildg. zu sammeln u.
ordnen sie u. verbreiten sie – das war die Aufgabe des ab-
ferner u. gelehrter Griechenl. u. dazu waren sie sehr geeignet,
die Schulmeister der ganzen Welt zu werden. In Egypten war ein vor-
zügl. Sitz gr. wiss. Bildg. unter dem Schutz der Ptolemaeer, ebenso in
Kleinasien u. in Griechenl. selbst, vor Allem in Athen. Griech. Sophisten
wanderten umher u. hielten Vorträge, oder nahmen Hauslehrerstellen
an bei vornehm. Fürsten oder röm. Patriziern, civilisirten diese bar-
bar. Geschlechter u. erweckten in ihnen den Sinn für das Schöne. Bei
Arbeit mußten sie viele Unwürdigkeiten erdulden – Lucian, de mercede
cond. – trotzdem war diese ihre geist. u. litterar. Thätigkeit sehr
fruchtbringend u. sehr nützlich für die Zukunft.

'Graecia capta ferum victorem cepit' heißt es bei Horat.

Die Zustände in Griechenl. selbst sind bedeutungslos, doch ist es immer
zu bedauern, daß man sich so wenig mit ihnen beschäftigt hat.

sind nicht Quelle dafür giebt es in den zahlreichen Inschriften-
tiefe Zt. nicht mindestens bis zur Gründung d. oström. Kaiserth.
die von dort ausgehende Bewegung gehört nicht mehr dem gesch.
Alterth. an.

29. 2.

In Rom war ein einziger Staat, der den Mittelpkt. bildet für sich
u. den Erdkreis, der die Verschiedenheiten der Volksangehörigkeiten auf-
hebt u. die Völker uniformiert durch seine Gesetze, Sitten u. Waffen. Die
Völker lösen sich in ein großes Vaterland auf. Sind noch Stamm-
verschiedenheiten vorhanden, so lagen diese vorwiegend in der älteren,
vorgeschichtl. Zt. Die einzelnen Stämme, in Bewegung u. Kämpfen
um den Besitz ihrer Gebiete, zum Theil auch in völkerrechtl. Verbindungen,
unterschieden sich allerdings mehrfach, aber es ist außerordentl. schwer,
diese Verschiedenheiten zu bestimmen, weil sie, ungleich wie bei
den Griech. in späterer Zt. zurücktreten u. verschwinden. So sind die
Nationalitäten zurückgetreten, wir haben von ihnen keine Literat.
mehr, sondern nur einzelne Dokumente in der Inschr. der osk. u. umbr.
Sprache, welche als Dialekte einer mit dem griech. u. lat. verwandten
Gesammtsprache, die sie auch dem griech. stehen, namentl. dem Aeol.
Also man wird annehmen müssen, unter allen indogerm. Stämmen
müssen gerade diese längere Zt. in Verbindung gestanden haben u. ihre
Trennung in eine jüngere Zt. fallen. Auf jener großen Wanderung
der Indo-Germanen mag etwa der griech.-ital. Stamm länger in
Kleinasien gesessen haben u. erst später durch eine neue Wanderung
sich in 2 versch. Stämme gesondert haben. – Was wir von andern
Stämmen noch übrig haben, Sabiner u. a. erscheint als nicht wesentl.
verschieden. Aber auch diese Sprachen, so sehr sie unter einander
verwandt sind, enthalten noch gar Vieles Unsichere u. Dunkle,
zumal da es eben nur Dokumente sind u. keine Literatur,
Inschr. auf Steinen u. Münzen – wenn auch die eugubin. Tafeln sich
mehr einem Werke nähern. Außerdem giebt es noch manche Sprach-
reste, von denen wir gar nicht wissen, welchem Volke sie zukommen,
man hat manches für pelasg. erklärt, was entschieden falsch ist – die
messapischen Dokumente sind ganz vereinzelt. Das Etrusc. ist ein

entschieden abweichende, nationale Sprache, ebenfalls ohne Literatur aber
mit vielen Dokumenten. Der Schlüssel dazu ist noch nicht gefunden – selbst
welchem Sprachstamme sie angehört haben möge, darüber ist man noch
nicht einig – das Sicherste ist wohl, es mit dem Celt. zu verbinden –
Stickel in Jena erklärt das Etrusc. für semitisch.
Es ist also unendlich schwer, zu entscheiden unmöglich, von der vorge-
schichtl. Zt. Italiens ein klares Bild zu erlangen. Die Gesch. Rom selbst
werden wir die Antiq. nach 3 Perioden eintheilen: Königsh. Repu-
blik u. Kaiserzeit – die beiden letzteren schließen wieder in sich eine
bedeutende Reihe von Umwandlungen – man wird zwar. Hälfte
als die normale bei der Schilderung annehmen, aus der Zt. der Repu-
blik möchte man am liebsten die Zt. der Blüthe wählen, die Zt.
des zweiten punischen Krieges – indeß gerade diese ist für uns
verhältnißmäßig noch sehr dunkel – wir haben aus dieser Zt. noch
keine Literatur u. die späteren Nachrichten geben nicht so in 6 Einzelheiten
an. Daher wird man für den normalen Anknüpfungspkt. bei der
Republik die Zt. des Cicero annehmen müssen u. dann bei den
einzelnen Institutionen zurückgehen auf die Antecedentien. Für
die Kaiserzt. wäre am zweckmäßigsten die Zt. der Antonine
anzunehmen, nicht die des Augustus – denn die Monarchie kann erst
als begründet u. vollständig durchgeführt angesehen werden durch
die Regierung des Tiberius.
Wenn wir diese 3 Zeitabschnitte einzeln durchgehen, so ist die Zt.
der Gründung Roms u. der Könige sehr unsicher – weil in Rom
verhältnißmäßig spät eine röm. Literatur entstanden ist.
Ein halbes Jahrtausend lang hat man nur Dokumente u. als die
Literatur begann, da begann sie auf Anregung der Griech., wo
griech. Kultur röm. Religion u. Sittlichkeit untergrub u. zer-
störte u. ihnen eine ganz neue Richtung u. Lebensanschauung
brachte. So traten die Röm. erst in der Literatur auf, wo sie schon
durch fremde Elemente zum Theil umgewandelt sind, das Echtrömische
ist schon zum Theil untergegangen. Doch den neuen Geist, der die

Römer durchdrang, wurden sie zu einer übermäßigen Verachtung der nationalen Ueberreste vergangener Zt. geführt u. sie schämten sich dieser Anfänge mehr, als sie sie pflegten u. liebten. Es hat zwar nicht an einzelnen Gelehrten gefehlt, die sich mit den ältesten Resten lat. Sprache beschäftigt haben, wie Aelius Stilo, Varro, Verrius Flaccus, indeß diese Neigungen wurden nicht durch ein größeres Interesse des Publicums getragen u. gehoben. Die ältere Zt. kann uns also nicht so klar u. verständlich werden, wie es bei den Griech. in Bezug auf die homer. Zt. der Fall ist. Man würde nun Unrecht thun, wollte man die röm. u. griech. Königszt parallelisiren – die Zt. der röm. Könige ist keine so poetische, die Anfänge der Römer sind schon so prosaisch, wie ihre ganze Geschichte. Von den ersten Anfängen an sind sie hingedrängt zum polit. Leben durch den Kampf der Gegensätze – nach allen Ueberlieferungen ist Rom entstanden aus der Vereinigung verschiedener, wenn auch verwandter Stämme – an eine Verbindung aus griech. u. barbar. Elemente wird man jetzt nicht mehr glauben – das aber wird man niemals abweisen können, daß eine Vereinigung von polit. gesonderten u. selbstständigen Stämmen in Rom stattgefunden hat, woraus nothwendig Kämpfe hervorgehen mußten, die anfangs als Kämpfe versch. Stammeseigenthümlichkeiten erscheinen, später aber als Kämpfe um Rechtsgleichheit – hiermit beginnt die röm. Geschichte, mit keiner poet. sondern höchst prosaischen Zt. wo schon der Verstand ausgebildet u. Gesetze gegeben wurden. Es ist der größte Irrthum Niebuhrs, daß er sich durch täuschende Analogien dahin hat hinreißen lassen, den Römern in uralter Zt. eine reiche Volksposie zu vindiciren; alle Umstände, die sich irgend darboten, hat er benutzt, um diese Ansicht zu begründen – eine lebhafte Phantasie war ihm behülflich, die alten Sagen in grosse Volkslieder aufzulösen. Man hat sich jetzt gerade vom Gegentheil überzeugen müssen, daß die Römer von Anfang an nichts anders gewesen sind, als prosaische Verstandesmenschen. Dies lehrt ihre Sprache, aber auch ihre Würde.

1.3.60.

Die Betrachtung der ältesten Geschichte der Römer wird sich wesentl. ändern, wenn man anders die Sache ansieht, als Niebuhr — daß folgt daraus nicht, daß auch die Nachrichten über jene Zt. sehr glaubwürdig seien. Die Sage ist auch hier an die Stelle der Gesch. getreten u. die Dokumente selbst sind großentheils verloren gegangen theils von den Römern viel weniger beachtet worden, als sie es in der That verdienten, theils auch ihnen unverständlich gewesen. Die Gesänge der Salier u. der arvalischen Brüder stehen der ciceron. Zt. sehr fern u. in Bezug auf diesen Untersch. ist die Änderung der Sprache in den auf Cicero folgenden 5 Jahrh. fast für nichts zu halten. — Gerlach in seiner Gesch. vertritt die Überlieferungs-Gläubigkeit, Mommsen das entgegengesetzte Extrem — Die Bewegung zur gründl. Betrachtung ist von Niebuhr ausgegangen, dessen Verdienste sehr hoch zu schätzen sind — denn wenn er auch manche radicale Irrthümer festhielt u. auch in den Einzelheiten Manches durch spätere Forschungen berichtigt worden ist, so richtete er doch stets sein Hauptaugenmerk auf die Zustände, worauf auch in neuerer Zt. das Hauptstreben gerichtet ist: bei Mommsen erscheint diese Richtung so überwiegend, daß er die Könige als solche weggelassen hat, wie wenn die ganze Existenz derselben in der Sage beruhte. Dies ist nun doch etwas über's Ziel geschossen, einzelne, namentl. den Servius Tullius mußte auch Mommsen anerkennen u. ihn als existirt habenden Menschen anerkennen. Es ergiebt sich dann auch zugleich, daß in jener Zt. sich vollständig ausgebildete u. bewußte Parteien im Kampf mit einander befanden — König, Patricier u. Plebs — äußerl. Ähnlichkeit mit den moder. Zuständen. — Freilich bei Röm. ist noch kein so bewußtes Hervortreten der Interessen vorhanden, die Römer in der Königs Zt. mögen sich auf demselben Standpkt befunden haben, wo die Griech. sich befanden im VIII u. VII Jahrh. Aber die Griech. namentl. die Athener sind den Röm. um eine bedeutende Stufe voraus — die Peisistratiden waren in Athen die

Häuptern der Demokraten, zum Schutze der Demokratie hatte sich diese Tyrannei gebildet. Mit dem Sturz der Peisistr. u. der Gesetzgebung beginnt in Athen eine demokrat. Richtung, wenn auch etwas gemäßigt — in Rom dagegen bricht nach Vertreibung der Könige die [illegible] u. strengste Aristokratie. Die röm. Könige beschützen u. stützen sich auch auf die Plebs, nach ihrer Vertreibung stand den Patriciern kein Hinderniß mehr entgegen, die Plebs zu unterdrücken — u. es beginnt nun der furchtbarste Kampf, der, unter den ersten König noch ein Kampf national verschiedener Stämme, jetzt ein vollständiger Kampf der Stände wird. Als das Ziel der Gleichberechtigung erlangt ist, steht auch Rom in seiner höchsten sittl. Blüthe — zur Zt. des zweiten u. dritten pun. Krieges — überall steht doch die Freiheit am höchsten, wo sie am schwersten zu erringen war. Nun konnten alle geistigen Kräfte u. Talente auf das Äußere entfaltet werden, die Unterschi. zwischen Patr. u. Plebs. dauerten zwar noch fort, aber sie hatten die Gestalt eines edlen Wetteifers in den Diensten des Vaterlandes angenommen. Nachdem Rom seine höchste sittl. Blüthe erreicht hatte, fing diese sittl. Kraft an sich zu verzehren, während die geist. Cultur sich hob. Die geist. Freiheit, die sich in das Reich der Ideen stürzt, wurde den Röm. erst durch die Griech. erschlossen, es kam eine fremde Bildg. zu ihnen, die nothwendig ihre Nationalität beeinträchtigen u. untergraben mußte. Der alte, religiöse Glaube u. die strenge Sittlichkeit der alten Zt. wurden erschüttert, man fand, daß das röm. Leben so wenig von geist. Erhebung u. künstler. Vollendung enthielte im Vergleich zum griech. Daher das Aufgeben des altröm. als eines niederen Standpunktes u. das Annehmen der höheren, geist. griech. wenn auch sittl. zerstörten Cultur. Es handelte sich nun nicht mehr um Rechtsgleichheit, sondern darum, ob die röm. Eigenthümlichkeit der neuen griech. Bildung geopfert werden sollte. Der Kampf darüber dauerte nicht lange — er ist entschieden in den

Gegensätzen des alten Cato u. der Familie der Scipionen.
Auch der strenge Cato befand sich in einem innern Widerspruch –
noch in hohem Alter lernte er griechisch. Im Anfange erschien freilich
die Beschäftigung mit griech. Bildg. mehr als ein Luxus der Aristokratie,
diese liess sich auch nicht viel persönlich ein auf die Verpflanzung griech.
Cultur auf röm. Boden – sie benutzten dazu Leute anderer Herkunft,
zum Theil Fremde. Es war fast unanständig, mit einem Poeten
auch nur umzugehen. Indessen mit der Zt. musste dies Vorurtheil
schwinden – möglicherweise hat sich schon der jüngere Scipio mit
Abfassung von Komödien beschäftigt (?) – Laelius trat zuerst
als Dichter auf u. cultivirte die altröm. satura. Auch hochge-
nannte Männer fingen an sich bei der Literatur zu betheiligen,
namentl. bei der Geschichtsschreibung. Eine grosse Wendung trat
im Leben der Römer ein – ihre überraschende Selbstsucht u. Mali=
[?] brachten sie ein, gegen die idealen, griech. Bildung.
diese erwachte zugl. – Frechheit führte hierauf zur Zuchtlosigkeit,
die den Egoismus erweckte, der wiederum den Umsturz von Staat
u. Freiheit bezweckte. Die neuen Kämpfe führen der Monarchie
entgegen. Bei den Ackergesetzen befanden sich noch Interessen
grösserer Parteien im Kampf – es war ein Kampf gegen den
Egoismus der Aristokratie. Aber die Parteien kämpften zwar
bald darauf noch in ihrem Interesse, wurden aber von ihren Führern
zu persönlichen Interessen verwendet – dies ist der Fall bei
Marius u. Sulla. Darauf folgt die 2te Stufe der Kämpfe,
wo sich das Parteiinteresse dem persönl. Interesse des Führers
unterordnet – dies ist der Fall bei Pompejus u. Caesar u.
dem darauf folgenden Triumvirate. Die Parteibestrebg. schwindet
immer mehr unter den Triumvirn, es ist immer mehr die
einzelne Person, um deren Erhebung man kämpft – die Folge
davon ist, dass der übrigbleibende Parteiführer alles sich
unterordnet – er wird Monarch u. die Röm. sind auch froh, die
Angst los zu werden – sie hatten nicht mehr die nöthigen sittl.

Kraft zu die Opfer, die die Republik erforderte, darzubringen, sie wollten unter dem Scepter eines Herrschers ruhig leben, sich durch seine Spiele u. Feste ergötzen lassen u. dafür gern alle ihre Bürgerrechte auf ihn übertragen. So beginnt die Periode des römischen Kaiserthums.

23.

Man hat in der Kaiserzeit nur Untergang u. Negation des früher Tüchtigen gesehen. Allerdings geht das röm. Volk immer mehr dem Untergange entgegen, doch enthält auch noch diese Zt. manche bildungsfähigen Elemente. In politischer Beziehung freilich sind die Schöpfungen des Kaiserthums nicht geeignet, um das Volk zu beleben u. zu kräftigen, ihm eine neue sittliche Kraft zu geben; es schießt vielmehr der ganze Organismus einer absoluten Monarchie üppig empor.

Augustus erschien als das Unterpfand des Friedens; da nur noch eine gesicherte Privatexistenz in Frieden u. Behaglichkeit wünschenswerth schien, u. sich auf diese enge Sphäre zu beschränken u. alle Gedanken an das Ideal eines freien Gemeinwesens aufzugeben, für Weisheit galt, so überließ man ihm willig alle Gewalt, um eben nur Ruhe zu haben. – Vgl. den Eingang von Tac. histor. u. Horaz. an versch. Orten. So fand der allgemein herrschende Egoismus seine vollständige Befriedigung u. die Monarchie war daher im Ganzen, trotz mancher Reminiscenzen aus der Vergangenheit, den Wünschen der Masse recht u. willkommen. Augustus befestigte sie auch in diesem Sinne, er beseitigte alle Institute, die der Monarchie widersprachen u. ließ doch von republikanischen Titeln u. Formen gerade genug übrig, um der Eitelkeit Befriedigung zu gewähren. Er hatte den Sinn der Zt., welche sich den ernsten Pflichten des Bürgers entzog, dagegen sich an schönen u. ausgebildeten Formen in Kunst u. Literatur ergötzte, wohl aufgefaßt u. daher blühten auch in diesem Sinne die Literatur u. feierte ihr goldenes Zeitalter. Weder in politischer, noch geistiger Beziehung war im Leben ein kräftiges Moment vorhanden, das der Monarchie entgegen gestanden oder sie auch nur beschränkt hätte. Sie war gleichsam Privateigenthum, weil durch Waffengewalt errungen, daher erblich; das julische Haus regierte ohne allen Zweifel. Wenn nun Augustus die Mittel der Opposition mit Klugheit u. Milde forträumte, so kräftigte Tiberius in anderer Weise, viel einschneidender, mit grausamer Arglist u. tyrannischer Willkür, die jedoch geleitet wurden von großer, staatsmännischer Einsicht. Er befestigte die Monarchie in der Administration, in ihrer einzelnen Verwaltung, indem er Alles zerstörte, was von früher her noch bestand u. die Werkzeuge der monarchischen Regierung vervielfältigte. Damit war die neue Schöpfung beschlossen u. so fest,

daß sie sogar die Willkür u. zum Theil wahnsinnige Gewalt der Nachfolger
zu ertragen vermochten. Nach dem Tode des Nero wurde nun das große Ge-
heimniß offenbar, daß das Kaiserthum auch wo anders entstehen konnte, als
in Rom; es war keine Organisation vorhanden, welche die Wahl eines ein-
stimmberechtigten geleitet hätten, die öffentliche Thätigkeit des Volkes war
zerstört, die Plebs war ein Colluvies aus allerlei Völkern, die in Rom zu-
sammenströmten, der Senat entwürdigt, machtlos u. unfähig in einer solchen
Krise den Staat zu leiten. Die natürliche Folge war ein Bürgerkrieg, der
ganz dieselben Parteikämpfe hatte, wie der letzten der Republik. Galba, Otho u. Vitellius
stiegen in einem Jahre nieder u. auf den Kaiserthron gelangte durch Sieg
u. Erhebung die Familie der Flavier. Die allgemeine Verwilderung ward
nun nicht durch eine neue Organisation beseitigt, sondern durch den letzten
der Flavier, durch Domitian, wieder bis aufs Höchste getrieben. Doch weckte
die Unterdrückung die letzten sittlichen Kräfte; die Cultur, aus der Republik
erwachsen, war aber auf die Kunst einer leeren Form u. gemüthloser Geschmacks-
richtung hingewiesen, suchte einen neuen, lebensvollen Inhalt. Zunächst bildete
sich eine abstracte Opposition in der stoischen Philosophie u. in den literarischen
Bestrebungen, der Beredsamkeit – Quintil. – Die Geschichtschreibung wollte man auch
im republikanischen Sinne, als lebensvolle Darstellung würdiger Bestrebungen
auffassen, ebenso die Poesie wirksam machen. Man versuchte die Opposition
den Senat zu einer Schranke für die Monarchie zu machen, worüber vortreffliche
Männer zu Grunde gingen, wie Paetus, Thrasea, Helvidius Priscus. Wenn auch
manche Schwärmer ein Ideal der Republik zu restauriren anstrebten, so begnüg-
ten sich die Verständigen, den gegebenen Umständen sich zu fügen u. der Thei-
lung zwischen Freiheit u. Monarchie ist des letzten noch productiven Vertreters des
römischen Geistes – Tacitus glaubte (Agric. c. 3), das Ziel wäre mit dem Regie-
rungsantritt des Nerva erreicht. Allein wie immer, entsprach auch hier der
Erfolg den Bestrebungen nicht, es fand sich keine solche Blüte mehr im röm.
Leben ein, wie man sich von jenen Anstrengungen versprochen hatte. Das
glückseligere Zeitalter, dessen Anfang Tacitus begrüßend feiert, führte nicht
zur Wiedergeburt der Nation, obwohl die folgenden Kaiser tüchtige Männer
waren. Trajan, Hadrian, Antoninus Pius u. Mark Aurel standen der An-
sicht nicht fern, daß der Kaiser nur der erste Senator sein solle. Aber
der Senat, so oft entwürdigt u. gemißhandelt, war zu schwach, um die Frei-
heit gegen die Monarchie zu vertreten u. fand keine nachhaltige Stütze in
dem sittlich abgestumpften Volke. Daher war jene Erhebung nur von kurzer

dauer. Als der abscheuliche Commodus diese Reihe guter Kaiser beschloß, da zeigte es sich deutlich, daß eine schrankenlose Tyrannei noch eben so gut möglich war, wie unter Nero u. Caligula. Hiermit schließt jene bessere Periode ab u. es tritt die dritte Periode ein, die militärische Monarchie. Wenn die früheren Kaiser noch politische Ideen hatten, so mußten jetzt alle Bestrebungen aufgegeben werden. Es blieb der Monarchie wesentlich keine andere Aufg. übrig, als das innerlich u. äußerlich wankend gewordene Reich wenigstens militärisch gegen den Andrang barbarischer Feinde thunlichst zu vertheidigen. Die Soldaten wählten die Kaiser; unter der Masse derselben erhoben sie auch manchen tüchtigen Mann, der es unternahm, das Reich im Innern zu kräftigen. Diese Bestrebungen waren jedoch von kurzer Dauer u. nur beschränkt auf Abwendung der äußersten Gefahr. So blieb das Reich, bis es sich in ein abendländisches u. morgenländisches schied; das westliche ging zu Grunde (476) mit einem Romulus. Mit der Zerstörung des Reiches trat in den nationalen Verhältnissen weiter keine Änderung ein, da die Kaiser schon längst, wie auch das Volk, ohnmächtig waren u. die barbarischen Eroberer schon seit langem die Macht in Händen hatten. Der römische Volksstamm aber hinterblieb mit Sprache u. Recht, mit der Kunst u. Literatur der früheren Jahrhunderte. Hierin besaß er zugleich eine große u. nicht zu bezwingende Ueberlegenheit gegenüber den erobernden Barbaren. Sieger mit den Waffen wurden sie selbst zu Besiegten durch römische Kultur, zumal diese sich mit dem Christenthum in Verbindung setzte u. die römische Kirche auch für die römische ~~Aufg~~ Bevölkerung einen Einigungspunkt abgab. Mit ihrer Hilfe bewahrte der römische Volksstamm sein Recht u. die ganze antike Kultur u. romanisirte die Barbaren zum Theil, alle aber civilisirte er, indem er für alle abendländische Kultur zur Grundlage ihres eigenen geistigen Fortschreitens machte.

Wenn nun die Zustände innerhalb dieses halben Jahrtausend auch gewechselt haben, so kann man doch für ihre Schilderung nur einen normalen Zeitpunkt annehmen.

Mommsen's Geschichte läßt sich in ihrer populären Darstellung weder auf Quellenangaben noch Kritik ein, daher bildete die Schweglersche ein vortreffliches Supplement dazu.

Die römische Geschichte von Schwegler ergänzt die von Mommsen –
er hat das ganze Material mit eingehender Kritik bearbeitet – leider ist
er vor Vollendung des Werkes gestorben. –

S. 3.

In neuerer Zt. hat man antiquitates publicae u. privatae getrennt u.
vorzugsweise die ersteren behandelt, die Literatur der letzteren ist nicht von
großer Bedtg. – abgesehen von jenen romanhaften Behandlungen (Böttiger
'Sabina' – Becker 'Gallus' u. 'Charikles') – Ueber die röm. Antiq. ein
Buch von Schuch, Privatalterth. der Röm. Karlsruhe 1842 – Neuer Otto
ueber Sitten u. Lebensweise der Römer, Berlin 1814. – C. Fr. Hermann
im 2ten Bde seiner Antiq. Zunächst muß man sich das Verhältn.
des Privatlebens zum öffentl. klar machen, u. dies ist sehr verschieden
bei Griech. u. Röm. ebenso bei einzelnen Stämmen. Die Erziehung gehört
ursprünglich in das griech. = sittl. Leben, obwohl sie auch Elemente umfaßt,
die in das Gebiet der Kunst u. der Wissenschaft gehören – als eine öffentl.
Institution aber, durch die der Staat seine Bürger erziehen läßt,
ist sie eine sittliche. Bei den Griech. ging das Privatleben meistens
im öffentl. auf – die Menschen sollten ganze Menschen sein, gleichsam
wie aus einem Guß, in jeder Beziehung vollendete Bürger. So machte
die Bürgerschaft einer griech. Stadt gleichsam eine Familie aus, Alles
ohne Untersch. war Gegenstand des allgem. Interesses, nur das voll-
kommen Indifferente ließ man unberücksichtigt. Aber auch das
Privatleben machte einen Theil des öffentl. aus, der Staat suchte
Römer – man ging darauf aus, den Gesammtwillen des Staates
mit dem individuellen Willen des Einzelnen zu identificiren – von
diesem Streben aus, den Willen der Einzelnen ihm zu unterordnen
der Richtung u. dem Geist des Ganzen, ging auch die Erziehung u.
deren Einrichtung aus. Am schärfsten u. consequentesten findet sich
dieß festgestellt u. ausgeprägt bei den Doriern, wo überhaupt das Privat-
leben ganz verschwindet – die Lebensweise ist dem Einzelnen vorge-
schrieben, der ganze Staat ist gleichsam eine große Erziehungsanstalt,
welcher Niemand entwächst, in keinem Alter u. keiner Würde.

Indem die Spart. so den ganzen Menschen gestalteten nach allen Richtungen hin, erreichten sie auch jenes Streben am vollkommensten – vgl. Xen. de rep. Laced. – In dieser Weise mussten nothwendig Kunst u. Wissenschaft in den Hintergrund treten, denn diese sind aber die Gebiete der Freiheit, sie haben stets die Folge, dass die individuelle Willkür sich Abweichungen von den Normen des Staates erlaubt. Daher hatten jene wohl ihre volksthüml. Poesie u. Musik, pflegten sie auch weiter, aber in derselben Stabilität, wie ihre politischen Zustände – die größten Anregungen des hellen. Geistes fanden bei den Spart. nur wenig Anklang. So war bei den Spart. das Privatleben gar nicht vorhanden, nur kann es unmögl. vom öffentl. sondern. Indem nur Alles gleich sein sollte in jeder Beziehung, mussten auch die Weiber demgemäß behandelt werden. Sie wurden ähnlich erzogen wie die Männer – streng, sittlich abgehärtet – sie standen den Männern näher u. lebten nicht so abgeschlossen wie beim ion. Stamme.

Den Gegensatz zum dor. Stamme bildet der ionische in Asien u. Athen – es war zwar auch in diesem Stamme eine feste, stehende Ordnung gewesen, neben welcher die individuelle Freiheit des Einzelnen keinen Raum hatte. Aber der kastenmäßig gegliederte Staat in 4 Stämmen ist aufgelöst u. dem der Freiheit Raum geschaffen worden – in der successiven Entwicklung der Freiheit u. Gleichheit der 4 alten Stämme besteht aber die Gesch. des attischen Staates. Der Geist des Stammes selbst war viel beweglicher, viel expansiver, viel zugänglicher für jedes Neue, jede Anregung des geist. Lebens – u. indem solche Stämme entwickeln sich natürl. versch. Individualitäten, das geist. Leben gestaltet sich, wenn auch auf gemeinsamer Grundlage, doch besonders – u. deshalb gestattete auch der Staat der individuellen Freiheit gew. freie Bewegungen. Dieser unbe-

rücksichtslosen Freiheit im Privatleben rühmten sich die Athener
als eines Vorzugs – Thuc. II. 37. 40; VII. 69. – Der Staat nahm eine
scholastische Lehre an, daß die individuelle Freiheit ihre keine Be-
grenzung fand, sie selbst vom Staate geschützt werde – deshalb setzte sich
der Einzelne nicht in Gegensatz zum Ganzen, sondern war damit
in Erziehung, Kunst u. Wissenschaft konnten sich frei bewegen u.
die geist. Elemente erlangten bald dabei das Uebergewicht über
die materiellen der Erziehung. Dabei war stets der Mann das
herrschende Wesen, das weibl. Geschlecht mußte sehr zurücktreten,
man wollte den Mann nicht gehindert werden lassen durch Rücksicht
der Familie u. Weiber, das Verhältn. selbst ward nur von der
sinnl. Seite betrachtet. Die Weiber lebten in fast klösterlicher
Zurückgezogenheit, fern vom Leben der Männer, meistens ohne Bildg.
u. ohne sittl. Bildg. – fanden sich ausgezeichnetere unter ihnen,
so wurden sie nicht wie bei den Spart. zu Heroinen, sondern zu
Hetären. Allmählig aber hat jene Erziehung in der Blüthezeit.
Es hat sich zuerst ein Interessen geschaffen, die individuelle Wohl-
gegen öffentl. Interesse – mit der Ausdehnung des Privatlebens
ging auch dieser Staat zu Grunde u. seine Erziehung wurde dem
entsprechend modificirt. In der Erziehung der Jon. u. Athener hat
sich stets jener Schönheitssinn kundgegeben u. die geist. Regsamkeit,
die ihn an die Spitze der griech. Bewegung stellte.
Der aeol. Namen hatte mit den Jon. die Beweglichkeit u. Empfäng-
lichkeit gemein, daneben aber auch die Härte u. Rohheit der dor. –
die Zügel-Erziehung in der Gymnastik herrschte vor – eine
wilde, rohe Kräftige, auf das Unbestrittene gerichtet – die Neigung
zum Ausschweifenden, Ueberschwängl. – Maßlosen gab sich kund, wie
der Athener seine Herrschaft ausübte.

Dieselbe zeigte sich in ihrer geist. Lebendigkeit – in der aeol. Poesie – Das weibl. Geschlecht hatte mehr Freiheit als bei den Jon. dafür aber auch nicht die geordnete Zucht der Dor. u. Mädchen die sittl. Ordnung der Männer – Die Männer lebten gesondert u. bildeten die Knabenliebe aus in gutem u. schlechtem Sinne – auch bei den Weibern bildeten sich Genossenschaften aus u. sie waren im Ganzen gebildeter als bei den Joniern.

6.3.

Bei den Römern ist das öffentliche u. Privat-leben von Ursprung her scharf unterschieden, mit genauer rechtlicher Bestimmung. Dem Privatleben ist ein großer Raum gewährt, die patria potestas dehnte sich sogar über Leben u. Tod aus. In diese Sphäre griff der Staat nicht ein, außer um das Recht zu schützen. Daher war die Erziehung Privatsache, der persönlichen Willkür voller Raum gegeben, daher hat eine öffentliche Erziehung unter Autorität des Staates nicht existirt. Die Palästren u. Gymnasien waren den Göttern geweiht. Die militärische Bildung des jungen Römers geschah ebenfalls einzeln, der Vater unterrichtete seinen Sohn im Fechten, Schwimmen u. dgl. oder es wurden ausgediente Veteranen dazu verwandt. Die geistige Bildung war eine sehr untergeordnete, u. wenn es von uralter Zt. her Schulen gab, so haben sich diese wohl nur auf die Elemente beschränkt. Erst durch das Eindringen griechischer Bildg. wurde eine ausgedehntere Kultur Bedürfniß. Zunächst wurde auch hierfür wieder privatim gesorgt: einzelne große Häuser nahmen gelehrte Griechen auf, die ihre Kinder unterrichteten u. etwa noch Kinder von Freunden. So entstand allmählig eine Schule u. der Lehrer etablirte sich selbst, wenn er Beifall gefunden hatte. Allmählig befestigte sich diese Weise der Kultur so, daß sie unentbehrlich wurde. Erst Vespasian ließ besoldete Lehrer an öffentlichen Schulen anstellen. Den größten Theil der Zeit hindurch war also die Erziehung Privatsache.

Ueber die Erziehung im Allgemeinen ist sehr viel geschrieben worden. Die ältere Literatur siehe bei Fabricius, biblioth. antiq. p. 920. 937. 941 sq. Kapp, commentatio de historia educationis. Hamm 1834 (progr.). Goes, die Erziehungswissenschaft. Ansbach 1808. Kramer, geschichte der erziehung u. des unterrichts. Elberfeld 1832. 38. 2 Bde. Es fehlt dem Werke an Uebersichtlichkeit u. Genauigkeit. Krause, Geschichte des Unterrichts u. der Bildg. bei Griechen, Etruskern u. Römern. Halle 1852. Das Material ist fleißig zusammengetragen, das Studium schwer. Haase, Artikel 'Palaestrik' in der Allgem. Encykl. der Wissensch. von Brockhaus.

2) Das Gebiet der Wissenschaft oder die Antiquitäten des Geistes.

In der gesunden Zt. des Alterthums finden wir nicht unsere jetzige Unnatürlichkeit, daß man sich nach einer Seite hin weiter ausbildet und nach der anderen hin verkümmert, daß jemand gute u. treffliche Gedanken in der geschmacklosesten Form wiedergiebt; im Alterthum wuchs u. bildete sich Alles aus derselben Wurzel, Alles in entsprechender Weise.

In vorgeschichtl. Zt. war die ganze menschliche Erkenntniß in der Mythologie niedergelegt; mit dem Erkennen verband sich der Kunsttrieb u. gab ihr jene phantastisch-symbolischen Formen. Da war der Mensch abhängig von den Eindrücken, die die Natur auf ihn machte, er sah allenthalben Wunder, verehrte u. nährte sie durch den Cultus. Aber je mehr die göttliche Gestalt sich vervielfältigte, ethisch u. menschlich personificirt wurde, desto weniger konnte diese Schöpfung des menschl. Geistes ihm genügen; er ahnte, daß doch die göttlichen Wesen höher stehen müssen, daß in der Tradition Unwahrheiten vorhanden sein müssen, u. gelangt dahin, manches aus Gesetzen zu erklären, was ihm früher als Wunder erschienen war. So mußten die Zt. der Prüfung u. Forschung beginnen; es entsteht das Leben u. die Thätigkeit der geistigen Freiheit, in welcher der frühere Standpunkt zu Grunde geht, neue Weisen der Erkenntniß u. neue Stoffe sich ergeben. Dieser Umschlag zeigt sich zumeist im practischen Leben; die Herrschaft der Natur wird auch hier gebrochen, die Kasteneintheilung aufgehoben. Auch hier macht sich der freie Geist des Einzelnen geltend, indem sich zunächst die Königsgeschlechter verminderten, dann die Aristokratie ihrem Beispiel folgt u. endlich auch der Demos hervortritt. Dann dringt auf sittlich-practischem, wie religiös-wissenschaftlichem Gebiete diese Richtung weiter, u. in derselben Zt. wo Hesiod das didactische Epos schuf, entstanden auch practische Männer, wie die sieben Weisen mit ihren allgemeinen Grundsätzen, die das menschl. Leben in seiner immer größer gewordenen politischen u. sittlichen Bewegung durch erfahrungsmäßige Grundsätze ordnen wollten. Es war dies die Vorstufe zur Philosophie; an die didactische Poesie schließt sich die gnomische an. Indem so der menschliche Geist frei wurde, darf man nicht an eine wissenschaftl. Erkenntniß, nach einem bestimmten Schema geordnet, glauben, denn dieses Verfahren ist das letzte u. späteste Product, das aus dem geistigen Leben der Griechen hervorgegangen.

Der Entwickelungsgang dieser Erkenntniß besteht aus drei Stufen: erstens die religiöse Betrachtungsweise, die mit der Phantasie operirt; zweitens historisches Wahrnehmen, wo Verstand u. Gedächtniß zusammen wirken; drittens die Philosophie, wo nun die speculative Vernunft thätig ist.

Die religiöse Betrachtungsweise haben wir in der Mythologie behandelt, sie ragt noch in die Gedichte Homer's hinein, doch so, daß dieser schon den Uebergang zum historischen Wahrnehmen bildet, welches allmählig den Einfluß der Phantasie beschränkt, Wahres u. Falsches zu unterscheiden, Recht u. Unrecht zu bestimmen, also subjective über das Objective zu reflectiren beginnt. Dies ist der Standpunkt der jonischen Historiographen; es ist eine Forschung u. Wißbegier, die das Wissen will, ohne das Begreifen. Diese Richtung dehnt sich natürlich auf Alles aus. Endlich wird darnach gestrebt, in der Philosophie des Geistes speculativ die ewigen, geistigen Normen zu finden, denen alles geistige u. sinnliche Leben überall u. in aller Zt. unterthan ist.

7/3

Die Frage nach der Wahrheit wurde schon bald nach Homer, bei Hesiod aufgeworfen, sie bezog sich aber nur auf das objectiv Dargebotene. In der Geschichte sind Anfangs Mythe, Sage u. Geschichte verbunden – so bei den Logographen – u. auch Herodot ist über diesen Standpunkt noch nicht weit hinaus, er steht noch in deutlichem Zusammenhange mit der epischen Poesie; zwischen ihm u. Thucydides liegt eine große Kluft. Dieser übt schon eine scharfe u. schneidende Kritik. Es war damals nämlich schon jene dritte Stufe menschlicher Erkenntniß erreicht worden, wo sich der Mensch zur philosoph. speculativen Betrachtung der ganzen objectiven Welt erhoben hatte u. sich der Philosophie der Geschichte näherte. —

Bei Homer wurden Naturereignisse u. Thaten der Menschen ziemlich gleich behandelt; ihm ist gewiß eine Stufe vorangegangen, wo sich ein Epos des Naturlebens ausgebildet hatte. Wahrscheinlich ist dies eine vorgriech. Stufe u. zugleich Grundlage der späteren Fabelpoesie. Als die Fabeln sich später in Allegorien verwandelten, als sie tendenziös wurden u. Naturbilder zu berechneten Vorbildern für menschl. Verhältnisse verwandt wurden, ist schon ein großer Fortschritt vorhanden; früher müssen sie Naturerzählungen gewesen sein. Die Blüthe dieses Epos lag in vorgriech. Zt. u. kam zu den Griech. aus Phrygien. —

Auf ähnliche Weise geht die Naturphilosophie der Philosophie des Geistes voran; von allen Staaten waren die Ionier die ersten im Epos, in der Geschichte, Lyrik, Philosophie. Mit ihrer beweglichen Wißbegier erforschten sie, nachdem sie sich vorher den Augen zugewandt hatten, nur ihre Gründe, sie suchten in der Natur den Grund u. das Princip des Seins. Erst Anaxagoras schied die Materie von der Intelligenz; er hat eine große culturgeschichtl. Bedtg. u. Wirkung, zumal er in Athen den weltgeschichtl. Boden fand, wo seine Philosophie Wurzel fassen u. im practischen Leben durch Männer wie Pericles, sich Geltung verschaffen konnte.

Die Naturbetrachtung war es, welche den Anstoß zur Naturphilosophie gab, das Ergötzen des Wunderbaren, Unerklärlichen; vor dem speculativen Sinn des Menschen gab es also ein mehr passives Verhalten, ein Empfangen der Eindrücke u. dieser Standpunkt dauert auch noch später fort, als die speculative Forschung schon erwacht war. Wir haben uns nun die Menschen sich zur Natur gedacht, abgesehen davon, daß sie dieses ihr Verhältniß auch wissenschaftlich zu bestimmen gesucht haben.

Es ist viel darüber gestritten worden, daß die Alten keinen offenen Sinn für die Natur gehabt hätten, keine Empfindung für die Naturschönheiten, es wäre ihnen nur eine verstandesmäßige Betrachtung eigen gewesen, u. keine Sentimentalität. – Schiller 'ueber naive u. sentimentale Dichtg. – Schnaase, Gesch. d. bild. Künste. Thl. II. Humboldt, Kosmos II. Jul. Caesar Ztschr. f. Alterthumswiss. 1849. Heft 6. p. 661–664. – Es ist verkehrt, bei einem Vergleich der Alten mit uns von einem quantitativen Unterschiede des Sinnes für Naturschönheit auszugehen, es ist der qualitative Sinn hierfür zu erforschen.

Die Alten haben ein viel näheres u. vertrauteres Verhältniß zur Natur, die große Kluft zwischen Naturleben u. Menschenleben ist noch nicht wahrzunehmen oder sie wird nicht so tief beachtet, man legt ihr weniger Gewicht bei. Nach dieser Betrachtung steht die Menschenwelt in der Natur als Theil derselben, sie ist ihr verwandt u. vertraut. Nach der christlich-romantischen Auffassung ist der Mensch von der Natur gänzlich entfernt, ein ganz selbständiges Wesen u. der göttliche Geist, den er trägt, erscheint ihm nur im Ganzen der Natur, er ahnt in ihr einen unbegreiflichen, mächtigen Geist, ohne ihn fassen zu können. Diese unergründliche, unfaßbare Kraft, die er hinter dem Äußerlichen der Natur vermuthet, führt zu der sentimentalen Betrachtung, zu einer unendlichen u. unbefriedigten Sehnsucht nach Begreifung der Natur. Diese Betrachtung ist den Alten fremd. Die Alten sehen nicht den Naturgeist, sondern individualisiren, personifiziren alles einzeln in unendlicher Mannigfaltigkeit u. gerade in der Vereinzelung der einzelnen Macht liegt der Grund, warum der Mensch überall sich der Natur näher findet, warum er in ihr Analogien für sein Leben findet, das Reich der Freiheit u. das der Naturnothwendigkeit nicht so weit trennt. Wenn diese Betrachtung nun ebenso wenig tiefe ist, wie der Polytheismus unter dem Monotheismus steht, so entspringt doch wenigstens der Vorzug aus ihr, daß jene krankhafte Sehnsucht u. Befriedigungslosigkeit fern blieb. Der Mensch war von Hause aus mit der Natur befreundet, u. brauchte deshalb nicht mit ihr versöhnt zu werden. Erst als das Alterth. sich seinem Untergange

wächst u. die christlich-romantische Denkweise sich geltend macht, so haben auch die Alten eine ähnliche Naturbetrachtung aufgenommen; der Mensch unzufrieden mit den Zuständen des ihn umgebenden socialen Lebens suchte sich ein anderes Leben zu retten u. dieses Streben nach einem einfachen Naturleben spricht sich aus in der Idylle, so bei Theokrit u. der Zt. der Alexandriner, dann später bei den Römern Virgil, Tibull, Lucrez, Horaz.

8/3

Anders verhält es sich mit der Philosophie: anfangs poetisch, wurde sie auch poetisch behandelt, u. selbst bei prosaischer Behandlung war sie nicht eingeschränkt in eine abgeschlossene Schulsprache u. Terminologie, sondern ihre Sprache stand der Volksspr. durchaus nahe. Daher drückte sich in der Sprache jener Philosophie auch der Charakter des besonderen Volksstammes aus, so ist die jon. Naturphilosophie der Ausdruck des jon. Geistes, die pythagoreische ist wiederum rein dorisch, obwohl Pythag. u. a. Ionier waren; die eleatische Schule könnte man dem äolischen Stamme zutheilen. An diese drei Schulen knüpft sich einerseits die Thätigkeit der Sophisten, andererseits die der attischen Schule unter Plato. Hegel sagt, die Sophisten seien die Lehrer Griechenlands – sie hatten kein System, sondern gingen mit negativ-skeptischem Sinne an die Erfassung der Wissenschaft u. alles Erkennens.

Athen war der Ort, wo alle Strahlen des geistigen Lebens, die irgend wo sich entwickelt hatten, in ihrem Mittelpunkte zusammentrafen; dort wurde Alles durchgearbeitet u. selbstständig erwogen, zu neuen Resultaten verarbeitet. Die athen. Regsamkeit u. ein lebendiges Interesse für alles Schöne u. Ideale schufen auch dieser philosophischen Thätigkeit einen eigenen, fruchtbaren Boden. Hier fanden die Sophisten im öffentl. Leben, in Gymnasien, Palästren, auf den Sammelplätzen für den gesellschaftl. Verkehr der Bürger einen günstigen Boden.

Später ist die Phil. als das Leben sie nicht mehr trug, in die Schule eingerückt: das Gedächtniß fing an in Anspruch genommen zu werden, um die Schulsprache u. die systemat. Ordnung festzuhalten; sie wurde nun als freies Eigenthum der Gebildeten u. Gelehrten, die Gemeinschaft des geistigen Lebens war nicht mehr vorhanden. Auf dem Übergange steht die große Erscheinung des Aristoteles, der die freie geniale Speculation mit schulmäßiger Systematisirung, technischer Sprache u. einem unermeßlichen histor. Material von Gelehrsamkeit verband. Ueber die Speculation des Plato u. Arist. kommt die Philosophie nicht hinaus, es finden nur neue Umarbeitungen der früheren großen Geistesresultate statt. Indessen war auch die spätere Phil. noch berufen, manches zu leisten: der Einfluß des Orients u. des Christenth. drängte zum Widerstand oder Aufnehmen; vor allem entwickelten die Neuplatoniker eine wichtige Thätigkeit. Der Gnosticismus u. die apologetischen Bestrebungen des Heidenth. haben sehr bedeutende Resultate erzielt, sofern aber die griech. Phil. mit dem Heidenthum sich innerlich verbunden hatte, mußte sie untergehen, indeß zeigte sich, daß jene Verbindung keine so unauflösliche war, die griech. Phil. sich nicht so gebunden hatte an die traditionelle Mythol. als daß sie sich nicht auch mit dem Christenth. hätte in fruchtbare Verbindung setzen können. Es war ihr gelungen sich über die Schranken der Nationalität zu einer rein menschl. Betrachtung zu erheben u. jene Verbindung lebt noch heute in lebhafter Fortwirkung.

Die griech. Phil. hat auch wichtige Beziehungen auf das prakt. Leben gehabt, an die Stelle des bewußtlosen Glaubens setzte sie das freie Bewußtsein u. indem sie die alte

Grundlagen des Lebens geistig zerstört, macht sie den mißlungenen Versuch, eine
neue Grundlage dafür an die Stelle zu setzen. Indem nun jede Subjectivität im
Denken frei wurde u. in mannigfachster Richtung auseinander ging, verlor das Volk
sein allgem. sittl. Urtheil, es war nicht mehr derselbe Maßstab für Recht u. Unrecht
vorhanden u. es gelang der Phil. nicht, eine neue Sittlichkeit aus sich zu schaffen,
u. sie im Bewußtsein des ganzen Volkes lebendig zu machen. Die versch. Schulen der Phil.
trugen wesentl. dazu bei, die Sittlichkeit zu zerstören, indem sie den Egoismus des In-
dividuums zum Princip nahmen u. alle Pflichten, welche der Einzelne gegen die Gemein-
schaft hat, verläugneten. Von der Art waren die cyrenaischen Sekten – Vgl. Diog. Laërt. II. 96 sq.

9/3

<u>Die Römer</u> haben vor der Berührung durch die Griech. sehr geringes geleistet u. sind
zur eigentlichen Philosophie aus eigenen Mitteln nicht gelangt, sie hatten nur den
Standpunkt der Lebensweisheit erreicht, wie er von den 7 Weisen bezeichnet wird.
In der Sphäre der Praxis des Rechts entwickelten sie eine großartige Thätigkeit u.
practischen Scharfsinn, u. so bildeten sie eine Seite des menschl. Geistes aus, die den
Griechen fremd geblieben, wo für jede Stadt ein besonderes Recht galt, wo Privat-
öffentl. Recht mit einander vermischt, mit den Bürgern fortlebten u. sich fortbildeten.
Daher gab es bei ihnen nur Volksrecht u. kein Juristenrecht, ebensowenig eine
Wissenschaft des bestehenden Rechts, höchstens Zusammenstellungen alter Gesetzge-
bungen. So Aristot. in den verlorenen πολιτεῖαι, schrieb περὶ νομι-
ber u. das hatte bei den Griech. zugleich einen Drang auf die speculative Betrach-
tung, das Recht wurde insofern zur Wissenschaft, als sie es speculativ erforschten u.
einen idealen Staat u. Gesetzgebung construirten. So entstanden die Republik
u. die Gesetze des Plato, die Politik des Aristoteles. Solcher Werke gab es sehr viele.
Den Römern kam niemals der Drang, ihr Recht speculativ zu betrachten u. einen
idealen Staat zu construiren. Das Recht beruhte bei ihnen auf alter Tradition, es
war nicht Eigenthum des ganzen Volkes, sondern der Aristokratie; das Zwölftafel-
gesetz war freilich ein allen zugängliches Gesetz, es enthielt aber nur allgem. Nor-
men; die Anwendung u. Kenntniß der Normen war ausschließlich Besitz der Ari-
stokratie, u. die Beschäftigung respondere de jure, jurist. Rath zu ertheilen, eine
vorzügliche Auszeichnung des Patronen, gegenüber den Clienten.
Sehen wir von diesem Juristenrecht ab u. von der Kenntniß des Kriegswesens,
der Agricultur u. Baukunst (bei der auch nur das Nützliche, nicht das Schöne berück-
sichtigt wurde – Cloaken, Wasserleitungen, Heerstraßen –) so ist von der idealen
Bildung in ihnen kaum eine Spur zu finden – sich zu erheben über die Praxis
zur Abstraction, zur Idee, welche durch die mannigfache Praxis hindurchgeht,
lag nicht im röm. Geist, war mit ihrer Verstandesrichtung nicht verträglich.
Die Griech. brachten ihnen alles fertig u. vollendet zu, allein ~~für die~~ Phil.
gewannen sie nie einen tieferen Interesse, noch auch thaten sie eine originelle
Leistung. Ihnen erschien die Phil. als müßige Speculation von Leuten, die nichts zu
thun hätten, sie nahmen sie erst nach u. nach an als Gegenstand des geist. Luxus
u. formale geist. Gymnastik, obwohl die Griech. sie als Lehrerin des Lebens gesehen
u. an Stelle der Religion gesetzt hatten.

Cicero hat das grosse Verdienst, eine gelehrte Sprache der Römer geschaffen zu haben,
er ~~welche~~ keine Philosophie, sondern vollständig abhängig von den Griech. u. versucht es sehr
selten selbständig zu sein, wie im 3 B. de off. welches Panaetius nicht geschrieben hatte, wes-
wegen auch seine Arbeit ziemlich ärmlich ausfiel. Die Gegensätze der vielen Schulen der
Phil. verschwammen bei den Röm. daher griffen sie auf den Pfad des Eklecticismus, ohne wahr-
zunehmen, daß dabei innerl. Widersprüche entstehen. Nach Cic. hatten eine solche Richtung die
Sextii u. Fabianus Papirius, der aus stoischer u. pythagoreischer Philosophie ein für die
Röm. zugängliches Gebäude practischer Moral aufrichtete u. mit dem Glanze der Beredt-
samkeit ausstattete; es war das eine Phrasenbegeisterung, die zwar oft eine schöne u.
vollendete Form annahm, ohne dauernd für das Ideale gewinnen zu können.
So ist es mit der stoischen Philosophie. Die edelsten, sittl. Kräfte der Kaiserzeit hatten
sich ihr zugewendet u. dieser Kreis bildete eine Opposition gegen die Tyrannei der
Kaiser; sie wollten der Freiheit einen neuen Boden erringen, entweder durch
Wiederherstellung der Republik oder durch practische Mässigung der unbeschränk-
ten Tyrannei – wie Paetus Thrasea, Helvidius Priscus – aber die speculative
Seite der Phil. war diesen Stoikern fern u. fremd. Die Phil. hatte für sie einen
pract. Zweck, sie sollte die Gemüther stärken, um die Tyrannei zu ertragen
u. dem Tod mit Gemüthsruhe entgegenzugehen. Seneca ist der vorzüglichste
Ausdruck dieser Philosophie; der speculative Werth seiner Schriften ist sehr gering,
etwa wie bei Cicero. Mit Nutzen beschäftigt er sich mit den Elementen der Logik,
auch verbindet er den Epicuraeismus, so viel er kann, mit dem Stoicismus. Sein
Verdienst liegt in seiner ungeheuren Beredtsamkeit, durch ihren Schwung will er
die Herzen mit sich fortreißen – eine solche Einwirkung ist natürlich nur momen-
tan. Seneca war eines edlen Aufschwungs fähig, allein er besaß auch die Schwach-
heit, oft seinen Grundsätzen untreu zu werden. – Chalcidius u. Boëthius gehören
einer späteren Zeit an. – So ist die Phil. bei den Röm. nie populär geworden, weil
sie die Ruhe eines unbeschäftigten, von der Praxis nicht beanspruchten Lebens
nicht kannten; die Griech. lebten fortwährend in Muße, während die Röm. stets
occupati erant. In der Kaiserzeit. hatte der Röm. zwar auch Muße, aber ihre
Natur war eben eine andere; er beschäftigte sich mit histor. Gelehrsamkeit,
die der rhetorischen Bildg. diente, u. sie haben in diesem Fach staunenswerthe
Leistungen aufzuweisen: Männer von einer allumfassenden Gelehrsamkeit,
wie Varro, Plin. maj. Verrius Flaccus sind sehr selten gewesen. Wenn wir
aber in summa ihre Leistungen zusammenfassen, müssen wir sagen, daß
die eigentliche fruchtbare Production, wie die ideale Production in jeglicher
Kunst mit unendlichem Uebergewicht bei den Griech. liegt, daß die Röm.
nur untergeordnete Träger jener Cultur gewesen sind, sie nachgeahmt u.
in ihre Sprache zu übertragen sich bemüht haben. Nach der Seite der Verstan-
desrichtung hin haben sie hingegen die griech. Cultur vervollständigt; für Politik,
Recht u. auf allen practischen Gebieten haben sie durch ihre großen Leistungen die
Griech. ergänzt u. so sind beide Nationen die Grundlage geworden für die
Cultur aller Nachwelt.

12/3

der Philosophie ist es in der Gesch. nicht darum zu thun, den Geist des Alterth. zu er-
fassen, sondern überhaupt den Fortgang des menschl. Denkens zu erforschen, ohne Rück-
sicht auf Nationalität. Die Phil. hat sich des Charakters der Nationalität zu entkleiden, in-
dessen kann ihr das niemals gelingen und somit bleibt für Histor. u. Philol. die Aufgabe übrig,
die Phil. von der nationalen Seite zu betrachten. Kritik u. Exegese der Documente, der Frgm.
alter Phil. bleibt dem Philol. übrig. In der Philos. hat der Geist des Alterth. seinen höchsten u. allgemeinsten Ausdruck gefunden.
Mit den Fragmenten alter Philosophen ist oft grosser Mißbrauch
getrieben worden – es versteht sich von selbst, daß die Geschichte der
alten Philosophie wesentlich zur Philologie gehört.
Die älteren Bearbeitungen der Gesch. der Philosophie sind nicht
genügend, es sind mehr Zusammenstellungen des Materials so
von Stanlejus, Christoph Meiners, Jakob Brucker, Tennemann (11 Bd.)
Buhle, Lehrb. der Gesch. der Phil. Götting. 1796-1804 – Krug
jetzt sind zu empfehlen: Heinrich Ritter, Gesch. der Philos. alter
Zeit – zuerst Hamburg 1829-36 in 4 Thln – dann 2te Aufl. – fortgesetzt
in der Gesch. der christl. Philos. – Vollständig u. gründlich gearbeitet
ist Brandis, Handb. d. Gesch. der griech. u. röm. Philos. 1836 erschien
Bd I, 1857 der IV bis auf Aristoteles – Branis, Gesch. der
philos. seit Kant, I Bd. – Zeller, Philos. der Griech. 3 Bde,
2 Ausg. Tübing. 1856 – Heinr. Ritter u. Ludw. Preller, historia
philosoph. graecae et romanae ex fontium locis contexta – 2 Ausg.
Gotha 1857 von Preller allein besorgt. – Hegel – außerdem eine
Menge von Monographien über Plato, Aristot. u. a. Ueber
Plato – Ast, Plato's Leben u. Schriften 1816 – Schleiermacher –
C. Fr. Hermann, Gesch. u. System der platon. Philos. – 1836 –
Susemihl – Steinhardt – Ueber Aristoteles vgl. Stahr – Gesch.
der aristot. Philos. im Mittelalter 4 Bde – Biese – Trendelenburg
elementa logices aristotelicae, Berlin 1836; Id. Erläuterungen
zu den elementen – dann einzelne Untersuchungen über die Zahl
des Plato – Cousin – Glaser, die Metaph. des Aristot. Berlin 1841
Schleiermacher, über Anaximandr. u. Heraclit – mehrere Monogr.
über Democrit (Mullach) – Brandis, commentationes eleaticae
u. über die Zahlenlehre der pythagor. u. plat. Rhein. Mus. 1829.

Kriesche – bei den Römern ist die Literatur bei weniger reich – über Cicero – Kühner – über Seneca u. Stoiker – Dorbenz (sehr mangelhaft). –
Die Philos. bildet den Mittelpunkt aller andern Wissenschaft – zum Theil waren die übrigen, einzelnen Wissenschaften, wenigstens in ihren Anwendungen, schon früher vorhanden – sie liegen ausgedrückt in der Mythol. – später in einzelnen Anwendungen des gewöhnl. Lebens. Die speciell=wissenschaftl. Behandlung dieser einzelnen Fächer hat mit der jonischen Philos. begonnen – Mathematik, Astron. u. Geograph. haben ihre Anfänge im Thales – die Mathematik blühte dann weiter in der pythag. Schule – zum Abschluß gelangten sie durch die Alexandriner. – Montuchat u. Bossut – Kaestler, Gesch. der Mathematik; Poppe – Tübing. 1826 – Gerstenberg, Gesch. d. mathemat. Eisenberg 1848 – Drieberg, die arithm. der griech. Leipz. 1819 u. 21 (2 Bde) – Schaubach, Gesch. der griech. Astron. bis auf Eratosth. Götting. 1802 – Ideler, histor. untersuch. über die astron. beobacht. der griech. Berlin 1806, Id. über das Kalenderwesen d. griechen u. Römer – u. handbuch der chronologie Berlin 1826 – Bailly, histoire de l'astron. ancienne et moderne, Paris 1805. –
Einzelne Schriften über Ptolemaeus, Eratosth. Pythagoras
Lüders, Pythag. u. Hypatia od. die mathem. der alten, Leipz. 1807 – Fabricius, libellus de mensibus, Hamburg 1712 – C. Fr. Herm. über griech. monatskunde, Götting. u. id. de anno delphico (progr) – Dirksen, de partibus diei et noctis u. Walkenaer (franz. Akad.) über eintheil. der stunden bei den Röm. – l'Institut 1842 Septemb. –
Ueber die karten des Ptolemaeus u. die angaben über die itinerarien von Fr. Willberg 'die construct. der allg. karten des Eratosth. u. Ptolemaeus' Essen 1832. –
Mit der Mathematik in Verbindung steht die Mechanik, Musik, Taktik – Ueber die Physik der Alten von Fr. Drieberg, über die pneumat. erfind. der griech, Berlin 1829 – Wilde (Emil), Gesch. der optik – Berlin 1843, 2 Bde) –

Die Mechanik ist von Archimedes besonders gefördert worden -
Ktesibius, Hero, Philo u. die Kriegsbaumeister im Athenaeus (!)
(περὶ μηχανημάτων), Apollodor zur Zt. des Hadrian, Anthemius
zur Zt. des Justinian - die Mechanik lehnte sich vorzugsweise
an den Kriegsgebrauch an, wissenschaftl. u. practisch gebildete Leute
wurden von den einzelnen Städten gehalten - von einem solchen
Philo, Byzantier, Schüler des Ctesibius u. Zeitgen. Zt. nach der Belagerung
in Rhodus unternommen - schrieb ein großes Werk über diese Wissenschaft-
davon nur 2 B. angeblich erhalten - Haase, allgem. Encyclop. d.
Wissensch. (Brockhaus), Artikel "Philo" - dann Hero, πνευματικά
αὐτοματοποιητική, περὶ χειροβαλλίστρας - περὶ διόπτρας (noch ungedruckt)
u. βαρουλκός (in arab. Uebersetz.) - Von Archimedes eine Äuße-
rung bei Plut. im Leben des Marcell, der sich über die Erniedrigung
dieser Wissenschaft zu bloß pract. Künsten beklagt. -
Die Naturw. sind noch nicht wissenschaftl. behandelt worden -
doch giebt es manche schätzbare Arbeiten über Aristot. u. Aelian,
dann auch bei Plinius - Lenz, Zoologie der alten - über die Bo-
tanik der Alten ist am fleißigsten gearbeitet worden von Kurt
Sprengel u. Beier - Henschel (in Breslau †) "de Aristotele bota-
nico philosopho 1824 - u. Wimmer, phytologiae Aristotelicae fragm.
1838 - dann ed. Theophrast de plantis u. s. - Billerbeck, flora
classica, Leipzig 1824 - sehr unzuverlässig - Groshans, prodromus
faunae Homeri et Hesiodi Lugd. 18 2 fasc. - In der Minera-
logie: Gottl. Schneider, analecta ad histor. rei metallicae veterum Ludw. Lohne,
mineralog. d. alten. Prag 1799 - Einzelne Zweige der Naturw.
griffen sehr in's pract. Leben ein - Xenoph. περὶ ἱππικῆς u.
hipparchicus - Joach. Camerarius, hippocomicus s. de curandis
equis etc. - Herm. Hugo, de militia equestri antiq. et nova,
Antverp. 1630 in fol. - Ueber Jagd: Xenoph. κυνηγετικός - Arrian -
Appian, cynegetica, aleutika, ; - Gratius u.
Nemesianus (über Jagd) - (rei accipitrariae scriptt. ed. Rigaltius (?)

13. 3.

Hieran schließt sich die Medicin – sie leitet sich von der Götterwelt
ab u. schreibt sich den ältesten Ursprung zu – die ersten Anfänge
sehr schwache Chirurgie – Machaon Stammvater der Asklepia-
den – an den Asklepios vorzugsweise schloß sich die Medicin an –
seine Tempel Zufluchtsort für Kranke – Asklepieion in Athen,
wohin Krantor sich begab – Diog. Laërt. IV. 24 – Kranke von [illegible]
worin die Art der Krankheit u. die Mittel gegen sie angezeigt
wird – Vandale de oraculis p. 100 – auch in andern Tempeln wurden
Kranke gepflegt – in dem des Apollo u. der Isis – Diod. I. 3, 28.
Fr. Aug. Wolf. Misc. p. 411 sq. – (Halle 1802) –
Zweckmäßig wirkende Mittel wurden gesammelt u. so die
Priester zu Aerzten – einer der berühmtesten Asklepiostempel
war auf der Kos-Insel 600 – aus dem Geschlechte der dortigen
Asklepiaden stammt Hippocrates – einer der bedeutendsten Geister
des Alterth. – der Vater des Aristot. Nikomachus war
Arzt des maced. Königs Amyntas u. auch er leitete sein
Geschlecht auf den Machaon zurück – Diog. Laërt. V. 1 – Auch
der gew. Xenoph. Leibarzt des Kaisers Claudius, leitete sich
von Asklepius ab – Tac. Ann. XII. 61. –
Eine andere bedeutende Anregung für die Medicin ging aus von
der Gymnastik – sie wurde bei [illegible] Personen als Heilmittel
angewendet – der berühmte Herodikos aus Selibria (in Thracien)
führte diese Verbindung durch u. zeigte die Wirksamkeit an
seinem eigenen schwächlichen Körper – Plat. resp. III. p. 406, Phaedr.
p. 2. (c. not. Heindorf.) – Aristot. rhet. 5 – cf. auch Ael. var. hist.
IV. 15, 9. – So war die ältere Richtung der Medicin – auch
schon bei Hippocrates, vorzugsweise eine diätische – Gymnasten-
Aleipten u. Iatraleipten – die die Einreibungen mit Oel be-
sorgten. Als die Gymnastik längst schon verblüht war, erhielt
sich doch die gymnast. Diät – auch noch zur Zt. der Römer – vgl.
Galenus, πότερον ἰατρικῆς ἢ γυμναστικῆς ἐστι τὸ ὑγιεινόν. –

bei den Römern war die Medicin practischer entstanden, aus Haus-
mitteln – vgl. Cato R.R. – er hatte auch commentarius, quo medetur
filio, servo u.s.w. er erklärte die griech. Aerzte geradezu
für Giftmischer – den Hippocrat. Eid deutete er als geheime
Conspiration gegen die Römer um – Plin. XXIX. 6; Plut. Cat. 23.
Später hat sich die griech. Medicin in Ital. festgesetzt, ebenso wie
in Griechenland. Es gab verschi. ärztl. Anstalten u. Schulen verschi.
Weisen u. Methoden – die Philol. sollen nicht keine Notiz nehmen
von den alten Aerzten – Hippocrates ist ein eminenter Geist
u. schreibt ein schönes jonisch, Galen besitzt mannigfache Erudition
u. hat eine Menge interessanter Notizen bewahrt. Geschichte
der Medicin vielfach bearbeitet: Kühn – viele Abhandl. – Kurz-
Sprengel, versuch einer pragm. geschichte der arzneikunde 5 Bde
3 Aufl. Halle 1822-26 – Gesch. der Chirurgie v. demselben –
Hecker, Gesch. der Heilkunde, Berlin 1822 u. 29 – 2 Bde – vgl.
Ludw. Choulant, Gesch. u. Literatur d. ältern medicin –
die Geschichte der M. kann allein nicht genügen um die gesammte
Cultur des Volkes darzustellen, die Cultur zeigt sich ferner in
den Wirkungen, die von der M. ausgehen – vieles Manches ist hin-
zuzunehmen, was aus dem Leben, den Sitten des Volkes hervorgeht –
Insofern ist jeder Schriftsteller ergiebig für die Cultur gesch. jeder
nimmt irgend einen bestimmten geist. Standpunkt ein, bestimmt
durch die geist. Neigungen seiner Zt. – auch Dichter lassen eine gew.
geist. Atmosphäre erkennen, in der sie u. ihre Werke sich bewegen –
es ist von großer Wichtigkeit, die einzelnen Autoren nach ihrer
einzelnen Eigenthümlichkeit zu charakterisiren – Hofmeister,
über Herod. u. Tacit. wollte aus solchen Charakteristiken eine
besondere Disciplin bilden, die er antike Geisteskunde nennen
wollte, doch ist dazu kein Grund vorhanden – es wäre nur eine
Zusammenstellung von Fragmenten –

Solche Charakteristiken werden stets von großer Wichtigkeit sein, nur muß man an die Arbeit mit der größten Vorsicht, ohne vorgefaßten Vorurtheile sich begeben. Rötschel in seiner Werke zu über Aristoph. hat die Hegelsche Philos. in das alte Material hineingetragen. – Ferner müssen Anstalten, Institutionen, diese berücksichtigt werd, die einen Einfluß auf das griech. Leben hatten.

14. 3.

Auch hier treten manche bedeutende Personen hervor, die für die Culturgeschichte von Bedtg. sind – so Pericles, die Familie der Scipionen u. ihr Gegensatz, der alte Cato – Pericles Freundschaft mit Anaxagoras – die Scipionen stellen bei den Röm. das Eindringen griech. Bldg. dar, sogar in der äußern Lebensweise – die ganze Familie interessirte sich für griech. Cultur u. Literatur – andere röm. Patrizier dagegen waren zu derselben Zeit noch sehr zurück, so Mummius – Vell. Pat. I. 13, 4. –

Die Gebräuche u. Sitten enthalten ebenfalls einen Ausdruck der Cultur – die att. Feste – Dionysien mit den dramat. Aufführungen – diese dram. Werke setzen sehr gebildete Zuhörer voraus, diese Poesie war eine öffentl. eine volksmäßige u. aus den zahlreichen Anspielungen u. Parodien bei Aristoph. geht unzweifelhaft hervor, daß das Volk mit dieser Poesie gut vertraut war – Ein Athener wird aus den syr. Lautumien gerettet durch Citirung eines Verses aus Euripides – „er ist umgekommen, oder Schulmeister geworden“ – Es gab Relig.-Gesellschaften der Form nach, welche zugleich eine große Bedtg. für die Cultur hatten – so die θίασοι, zur Verehrung irgend eines Gottes gestiftete Privatgesellschaften – der Mittelpunkt einer solchen Gesellschaft ist stets eine ges. Gottheit, deren Cultus der Zweck der Gesellschaft ist – Sophocles stiftet einen θίασος der Musen u. zwar ἐκ τῶν πεπαιδευμένων – bei [illegible] θίασος der Aphrodite u. des Bacchus mit [illegible] θίασος des Ζεὺς Ξένιος – tritt in Verbindung mit dem θίασος des Poseidon. Diese mögen auch ferner solche Gesellschaften genannt werden, die ohne bestimmten Zweck irgend einen gemeinschaftl. Zweck

des öffentl. Lebens förderten – Dichterschulen, [illegible]schulen – der ge-
sellschaftl. Verkehr in den Gymnasien u. Palästren, an der Lesche, in
den Buden u. s. w. – des Einzelnen Geschichte u. seiner Geschichten,
mit ihren [illegible] u. a. – Ferner sind die Einzelheiten des
Privatlebens zu berücksichtigen – die Gastmähler – selbst solche Aus-
lichkeiten, in denen ein weniger edler Sinn herrschte, waren ei-
nigermaßen veredelt, indem die Sinne in ergötzender u. ästhetischer
Weise erfreut werden wollten. Ferner gehört hierher die Ge-
schichte des Buchhandels, der Bibliotheken u. Museen, die Ge-
preise des Pergaments u. a. – insbesondere aber ist ein vor-
zügl. wichtiger Gegenstand für die Cultur die Erziehung – in Sparta
hat man eine sehr geringe Ausdehnung rücksichtlich des Inhalts
der Erziehung – Turnübungen u. Taktik, daneben eine gew. Ver-
bindung mit der Kunst – die Taktik stand in naher Verbindung
mit der Tanzkunst – dazu kam Musik u. Gesang, überlieferte alt-
ehrwürdige Gesänge in der alten überlieferten Musik, daneben wenig
Sinn für moderne oder ausländische Cultur – die hauptsächlichste Bildung
geistiger Natur bestand in dem feinen kurzen, epigrammatischen
Rede. Ganz anders war es bei den Athen. wo die ἐγκύκλιος
παιδεία die Gymnastik, Musik u. Grammata umfaßte – die
Musik war ein Theil der ethischen Erziehung u. wurde nicht bloß
von der ästhetischen Seite betrachtet – die γράμματα umfaßten zu-
nächst Lesen u. Schreiben, damit wurde in Verbindung gesetzt das
Lesen u. Auswendiglernen der Dichter, eines Homer u. a. ge-
feierter Dichter, die in den Schulen gelesen u. interpretirt wurden
Daß sicher Homer wirklich Volksdichter war, daß fast alle Griech.
ihn zum Th. auswendig wußten, ist bekannt – Anekdote vom
Alcibiades –
Hieraus würde das Bild der Gesammtcultur in ihrer successiven
Entwickelung zu gewinnen sein, u. zwar in ihren drei Stufen. –
Wie die Mythol. die frühern Wissenschaft u. Kunst ungemischt zu-
sammen enthielt, enthalten wachs. andere Leistungen in ältester
Zt. Kunst u. Bildung gemischt – hierher gehört auch die alte
Technologie – was die äußere Stellung der Arbeiter betrifft.

so gehört sie in die Antiq. – Die Handwerker sind Sklaven unter Aufsicht eines ἐπίτροπος, der ebenfalls Sklave ist – der Herr bekümmert sich nur um die allgem. Beaufsichtigung – oder es sind auch ärmere Bürger u. Fremde, μέτοικοι – in Sparta sind es außer gew. Handwerksgeschlechtern, die περίοικοι, welche diese Arbeiten betrieben; in Athen sind es die Θῆτες – die bei Hom. ἐπίκουροι sind – hier aber ein besonderer Stand, gebildet durch die niedrigste Bürgerklasse, ursprünglich wohl kastenartig vereinigt u. in besonderen Geschlechter verhaft – Socrates war der Sohn eines Bildhauers aus dem Geschlechte der Bildhauer, der Daedaliden. In Rom bilden die Handwerker gew. Collegien, collegia opificum – Fabrett. Inscr. antiq. 1070; Schwarz, über das collegium utricatorum in Mise. polit. human. p. 27; Mommsen, de collegiis. – Die gesch. Zustände dieser Art sind weniger bearbeitet worden. –

15.3. In welcher Vollendung sind die techn. Fertigkeiten vorhanden gewesen, ist ebenfalls eine Frage, welche die Culturgesch. untersucht. Das Wissenschaftl. wie das Künstlerische liegt ungeschieden im Handwerk zusammen, ähnlich wie in der Mythologie – erst später kann der wissenschaftl. gebildete Technologe die Gesetze des Verfahrens mit klarem Bewußtsein angeben. Das führt uns in eine Menge von Specialitäten, in den ganzen Hausrath, die versch. Geschirre u. Geräthe – von vielen wissen wir noch nicht die Bestimmung. Als Gesammt. der Gegenst. dieser Art kann bemerkt werden, daß der Schönheitssinn auch bei diesen Gegenst. des tägl. Lebens sich bewährt hat – wie in der Baukunst. Was die hierher gehörige Literatur anbetrifft, so giebt es eine Menge von einzelnen Untersuchungen, aber noch kein größeres u. gründl. Werk. Viel umfassen die Schriften von Beckmann – Beitr. zur Gesch. der Erfindungen – Franz (Joh. Chr.) Leitfaden zu Vorlesungen über die Gesch. der Erfindungen 1796. Schneider Saxo in seinen Commentaren z. B. bei Xenoph. de venatione – derselbe: eclogae physicae 2 Thle. – Manches schlägt sehr in das Wissenschaftl. ein – Bearbeitg. der Metalle – über die Methode der Bearbeitg. noch mancher Zweifel übrig – samische Gefäße.

Nausmann, de arte ferri conficiendi veterum, Göttingen 1819. –
Blasius Caryophilus, de antiquis auri, argenti, stanni, ferri plumbique
fodinis, Wien 1757 – Carl Chassaude Florancourt, über die Bergwerke der
alten, Göttingen ? ¹). Böckh, Berl. Ak. 1876 – Ludw. Ross, über
das Pentelikon bei Athen u. seine Bergwerke – Kunstblatt 1832 u. f. 57.
Ueber den Ackerbau – die älteren griech. Schriftsteller verloren
mit Ausnahme des Hesiod – Späte Sammlung γεωπονικά in Byzant.
Zt. von Cassianus Bassus unter Constant. Porphyrog. – Niklas,
Leipzig 1781 edidit – Mehr bei den Römern – Cato, Varro, Colu-
mella, Palladius, Virgil – Gessner u. Schneider ed. –
Diese Wissenschaft der Agricultur war bei den Griech. selber sehr
mannigfach ausgebildet – Varro führt die große Zahl von griech.
Schriftsteller an – Oeconom. des Xenoph. u. Aristot. – man unterschied
barbar. dor. u. attische Agricultur – Auch die Punier haben sich
mit der Theorie des Ackerbaues beschäftigt, Sallust erwähnt des
Mago des Hiempsal, ins Lat. übersetzt. Spuren der antiken
Agricultur lassen sich auch bei andern Völkern wiedererkennen,
so in Deutschland – Mohne, Urgesch. des bad. Landes bis zum 7.
Jahrh. – Karlsruhe 1844 1. Bd. – Vgl. auch Dixon, de l'agriculture
des anciennes Paris 1802, 2 Bde – Kembter, veterum scriptt. de
re rust. praecepta in dialogos collecta, Augsburg 1760.
Grivaud de la arts et metiers des anciens representés par
les monuments, Paris 1826. –
Manches hat auch ein künstler. Interesse – so die Ueberein-
Sitz in Phrygien – die architekt. Verzierungen
stimmen unter dem Einfluss solcher Muster von den ältesten Werken
Königsgräber – Ueber die Bäckerei, das Denkmal des M. Virgil.
Eurysaces, röm. Bäcker aus der Zeit der Republik – O. Jahn, Roma 1839
I bassirilievi e les inscriptions pictorial monumento di Marco Virgilio Eurysace
spiegati da Otto Jahn con tavole – Die meisten Notizen unter den Alten
geben Athenaeus u. Pollux (B. VII). –
sie könnten gesagt werden, wenn es doch möglich sei, daß der Philol.
als solcher alle diese nachst. Wissenschaften der Alten kennen u.
verstehen soll, die doch ein fast unübersehbares Gebiet ist. –

¹) Platemeier, Gesch. des Bergbaus der Alten.

Hierbei ist zu sagen, daß die Philol. sich schwerlich dadurch verschre-
cken lassen – es gehört in der That in das Gebiet der Philol. – man
kann nicht verlangen, daß jeder Einzelne dieses ganze Gebiet
beherrschen u. durcharbeiten soll. Die Ph. hat als solche die Tendenz,
zu allgem. menschl. Wahrheiten zu gelangen u. sich loszumachen
von der speciell nationalen Bekanntschaft. Das Lehrb. des Euclid.
interessirt z. B. den Mathematiker, der aber über das spe-
cielle Wesen der Griech. daraus nichts lernen kann – dasselbe
gilt auch von andern Wissenschaften – wichtig ist nur die Philos.
Geschichte derselben darf sich kein Philolog erlassen. –

16.3.

III. Das Gebiet der Kunst.

Entsprechend dem Inhalte muß auch die Form des geist. Lebens
eine besondere Entwickelung haben – diese ganzen Th. könnten wir
auch die antike Aesthetik nennen. Das Alterth. ist nur zu betrachten
als eine Stufe menschl. Entwickelung überhaupt mit ihren verschied. Pha-
sen, die eine vorhergehende u. eine nachfolgende Entwickelung hat.
Die vollendete Kunst kann auch im begabtesten Volke nicht früh
u. nicht plötzlich entstehen, sondern muß erst das Resultat einer
allmähligen Entwickelung sein – sie wird dort erreicht, wo sich
die vollkommenste Einheit zwischen Form u. Idee herausstellt.
Beides muß natürlich bis zur Vollendung entwickelt sein, der
Mensch muß im Stande sein, in seiner Subjectivität diese beiden
Elemente der Kunst zu vermitteln u. zu verbinden. Dies
setzt aber ein weit vorgeschrittenes geist. Leben voraus.
Die Technik muß zu einer hohen Stufe der Vollendung gediehen
sein, andererseits muß er die Idee, die in der Kunst zum
Ausdruck kommen soll, mit Klarheit aufzufassen im Stande sein,
er muß sie so bestimmt anschauen, daß er eine treffende Vor-
stellung davon haben kann, welche sinnl. Gestalt auch für sie die
entsprechendste sein wird. Um die Idee so zu fassen, gehört dazu
eine weit vorgeschrittene Entwickelung des geist. Lebens.

Der Anfang hierzu beginnt von dem Punkte an, wo sich das griech. Leben überhaupt zu entwickeln begann – es giebt auch eine weltgeschichtl. Entwickelung der Kunst, die wir mit Hegel in 3 Stufen zerlegen können: die symbolische, klassische u. romantische. Die klass. Stufe ist die Mitte davon – wir müssen im Allgem. die Untersch. dieser 3 Stufen bezeichnen. – Die symbolische Stufe können wir auch die orientalische nennen – in ihr bildet sich die Idee, die zum Ausdruck kommen soll, noch nicht rein aus als eine für sich bestehende – der Mensch ist noch abhängig von den Eindrücken der ihn umgebenden Natur, seine Ideen sind noch nicht klar u. mit seinem Bewußtsein geschafft, alle Eindrücke, die er empfängt, sind wesenlos u. unbestimmt – ebenso lange können die Ideen natürlich auch keine bestimmte Kunstform verlangen, vielmehr kann jede unbestimmte Idee, jene Gestaltungen, nur eine Form finden, wenn sie nur angedeutet werden; ihre Beziehung auf den geist. Inhalt ist eine mehr oder weniger willkürliche – wesenlos u. unklar. – Die Kunst wird daher nothwendig für diejenigen Gestalten, welche über den symbol. Standpkt hinaus sind, unausgedrückt u. unklar – sie erscheint abenteuerlich u. willkürlich. Dieser Standpkt war dem Orient eigenthümlich u. ist dort immer mehr entwickelt worden, der Fortschritt hat wesentl. in der Vervollkommnung der technischen Fertigkeit gelegen, während der geist. Standpkt. im Allgemeinen derselbe blieb.

Die Griech. verwandt von Ursprung her mit den oriental. Völkern haben natürlich auf demselben Standpkt gestanden u. ihn auch herüber mitgebracht – auf der ersten Stufe des griech. Lebens werden wir daher nur solche Anfänge der Kunst erwarten können, die dem orient. Standpkt. sehr verwandt sind. Es war aber die Aufgabe des griech. Volkes sich über jenen symbol. Standpkt der Unfreiheit zu erheben u. das ist auch geschehen, indem es sich allmählig zur Klarheit u. Bestimmtheit der Idee ebenso erhebt, wie zur Klarheit u. Bestimmtheit der Form.

Das erste. Unfaßbare wird in eine Menge einzelner Gestalten zer-
legt, von denen jede eine bestimmte Idee u. Begr. hat – so entsteht
die plastische Darstellung der einzelnen Göttergestalten. Dadurch
erreichen die Griech. allmählig die volle Einheit von Idee u. Form,
die Blüthe der Kunst – u. dieser Char. ist der eigenthüml. der klass.
Kunst (in ihr ist jene plastische u. klare Darstellung der Gestalten
das Eigenthümliche.

Einen Gegensatz dagegen bildet die romantische Kunst; sie geht
vom Christenth. aus, von der Lehre des Geistes, wo nur das allgem.
Geist. als das Berechtigte erkannt wird – der Mensch kann sich erheben
über die Einzelheiten der Wirklichkeit, er soll in ihnen nur das Allg.
Geistige herrschend erblicken – er soll Gott nicht in irgend einer
bestimmten Gestalt sondern schlechthin als einen Geist für sich auf-
fassen. Begeisterung wird gefordert für dieses Geistige überhaupt,
das Sinnl. erscheint dagegen als das völlig Untergeordnete, [illegible]
[illegible], – die Form für das Sinnl. hat nur insofern Werth, als
sie unentbehrlich ist, dem Menschen das Geist. zu Bewußtsein zu
bringen – so geht jene klass. Harmonie zwischen Form u. Idee zu
Grunde, die Form wird dienstbar verwendet, das Geist. zum
Ausdruck zu bringen. So lange aber der Mensch. ein sinnl. bleibt,
so lange kann er dem Streben, seine Ideen zum Ausdruck zu bringen,
sich nicht entziehen – weil aber die Idee eine grenzenlose ist,
wobei der Mensch gerade in der Anerkennung ihrer Unendlich-
keit allein sich genug thut, so ist es nicht möglich für solche Ideen
genau entsprechende Formen zu finden – es tritt etwas ähnliches
ein wie auf dem symbol. Standpkt. – die Form wird nur zur An-
deutung der Idee u. wie herrliches auch die mittelalterl. Kunst
geleistet hat, so konnte doch nie die Harmonie zwischen Form
u. Idee in vollendeter Schönheit erreicht werden.

Die Kunst zerfällt in 2 versch. Gattungen: die nachahmende,
bei welcher der Mensch keine andern Werkzeuge anwendet als sich

selbst u. die Mittel seiner sinnl. Wahrnehmung – sie enthält die Gymnastik, Musik u. Mimik. Dann folgt b) die redende Kunst, sie enthält die Kunst des Sprechens (Grammatik), Kunst des Dichtens (Poetik), Kunst des Redens u. der Prosa (Rhetorik). – c) die bildende Kunst, wo der Mensch ein Material zum Ausdruck seiner Idee macht – Architektur, Plastik u. Malerei. –

19.3.

A. Die nachahmende Kunst.

Die Alten haben allerdings in jeder Kunst Nachahmung gesehen, indem jede die Idee nachahmend zur Anschauung bringen will, die ihren Inhalt bildet. Indessen kann diese erste Abth. mit Recht nachahmend genannt werden, da der Mensch in ihr kein äußeres Material zur Durchführung der Idee braucht, als die sinnl. Bewegungen. Diese Art der Kunst ist die niedrigste u. wohl auch ursprünglichste – sie stellt sich nur durch sinnl. Bewegung dar, die vorübergeht, so daß diese Künste nur an den Moment ihrer Ausübung gebunden sind – sie hinterlassen keine dauernden Denkmäler, sondern nur momentane Erinnerungen, die nur dann erneuert werden können, wenn sich andere Künstler derselben annehmen – in Wort oder Material – die letzteren Art fällt freilich nur einem einzelnen Moment jener Ausübung der – Von dieser Künste wissen wir am wenigsten, weil keine direkte Ueberlieferung möglich ist – die Gymnastik ist am vollständigsten durch die Literatur überliefert.

a. Die Gymnastik.

Sie ist schon früher erwähnt worden, einmal als Bestandtheil der Erziehung, dann als ein Element der Wissenschaft (bei der Medicin) – hier haben wir sie als schöne Kunst zu betrachten, sie hat den idealen Zweck, die menschl. Schönheit in ihrer Vollendung darzustellen, die Harmonie zw. Anmuth u. Kraft – Aber selbst auch das sittl. Element – denn die sich überwindende Ausdauer erhebt diese Kunst zu der Höhe, daß sie nicht nur die rein sinnl. Schönheit darstellt, sondern zugleich Tapferkeit u. sittl. Ausdauer.

Von u. früher Zt. hat sich diese Kunst ausgebildet – angewandt zur Verherrlichung der Feste – erfunden, daß schon bei Homer die Gymnastik einen hohen Grad von Ausbildg. erreicht hat – Hom. Od. VIII. 120–250 u. Il. XXIII. 258–897. Die Götter sind wie bei andern Künsten, so auch bei dieser die Ideale der Vollendung davon, ihnen werden die Erfindungen beigeschrieben u. die idealsten Leistungen – dem Menschen gereichen diese Leistungen zum größten Ruhm, er wird als das Höchste betrachtet – Hom. Od. VIII. 101. 147 – Es waren vorzugsweise Könige u. Adelsgeschlechter die die Gymnastik ausübten, später hat sie sich u. ihre Sphäre fortgeändert u. sich allmählig ausgebildet, indem sie allen freien u. liberal gebildeten Bürgern gemeinsam u. unerläßlich wurde. Diese Ihre zeigte sich auch nicht nur in einzelnen localen Festen, sondern auch bei den allgem. Nationalfesten bildeten die gymnast. Spiele den wesentl. Bestandtheil. – Dort hier wetteiferten die Männer mit einander, die herrlichste Blüthe der Jugend des gesammten Hellas. Welche vorzu[illegible] fahren – hier war vorzugsweise der Sieger angeregt, da hier der Ehrgeiz mehr wachte, als bei den Wettkämpfen einzelner Volksgemeinden. Daher die hohe Schätzung jener Kunst u. der auch übertreibenden schimmernde Ruhm der Sieger in Athen. Dieser Eifer hatte natürl. auch Uebertreibungen zur Folge u. Nachtheile für die Kunst – der eigentliche Zweck, die ganze [illegible] nach Ausbildg. des Mannes hintenangesetzt u. nur die einseitige Fertigkeit angestrebt, die ihn zum Siege führen sollte – so bildete sich aus der Gymnastik die einseitig betriebene Athletik heraus – alle Mittel der Kunst u. Lebensweise, auch der medicin. Kunst wurden angewandt, um die Einseitigkeit bis aufs Äußerste zu treiben – woraus die Folge war, daß viele gepriesene Athleten zu nichts Anderem tüchtig waren, als zu diesem einen Fach. Ihre Diät war die ausschließlich vorgeschriebene gebunden, ihre Uebungen streng u. genau geregelt, so daß sie für nichts Anderes leben konnten –

Dies traf indessen nur zwei Arten des Kampfes – hauptsächl. das Pankration – am allerwenigsten das Pentathlon – der eine vielseitige Ausbildg. nöthig war, so waren diese am besten ausgebildeten u. die schönsten – (Sprung, Lauf, Diskoswerfen, Speerwerfen, Ringen) Außerdem ist noch zu bemerken, daß die Gymnastik sich stammmäßig ausbildete unter dem Einfluß des eigenthüml. Charakters – die Jon. gaben ihr vorzugsweise die Richtung auf Anmuth, wobei die Kraft etwas zurücktrat – vorzugsweise bildeten sie den Tanz aus – so werden schon im Hym. ad Apoll. die jon. Tänze gepriesen. Zu einer festen Ausdauer u. gleichmäßigen Ebenmaß hatten sie keine sittl. Kraft – die Aeol. bildeten vorzugsweise die Kraft aus mit Verletzung der Anmuth. Die Dor. dagegen u. vorzugsweise die Spartaner hatten zwar auch vorwiegend die Richtung auf die Kraft, jedoch war dies nicht so einseitig wie bei den Aeol. es war aber auch weniger der ästhet. Sinn, sondern der sittl. der die Kunst bei ihnen hob, sie wollten harmon. Ausbildg. aller Kräfte u. aller Glieder des Menschen, die Gewandtheit u. Tüchtigkeit in jeder Beziehung, u. so erreichten sie, daß sie die schönsten u. größten Männer in Griechenland waren. Die Athen. dagegen haben am meisten dem Künstler-Ideal nachgestrebt u. Anmuth u. Kraft in schönster Harmonie bewahrt – sie trieben die Kunst nicht so übertrieben wie die Spart. aber auch nicht so roh wie die Aeol. u. so weichlich, wie die Jon. – Die Klagen über die agymnasia der Jugend kehrt in späterer Zt. oft wieder – so bei Aristoph. – Wenn die liberale Gymnastik ein Lieblingsthl. der [illegible], im Allgem. den Zweck hatte, am Menschen selbst die größte Kraft verbunden mit dem Ausdruck der Schönheit, auszubilden, so gab es noch manche einzelne Übungen, die vorzugsweise als Ausdruck der Schönheit angesehen wurden – so das Ringen u. Tanzen – letzteres war oft sehr anstrengend – die sog. Pyrriche – wobei nämlich

die rhythm. Bewegungen des Körpers ausgedrückt waren. Dahin gehört ferner die Cheironomie oder Skiamachie – wobei ebenfalls rhythm. Bewegungen ausgedrückt wurden. In allen Uebungen u. Bewegungen aber, εὐρυθμία, mußte ein geordneter Rhythmus herrschen. –

Die Römer hatten keinen gymnast. Schönheitssinn, sondern faßten sie nur von der nützlichen Seite auf – Ackerbau u. Jagd – später war die aufgenommene griech. Gymnastik nichts weiter, als eine Art von Diät. Außerdem wurden gymnast. Vorstellungen auch vorgeführt, aber nur als Belustigungen für das Volk, kein anständiger röm. Bürger nahm an ihnen Antheil. –

20.3.

6. Die Musik.

Sie hat im Alterth. lange, bevor an ihre wissenschaftl. Behandlung zu denken war, als Kunst eine mannigfaltige Ausbildg. erfahren indem sie sich an den Cultus anschloß u. in ihr etwas Göttlich-Schönes gefunden wurde. Man bildete sie auch selbständig aus. Dann trat sie mit andern Künsten in Verbindung, namentl. mit dem Tanze, dem sie den Tact verlieh – im Verhältn. zu der rhythmischen Lehre welche die Bewegung beim Tanze haben sollte. Es ist sehr schwer über diese Kunst eine genaue Vorstellung zu fassen. Die Musik der Alten war viel einfacher u. plastischer – es herrschte die Melodie vor – dagegen hatten sie weit weniger Harmonie – die Vereinigung von Blase- u. Saiteninstrumenten war sehr selten u. unschön nach der Ansicht der alten Gr. Ein Zeichen von dem Niedergang ist es, daß sie das Schöne durch das Massenhafte zu ersetzen suchten – bei ihnen kamen daher auch große Orchester vor, etwa wie bei uns – Senec. ep. LXXXIV. 10. – Solche Leistungen sind den Griech. fremd gewesen; indem sich bei ihnen die Musik überall an relig. Volksfeste anschloß, war sie ebenso verbreitet, wie die Gymnast. u. ebenso feiner mäßig ausgebildet. –

Sie war ein feststehender Bestandtheil der Bildg. –
u. daher hat sie auch eine sittl. Bedtg. bei der Erziehung – schon bei Hom. –
ist zügelnde Elemente u. mäßigende neben der Erziehung – sollte
strengsten Kriegslust hinzubringen – doch bei Aristoph. die Gymnastik
wir, wie der den Verfall der Musik in Verbindung setzt mit dem finden
Verfall der alten, strengen Sittlichkeit. Indem so die Musik überall
bei den relig. Volksfesten u. in der Erziehung eine wichtige
Stellung hatte, mußte sie sich auch stammmäßig ausbilden – Tonarten
der versch. Stämme – die ältesten waren die dorische, phryg.
u. lyd. Dazu traten (dor) jon. (phryg) aeol. (lyd) mixolyd.
hypolyd. Aus Kleinasien war ein nicht geringer Einfluß
auf die Griech. geübt worden in Bezug auf die Musik – die
Lydier besaßen schon in alter Z. die Flötenmusik. Allen Tonarten
wird von den Alten ein bestimmter ethischer Char. zugeschrieben –
das dorische ernst, würdig, männlich, für Gebete geeignet, das phryg. enthusiastisch
das lyd. weichlich, das aeol. prunkhaft, das jon. weichlich, elegant
(volksth.) mixolyd. traurig, weinerlich, hypolyd. unbestimmt.
Es würde von großem Interesse sein, wenn wir wenigstens
annähernd die alte Musik wiederherstellen könnten – Franz,
de musica graeca – sucht den Grund, daß dies noch nicht gelun-
gen ist, darin, daß uns die alten Instrumente fehlen – Fortlage,
das musikal. System der Griech. in seiner Urgestalt, Leipz. 1847.
sucht die alte Notenschrift zu gewinnen – indeß, wenn es auch
gelungen ist, so kann der Versuch, die alte Musik u. ihre Verhältn.
zum Gesange klar darzulegen, noch nicht als gelungen betrachtet
werden. – Eine Composition von einer pindar. Hymne, auch
einer homer. giebt es, aber sind die Zeichen schwer zu erklären.
Bei den versch. Verbindungen, welche die Musik einging –
einmal mit der Orchestik, dann mit der Poesie – u. deren
mannichfalt. Entwickelung, lag der Fortschritt, den diese Künste
machten – im Drama haben zuletzt Orchestik, Mimik u. Musik
ihren Gipfel erreicht – der stetige Fortschritt ist noch nachzuweisen.

Indem so ein Zusammenwirken dieser Künste stattfand, müssen sie ein gemeinschaftl. Element gehabt haben – das liegt im Rhythmus der so die Metrik in ihren Kreis hineinzieht. Der Fortschritt ist in beiderlei Künsten ein sehr deutlicher. In der epischen Poesie wiederholt sich ohne allen Wechsel derselbe Hexameter, indem er nur in sich selber Mannigfaltigkeit duldet – an ihn schließt sich die selbständige Elegie, die den Pentameter hinzufügt – dann folgen die schon größeren Strophen des Alcaeus u. der Sappho – dann die frei gestalteten Str. des Pind. mit Gegenstr. u. Epodos – u. endlich bei der Trag. die künstl. Verschlingung von versch. Strophen, bis zuletzt im Dithyrambus ein Wechsel mannigfaltiger Metren eintritt. Eine entspr. Entwickelung hat wohl auch in der Musik stattgefunden – von einfachen zu complicirteren Weisen, die aber stets ein gleichartiges, übersichtl. Ganze in nicht zu weiten Grenzen eingeschlossen, bilden. Unserer schrankenlosen Phantasie näherte sich die alte Musik durch ihre Dithyramben, die ihren Verfall bezeichnen. Bei uns ist der Text der Musik gegenüber etwas untergeordnetes – bei den Alten dagegen findet ein Gleichgewicht zwischen Poesie u. Musik statt, oder die Musik ist vielmehr der Poesie untergeordnet – die Poesie wird aber durch die Musik gehoben u. getragen, weil beide in Harmonie mit einander u. in inniger Durchdringung ausgebildet sind. Darin liegt die Schwierigkeit, einen griech. Chorgesang zu componiren, die Worte müssen in ihm klar hervortreten. Das Verhältniß bei den Alten ganz klar zu machen, wird wohl nie gelingen – der Rhythmus ist das gemeinsame Element, worin diese Verbindung erkennbar wird – bei Pind. läßt sich das Verhältniß der Metrik zur Musik, die versch. Tonarten, noch erkennen, so ist von Pind. selbst bezeugt – Böckh, de metris Pindari, lib. III – das läßt sich auch auf die Trag. anwenden.

in vielen Bildern [illegible] sind wir hier im Unklaren – [illegible] über
Gesch. der Musik – Forkel, allgem. Gesch. der Musik, Leipz. 1788–1801
Franz, de musicis graecis –

c. die Mimik.

als die dritte Kunst unter den [illegible] schließt sich hier an,
[illegible] an den Tanz, [illegible] irgend eine Action dargestellt, indem
[illegible] mimische Bewegung sich zugleich in den [illegible] fügte – vgl. Herm. [illegible] 146
[illegible] Gesang sich zur [illegible] Rede verhält – [illegible] zu [illegible],
Lebhaftigkeit der südl. Völker, ihre Gedanken [illegible] auszudrücken,
[illegible] auf alle Arten von Gegenständen, [illegible]
[illegible] – übrigens waren sie die griech. Götterschaften [illegible]
verschiedenartiger Natur. Sehr bald breitete sich die Mimik
[illegible], myth. Gegenst. mimisch darzustellen, [illegible]
[illegible] der Götter [illegible] u. [illegible] zu einer [illegible].
Aufführung gelangen – Xen. symp. c. 9 – [illegible] vorzügl. Talent
für diese Darstellung hatte vorzugsweise der Dor. Stamm, [illegible]
Müller, Dor. II. 333 – [illegible] Grade [illegible] die Kunst bei
der [illegible]. Die mimischen [illegible]
[illegible] – natürl. ist mit dieser mimischen Orchestik
die Musik verbunden u. die [illegible] in der mimoi – Sophron
Pantomimik vorzügl. bei den Römern beliebt – wegen ihrer
[illegible] u. [illegible].

B. Die bildende Kunst.

21.3.

Bei diesen Künsten, die einen so großen Reichthum [illegible]
willkommener Werke hinterlassen haben, kommt es viel auf die [illegible]
[illegible] Kenntniß ihrer Entwickelung an. In der [illegible]
[illegible] erste Periode, die orient. – pelasg. Zt. [illegible]
der Kunst [illegible], wie der [illegible], die Herrschaft der Natur-
[illegible] die freie Auffassung bestimmter Lage. u.

jedem unmöglich – die Götter waren noch ohne ausgeprägten ethischen Char. – sie konnten mithin nur symbolisch angedeutet werden u. erst nachdem die relig. Vorstellungen sich weiter entwickelt u. geklärt hatten, konnte es möglich werden, die göttl. Gestalten mit einem bestimmten Char. wiederzugeben. Vorher kann nur von einer symbol. andeutenden Darstellung an sich redender (?) Zeichen die Rede sein – diese symbol. Andeutungen konnten sich zu feststehenden Zügen gestalten, wie bei den Egyptern, so haben sich auch Götterbilder festgestellt in gew. symbol. andeutenden Formen, die erst u. ausgeschickt (?), anfangs ohne handwerksmäßiges Geschick verfertigt sich fixirten u. als geweiht erhalten. Der erste Fortschritt auf dieser Stufe war der des Handwerks – der Mensch mußte die Materie zu beherrschen suchen – das ist der erste Standpunkt der Kunst – sie ist Handwerk u. wenn sie idealisirt wird, so ist sie das Ideal von Künstlichkeit – so jene Schöpfungen der Phantasie bei Hom. wo die handwerksmäßige Geschicklichkeit bis in's Extrem gesteigert gedacht wird – es ist nicht die Idee der Schönheit, die sich in jenen Schilderungen von Kunstwerken darstellt, sondern es wird in ihnen nur das alleräußerste, handwerksmäß. Geschick angestaunt – die Schönheit selbst wird durch den Reichthum des Materials angestrebt – im Gegentheil (?) ist es auch die Masse, welche bewältigt wird durch das Handwerk, woraus sich die Bewunderung entsteht – riesenhafte Bauten, Thesauros u. dgl. imponiren durch riesenhafte Größe u. Festigkeit. Wenn wir die Gesch. der Kunst in den folgenden Gestalten verfolgen u. sie einzelnen fassen (?), so reden wir zuerst von

a. die Architektur.

Die auf Hom. nächstfolgende Zt. hat zunächst verzichtet auf feinen (?) Schmuck durch Reichthum – die Privatwohnungen waren einfach – Xen. Ag. 8.7 – bei den Lac. durfte Niemand beim Bau seiner Wohnung andere Werkzeuge gebrauchen, als Beil u. Säge – Plut. Lyc. 13.

Erst in der Zt. des Perikles hat der Milesier Hippodamos als ein-
geführt, die Städte gleichmäßig mit Straßen zu durchschneiden – so or-
dnete er die Hafenstadt Peiraeus durch eine regelm. rymotomie –
C. Fr. Hermann, de Hippodamo Milesio, Marburg 1841 – Arist. pol. II. 5
Die Römer dagegen verdankten sich der Natur nicht unter d.
verfahren sehr auf gleichmäßiger bei Anlegung von Städten
u. Straßen – Strabo V. 235 – einen Vergleich des röm. u. griech.
Lagers bei Polyb. VI. 42 – Zur Befestigung der Städte haben
die Griech. mehr gethan, besonders bei Burgstädten – in frühester
Zt. waren sie nur durch massenhafte Mauern geschützt, später
wurden sie künstlicher gebaut, als man sich gegen Wurf=
maschinen schützen mußte – [illegible] – Aeneas Tacticus,
de obsidione – Philo – Anonym. de obsidione toleranda –
Ganz andere Rücksichten nahmen die Griech. beim Tempelbau –
als Haus der Götter mußte es ideal sein, möglichst schön sein,
was man von Kunst entwickeln konnte, wandte sich diesen Heilig-
bauten zu – stammartige Entwicklung der Baukunst.
Die dorische zeichnete sich aus durch solide Einfachheit, Kraft u.
Würde – dor. Säule – Verzierungen sehr einfach, während der
jon. Stil machte den Eindruck der Eleganz u. Anmuth mehr – jon.
Säulenordnung – die Säulen schlanker, mehr abnehmend nach oben,
weniger dicht gestellt – mehr Verzierungen – einen dritten Styl.
der Säulen, die korinthische, hat sich erst später ausgebildet –
es war jedoch die dor. Grundlage noch vorhanden, jedoch weit mehr
Verzierungen – sie ward in späterer Zt. die beliebteste –
die Alten – haben sich in der Zt. ihrer Blüthe größtentheils des
dor. Stils bedient mit einigen Modificationen. Zugleich
wandte sich die Kunst auch auf andere öffentl. Gebäude – der
Gipfel liegt in der Perikl. Zt. – auch an andern Orten wurden
Theater, Stadien, Palästren, Gymnasien, Bäder gebaut – die
letzteren wurden besonders in der Zt. des Sittenverfalls immer mehr

beliebt – Mit der Kunst tritt die mathemat. u. mechan. Wissen-
schaft in Verbindung, und sie geben großartige Unternehmungen
hervor, wobei man aber bald auf die ersten Stufen zurücksank-
Königsgelüste – Antiochia u. Alexandria – Fortschritt der Kriegs-
baukunst – große hydraul. pneumat. u. automat. Arbeiten wer-
den construirt – Hero, pneumatik u. automatik –
Die Bauschulen blühten am meisten in Griechenland, obwohl dies
immer mehr verarmte – Athen wird durch auswärtige Herrscher
geschmückt – Hadrian – Die Röm. übernahmen die Fortführung der
Baukunst, ohne die Schönheit wieder herzustellen, doch haben sie
sich die techn. Kunst angeeignet oder Griech. Meister in Dienst
genommen – griech. Bauten vollführten sie für die Prachtzeit –
Winckelmann in seinen Werken – Hirt unserer Zt. – Stieglitz –
Rosenthal, vollständ. Untersuch. der Geschichte der Baukunst
3 Bde. 1841–43 – Bötticher (Carl), die Tektonik der Hellenen
1. Bd. (Potsdam 1844). C. Fr. Hermann, über die Hypetraltempel.

6. Die Plastik.

Sie war in der homer. Zt. noch sehr gering – die epische Zt.
war noch nicht fähig, sich auf plastische Darstellungen einzuschrän-
ken – die hom. Kunstwerke sind von dieser Art – die fabelhaften
Schilde – Schild des Achilles, des Herakles bei Hesiod – Paus. V. 17
beschreibt den Kasten des Kypselos von Korinth, welcher in Olym-
pia geweiht war – mit 5 Streifen plast. Darstellung in Holz ge-
arbeitet oder eingelegt mit Gold u. Elfenbein – Ob ein Ge-
plan dabei vorhanden war, ist ziemlich wahrscheinlich – O. Jahn.
Brunn, Bergk. – viele Metallarbeiten bei Hom. – Werke
des Hephästos – Waffen, Geschirre u. dgl. wurden schon mit einer
handwerksmäßigen Geschicklichkeit verfertigt worden – Das Gießen
der Metalle wird erst um Ol. 35 auf Samos erfunden von Rhoikos,
das Löthen u. Härten etwas um dieselbe Zt. von Glaukos
auf Chios. –

Die eigentl. Plastik knüpfte sich zunächst an die symbol. Zeichen
aus uralten Zeiten her gebräuchlich; auf Steine, Säulen u. dgl.
wurden roh geschn. Abbildungen gesetzt, um eine bestimmte Gottheit
zu bezeichnen – Hermen – Man verfertigte eine Holzbilder – die
Künstler verbreiteten von alten Zeiten her vereinigt, in Geschlechtern –
Daedaliden in Attica u. Creta – Dädalus – aus diesem Geschlechte
stammt Socrates – Telchines auf Creta, Rhodos, Sicyon – der alte
Bildhauer Smilis auf Aegina (Samos). – Die ältesten Götterbilder
aus Metall finden, ist die des Cypselos od. Periander – Ol. 38 – auch
aus Thon wurden sie verfertigt – pelinoi theoi in attischen Gräbern –
sie verfertigten die keramis od. πηλοπλάσται. – Bis um Ol. 50
bleibt es bei einer handwerksmäßigen Entwickelung der Geschicklichkeit
innerhalb der Geschlechter – Das erste, wenn man abgesehen hatte,
war das Portraitiren der Natur, daher blieben die Götterbilder
noch unentwickelt. Dagegen setzte man Menschenbilder – andrianten – besonders Athleten seit Ol. 58. Im Anfange mögen
diese Natur nur gew. Andeutungen gewesen sein, andere
Natur kamen noch sehr selten vor. Die Kunstgeschichte hatten schon
viele u. Reihen bestanden, daher wurde es eine Sitte, Darstellungen
von myth. Personen oder Gruppen zu machen. Ferner setzte
sich die Skulptur mit der Architektur in Verbindung beim Tempel-
bau. Zuerst mußte man sicher die Natur zu erreichen. Jener
älteste Stil der sich ausbildenden Plastik hat daher etwas Herbes
der Muskeln u. Sehnen sind gedrungen, Stellung etwas ge-
zwungen, Ausdruck im Gesichte gleichmäßig lächelnd – die Gewänder
etwas steif u. hart, auch da, wo eine gewisse Zierlichkeit
erstrebt wird – Material Erz u. Holz: Haare von Draht, Waffen
von Metall, die Figuren meist mit bunten Farben bemalt,
ausgenommen das Fleisch, von dem nur Lippen u. Augen öfter
bemalt wurden. Dieser altgriech. oder hieratische Stil reicht
etwa bis Ol. 80 (460 v. Chr.) – innerhalb desselben entwickelt.

wie noch die aeginet. Was auf der kleinen der Insel Aegina
die sich durch Streben nach Naturtreue auszeichnet. Eine Reihe
von Statuen, die Athene und den troj. Krieg darstellen, aus
dem Giebelfelde eines Tempels, sind aus dieser Zt. erhalten
u. werden in München bewahrt. —
In der nächstfolgenden Zt. erreichte die Bildhauerei ihre höchste
Blüthe in der Perikl.-Zt. — wo unter der Leitung des Phidias
viele Staatsbauten ausgeführt wurden — O. Müller, de Phidiae
vita et operibus. — Der Olymp. Zeus u. seine Athene sind
freilich im Original nicht erhalten, doch giebt es mehrere Nach-
bildungen. In Athen selbst sind viele Reste aufgefunden, die
von Phidias selber oder doch unter seiner Leitung verfertigt
sind. Die Alten erzählen, daß in der Schule des Phidias die
höchste in der Kunst sie vereinigt wurde, indem sie
verbunden haben τὸ μεγαλεῖον καὶ ἀκριβές. —
Auch manche andere Orte zeichneten sich durch schöne Produc-
tionen aus — Olympia, Phigalia, Agrigent, Selinus, an letzterem
Orte noch viele Reste aus der frühern Periode. Gleichzeitig mit
der Schule des Phidias blühte die des Polykletos in Sikyon u.
Argos, die weniger das Ideale in den Göttern anstrebte,
als vielmehr eine getreue, schöne Naturdarstellung — Athleten,
Amazonen — An die Schule des Phidias schließt sich eine jüngere
athen. Schule an unter Skopas (a. Samos) u. Praxiteles —
hatte man zur Zt. des Phidias mehr in Erz gearbeitet, so wird
mehr jetzt Marmor benutzt — in dieser Zt. drückt sich eine
gew. Geschicklichkeit u. Bewegung aus — leidenschaftl. Situationen
voll Wirklichkeit (bis auf Alex. d. Gr.). An die Schule des Polyklet
schließen sich an Euphranor u. Lysippus, die mehr das menschl.
Ideal in seiner Vollendung darstellen — Statue Alexand. d. Gr.
von Lysippus — In diesen beiden jüngeren Schulen wurde viel
Vortreffl. geleistet, jedoch ist ihr das Streben nach Effect

zu bemerken, welche die Kunst zum Untergange führen mußte.
Es wird in der folgenden Zt. immer mehr überwiegend, u. die
Prachtliebe wird, wenn sie bis dahin [illegible] war, jetzt dramat.
oder vielmehr theatral. – Die Künstler. [illegible] wird noch
immer gepflegt – manches Vorzügliche – Laokoon. Die Könige
in Macedonien, Pergamus, Egypten boten der Kunst viel
Nahrung dar – indessen im Ganzen war die productive Kunst
erschöpft, u. das Suchen nach Effect schloß sich aus(?) auf allen
mögl. Liebhabereien(?) der Technik – mikrotechnoi – die wahre
Kunst gewann Oberhand(?).
Hierhin gehört die Sphragistik u. Numismatik – die sphragides
wurden gebraucht zum Versiegeln der Vorrathskammern – die
Siegelringe aus Metall – bei den Laced. eisernen – Naase ad
Xen. resp. Laced. 6,4 – auch hölzernen. Später fing man
an Steine zu schneiden, anfangs wurden nur Höhlungen neben
einander angebracht – von den dactylioglyphoi nur wenige
dem Namen nach bekannt – Pyrgoteles schnitt die Siegelringe
Alexanders – Später wurden sie erhaben geschnitten zum
Schmucke der Becher – aus Sardern(?) – [illegible] – man schnitt
auch ihnen ganze Becher u. a. Gefäße zusammen. Diese Kunst
wird vorzugsweise in Syrien u. Etrurien betrieben – aus
der Blüthezt. nur wenige.
Was die Münzen anbetrifft, so bediente man sich eherner
neben der dorischen(?) Bullen, mit einer Gewichts-marke versehen,
Silbermünzen wurden in Griechenl. erst in Ol. 8 geprägt
von König Phaedon in Argos – erste Münzstätte in Egina.
Die ersten Münzen waren(?) mit rohen Zeichen, gewöhnl. Thier-
[illegible] – Athen begnügt sich mit den alten Gepräge, obgleich es wenig
künstlerisch war – J. Pog. Laert. VII. 18. –

Im Allgem. werden die Münzen schlechter nach Abschl. der Diadochen, der Kunstwerth ist nicht das einzige Interesse an ihnen.

c. Die Malerei.

Sie geht mit der Sculptur einen analogen Weg u. schließt sich an sie u. die Architektur an – überwiegend plast. Charakter im Alterth. – es war überwiegend, daß die Figuren in der Architektur neben einander gestellt werden – die Perspective nur in geringem Maße ausgebildet – die Landschaftsmalerei nur in geringem Maße ausgebildet – die romantische Kunst hat die Perspective hinzugefügt, die Landschaftsmalerei geschaffen u. den Figuren selbst eine viel größere Bewegung gegeben. Trotzdem ist die Kunst auch im Alterth. zu einer nicht geringen Ausbildung gelangt – in der ältesten Zt. ist malen u. anstreichen eins – bei Hom. ist von Malerei noch nichts vorhanden – In der äg. Z. werden die Sculpturen bemalt u. coloriert u. so sind beide Künste nahe u. bedürfen sich gegenseitig. Zuerst ist in Corinth u. Sikyon die Malerei entwickelt worden – zuerst die Vasenmalerei – von hellgelbem Thon ohne Glanz, mit violetter Bemalung, theils gelb oder gelbroth mit schwarzen Farben bemalt – letztere die Vasengemälde – vor der 50. Ol. giebt es nicht viele, die sicher dahin gehören. Die zahlreichsten Fundörter sind in Italien, in Etrurien bei Volci. Verbindung zwischen Corinth u. Etrurien wird durch die Ueberlieferung von Demarat. Die etrur. Vasen schließen sich sehr eng an die athen. an – einzelne Maler treten nicht hervor.

23.3.

Hierauf stellt sich neben der Sculptur die Malerei in vollständiger Selbständigkeit – an der Spitze stehen die athen. Maler Polygnot – auch Kimon – Onatas – In den Gemälden dieser Zt. ist neben der untergeordneten Darstellung auch ein innerer Ausdruck

der Gruppe u. eine geschmackvolle Anordnung der Gruppen durch-
gängig herrscht ruhige, edle Würde u. Kraft vor u. der religiöse
Charakter ist der vorherrschende. Gleichzeitig bildet sich die Skenographie aus,
mehr auf perspectivische Täuschung berechnet – ferner entsteht die
Skiographie – Apollodor a. Athen. Nächst dieser att. Schule erhebt
sich eine jon. die man als die vollkommenste bezeichnen kann – sie
geht aber immer mehr darauf, Effect hervorzubringen u. nimmt
eine ähnlich theatralische Richtung, wie die Plastik. Die Blüthe dieser
Schule fällt nach dem pelop. Kriege – in Ephesus – Zeuxis, Par-
rhasius, Timanthes – Dazu tritt noch als 3te die sikyonische –
mit wissenschaftl. Ausbildung – genaue Berücksichtigung der
Theorie – verbesserte Methode der enkaustischen Malerei –
die für uns verloren gegangen ist – die berühmtesten sind Ari-
stides a. Theben u. Pausias a. Sikyon – Über allen Malern
ragt Apelles hervor, von Geburt ein Jonier v. Kolophon. Er
in der jon. u. sikyon. Schule gebildet hatte u. die Vorzüge
beider vereinigte – seine Anadyomene, Menge von heroischen
Bildern u. Portraits – Neben ihm stehen Protogenes u. Theon.
Von allen diesen Malern haben wir kein Original – wir kennen
sie theils aus Charakteristiken alter Schriftsteller, theils aus
Copien ihrer Werke. Die Vasenmalerei rührt zwar nicht von
jenen Meistern her, sondern mehr handwerksmäßigen Arbeitern,
die manche berühmte Gemälde copirten – mehrere Epochen der
Vasenmalerei. In der sp. Zt. nach Alexander haben die 3
genannten Schulen fortgedauert aber ein eigentl. Fortschritt
hat nicht stattgefunden – es war mehr Künstelei, durch die sich
der Einzelne bemerklich machen wollte, oder das Interesse, das
der Gegenstand an u. für sich erwecken sollte. Es bildete sich
ferner die Nebenmalerei aus – eine weitere Fortsetzung der
Skenographie, die in Italien weiter gepflegt wurde.

Die Rhyparographie ferner bildet sich aus – eine Art holländ. Malerei – asarōton – die Mosaikarbeiten zur Verschönerung der Fußböden wurden sehr häufig – Alexanderschlacht in Pompeji in Mosaik. – Die Griech. sind zwar immer die besten Hüter der Kunst geblieben, aber ihr Leben war ein [illegible]; seit der Zerstörung von Corinth wurden ihnen die besten Kunstschätze allmählig entführt. Die griech. Künstler fanden nur im fremden Ländern einigermaßen Lohn für ihre Dienste, sie zogen schaarenweise nach Italien. In Rom selbst bildet sich gewissermaßen ein Nachleben der Kunst aus, bei den reichen äußeren Mittel, die der Boden darbot – aber die Römer hatten von Natur keinen Kunstsinn. Die Etrusk. die ersten Lehrer der Römer, waren sehr industriös, ahmten die Griech. nach bis zur archaist. Stufe, mit einer gewissen Selbstständigkeit, aber ihre Kunst bleibt ohne weitere Entwickelung u. so blieben sie stehen innerhalb der Industrie u. Nachahmung. Die Röm. haben in dieser Beziehung noch weniger gethan; ihr practischer u. prosaischer Sinn war überwiegend, nur war er nicht engherzig u. geizig, sondern ihre Freigebigkeit gegen Künstler war oft verschwenderisch. Zuletzt sank die Kunst auf ihre erste Stufe zurück, das Streben durch Pracht des Stoffes u. kolossale Größe zu imponiren ward wieder die allgem. ~~[illegible]~~ Eigenthümlichkeit der verkommenen St. Der antike Geist hatte sich ausgelebt u. seine Aufgabe in der Weltgesch. erfüllt. Ein neuer Geist, der christl. trat an seine Stelle. Die neuere Kunst wandte sich wieder zur antiken zurück, die Wiedergeburt der W. war zugleich für Europa eine Wiedergeburt der Kunst.

6. die redende Kunst.

Wir wollen uns kurz fassen. Auch hier sind 3 Stufen der Kunst: sprechen, dichten, reden. Die Kunst des sprechens schafft das große Kunstwerk der Sprache, deren Theorie die Grammatik ist. Das sprechen ist die Kunst dem geist. Inhalt des Denkens u. Wahrnehmens des Menschen eine sinnl. Form zu geben. Die Sprachen sind nicht zuerst entstanden innerhalb der Völker, mit deren Gesch. u. Literatur wir es hier zu thun haben, sondern in einer Periode, wo es noch keine Griech. u. Italer gab, wo diese Stämme noch dem großen Verband der sprachverwandten Völker angehörten. Erst nachdem diese Völker sich gesondert hatten u. unter dem Einflusse neuer Verhältn. sich weiter entwickelten, sind sie zu versch. Nationen geworden. Die vorgeschichtl. Forschung über den Urspr. der Sprache ist also nicht unsere Aufgabe; das kann nur aufgeklärt werden durch die Sprachvergleichung. Von dem Entstehen der Nationalitäten beginnt die Gesch. der Sprache, freilich ungemein rasch u. wenig bearbeitet. Wenn man auch im Lat. u. Griech. einen Unterschied zwischen der älteren Spr. u. der des goldenen Zeitalters sich nicht verbergen konnte, so wurde das doch nur als eine Abweichung registriert, indem man die Sprache einer bestimmten Periode als die normale annahm. Es ist die Aufgabe der Philol. daß sie in der Sprache eine Gesch. findet.

Die künstler. Verwendung der Sprache sehen wir dann in der wissensch. Gesch. der Poesie, die zugleich Lebensperioden des geist. Volkes bilden – ebenso in der Gesch. der Prosa. Jede einzelne Stufe hat wieder ihre Unterordnungen.

Die instrumentalen Disciplinen.

Philologie ist die Wissenschaft vom antiken Geiste; diesen Geist in seinen wesentl. Offenbarungen darzustellen u. nachzuweisen ist die Aufgabe der Philologie. 24. 4. 60.

Um die Aufgabe der Phil. richtig zu lösen, dazu bedarf es noch gewisser instrumentaler Disciplinen – die in der encykl. Log. mit Recht und Fug gestellt werden können. 1. 5.

Erstlich muß man nur den Stoff gesammelt vor sich haben; zweitens muß man sich den Schlüssel zu seinem Verständniß verschaffen; drittens bedarf man noch einer Methode, wie man das Verständniß auf den Stoff anzuwenden hat, um die Aufgabe der Philol. zu lösen. Zwischen Haupt- u. Instrumentaldisciplinen findet eine beständige Wechselwirkung statt. Je mehr wir fortgeschritten sind in der Erkenntniß des Geistes des Alterth. desto mehr haben wir diese instrumentalen Disciplinen vervollkommnet u. je vollkommener diese geworden sind, desto gewisser wird man zum Ziel der Philol. gelangen. Aber wenn auch diese innere Verbindung vorliegt, so ist doch das begriffl. Verhältn. zwischen ihnen nicht aufzufassen, daß die einen Hauptdisciplinen, die andern nur Hilfsdisciplinen sind. Man darf nicht das Verhältn. umkehren, nicht das Mittel zum Zweck machen.

Zuerst haben wir eine Gtg. von Hilfsdisciplinen, welche die Aufgabe haben, uns den histor. Stoff vorzulegen, auf welchen sich die Aufgabe der Philol. bezieht – es sind das Repertorien des histor. Materiell für die Alterthumsw. – Sie müssen eingetheilt werden nach der wesentl. Gtg. des histor. Stoffes – unter diesem Stoff ist vor Allem hervorzuheben die Literatur – sie umfaßt die wichtigsten Documente für den Geist des Alterth. Man darf also natürlich ein Repertorium des literar. Materials, die Kenntn. desselben gewährt uns die Literaturgesch; wenn sie aber nur ein Repertorium des Materials sein soll, so ist ihre Stellung eine sehr untergeordnete. Indessen wenn wir uns

erinnern, was im Haupttheile gesagt wurde, so ergiebt sich,
daß die Hauptsachen des literar. Materials schon vorweg genommen sind. Die Literaturgesch. enthält nämlich einmal die
wichtigsten Dokumente für die Literaturgesch. – sie gehört in
den letzten Theil der Hauptdisciplinen, die wird die Kulturgesch.
vollständiger behandelt werden können, als es die Literaturgesch.
zu thun vermag. Ferner hat sie eine zweite von den Haupt-
disciplinen in sich aufgenommen, sie ist auch nach der künstler. Seite
zu betrachten, inwiefern die Aufgabe der Kunst in den einzelnen
Werken gelöst ist – sie zeigt also wie sich das Epos entwickelt
haben u.s.w. So hat die Literaturgesch. auch die Gesch. der
redenden Kunst in sich aufgenommen – die Aufgabe der Poetik
u. Rhetorik. Wenn Kulturgesch. Poetik u. Rhetorik ihre Auf-
gaben lösen, so hat die Literaturgesch. von dieser Seite nichts
mehr übrig, sie kann sie höchstens von jenen Disciplinen ent-
lehnen. Drittens giebt die Literaturgesch. ein Repertorium
des Materials. – Es wird sie noch jetzt gewöhnl. bearbeitet,
über die Methode ist häufig gestritten worden – Man hat sich
begnügt, der Ansicht Fr. Aug. Wolfs zu folgen, von Bernhardy.
Bernh. unterschied einen allgem. Th. der Literaturgesch. u. einen
besondern. Der erstere ist der culturgeschichtl. der zweite der künst-
lerische; mit beiden hat er das Repertorium verbunden.
Aber das Repertorium muß mit dem cultur gesch. Th. verbunden
werden, denn viele literar. Werke gehören gar nicht in die
Kunstgeschichte – wie das Analecta des Pollux, die notitia digni-
tatum u.a. Das beste wird sein, wenn man jeden Theil beson-
ders cultivirt, das Repertorium des Stoffes bleibt Deside-
rium unter jeder Bedingung. Fragen wir also, was hat
die Literatur als Repertorium geleistet, so müssen wir ant-
worten, daß die griech. Literatur weit besser bedacht ist als
die röm. – Das gelehrteste Werk ist Fabricius, bibliotheca graeca
Hamburg 1705 – wichtig ist die von Harles besorgte 1790
12 Bde.

er hat den Fabric. in vielerlei Beziehung vervollständigt, ist
aber nicht bis zu Ende gekommen; auch sonst hat er viel geän-
dert in dem Werke; Fabric. hat manche ungedruckte Werke gleich
abdrucken lassen, die Harles weggelassen hat. Fabric. war ein Mann
von außerordentl. Fleiß, er war für Litterarhist. ein Genie, er sammelte
nicht nur das von Andern gesammelte, sondern forschte auch weiter;
alle Winkel u. abgelegenen Theile der Litter. hatte er durchforscht;
er war ein verständiger u. klarer Kopf, das Umfassen des Materials
war seine Stärke, nicht das innere Durchdringen u. Kritisiren.
Derselbe Fabric. hat für die lat. Litter. auch eine bibliotheca latina
angelegt – zuletzt von Ernesti 1773 in Leipzig in 3 bde. 8°; sie ist
immer eine sehr schätzbare Arbeit, aber bei weitem nicht so
umfassend u. gründlich wie die biblioth. graeca. Daneben schrieb
er eine bibl. mediae et infimae latinitatis, ein viel wichtigeres
Werk, weil wir in dieser entlegenen Periode nur wenige Forscher hatten;
es ist noch immer – neulich von Mansi besorgt – in dieser Hinsicht das
beste Werk.
Für den gewöhnl. Gebrauch bedarf es nur einer Uebersicht –
man wird also mit Lehrbüchern von geringerem Umfange auskommen –
Am meisten zu empfehlen Otfr. Müller, Gesch. der griech. Litteratur
bis auf Alex. d. Gr. Breslau 1841, ein vortreffl. Werk.
Bernhardy, Grundriß der griech. liter. 1 Thl. erschien mit der
allgem. Einleitg. im fg. Bd. ist die Poesie behandelt – 1856
2 ausg. – es fehlt noch die Prosa. –
Vor ihnen war die Litteraturgesch. von Schöll hervorzuheben –
histoire abreg. de la literat. grec prof. – 8 bde Paris 1823–25
2 ausg. mit deutscher übersetzg. von Schwarzer u. Pinder, Berlin 1830
3 Bde. – Für die latein. Litteratur ist hervorzuheben Schöll – Paris 1813
2 Bde, hat weniger Beifall gefunden als die griech. – Bernhardy,
Grundr. der röm. liter. Halle 1830 – auch 1850 die 2te u. 3te ausg.
wobei das Buch mehr als doppelt so stark geworden ist –
die Charakteristiken der Schriftst. ungemein lang. –
Chr. Fel. Bähr in Heidelb. prof. zuerst 1 Bd – in der 3ten ausg. 2 Bde.
das Buch bietet viel mehr Brauchbares auf als das von Bernhardy –
einfach referirender Ton, der bei weitem zur [illegible]

4.5.

u. nicht selten Widersprüche enthält, indem Bär auf fremden
Urtheilen beruht - Vieles ist sehr brauchbar. - Den Anhang, die sich
auf das Mittelalter beziehen. -
Außer diesen Werken noch kleinere Compendien. Passow, Grund-
züge der griech. u. röm. Literatur u. Kunstgesch. 1829 (2 ausg.) 1840.
Matthiae, handbuch für beide Literatur - nicht sehr zu empfehlen
besser Schaaf in seiner Encyklopädie der klass. Alterthums-
kunde - die Literatur in den letzten Bearbeitungen von Hermann
ebenso die Alterth. zweckmässig bearbeitet.
Bei den Dänen Tregder, handbuch der griech. u. röm. Liter. zum
Schulgebrauch - übersetzt von Vollbär 1847 zu
von Hoffer zu Marburg 1847 - beide wären zu entbehren gewesen.
Noch hervorzuheben sind die Inschriften - eine besondere Wissen-
schaft die Epigraphik. - Sie sind schwer zu sammeln - viele tausende
überall zerstreut - verschleppt, verwandelt, verschüttet, ver-
stümmelt - die Reisenden, welche Inschr. fanden - besaßen nicht
immer die gehörig. Kenntnisse, um sie gut zu copiren - die
Steine sind dann oft abhanden gekommen - viele wurden absichtl.
zerstört (wie die Kaiserinschriften. - Es kommen auch absichtl.
Verfälschungen hinzu - viele fingirte Inschriften - Nach an-
solchen ist besonders die Sammlung von Reinesius - Fourmont
gab vor, viele aus Sparta geholt zu haben - angeblich fand
er viele in Amyklae aus den ältesten myth. Zeiten - Gleich-
wohl hat Fourmont mit diesen Dokumenten viel bei den Gelehrten
Glauben gefunden - Böckh hat ihre Unächtheit nachgewiesen,
Ross ihre Aechtheit behauptet in seiner Hellenica. -
Zunächst muss man sich mit der besonderen Art der Inschrift be-
kannt machen, die in versch. Zeiten versch. ist - ferner muss
man Klassen u. Gegenstände der Inschr. unterscheiden u. endlich
sich mit dem feststehenden Stil bekannt machen - es sind in
der Regel feststehende Formeln für gew. Gegenstände - mit
einer bloßen Kenntniß der Sprache u. Gramm. kommt man allein
nicht durch - alle diese Kenntnisse zusammen hat man Epigraphik
genannt - doch gehört sie in einzelnen andern [illegible] u. ist kein

besondere Zweig der Philologie – sie entbehrt aber nur der Bequemlichkeit wegen u. aus practischen Rücksichten einzelnes aus der Paläographie, der Metrik, Gesch. Antiquität. u. s. w. – Eine Masse von Gegenständen, Personen, Sitten, Einrichtungen, Götternamen lernen wir blos aus Inschr. kennen – wo z. B. bei antiquar. Untersuchungen die litterar. Erwähnungen sehr lückenhaft, die Inschr. aber sehr ergiebig sind. So sind sie ein bedeutender u. wichtiger Th. der Literatur, dessen Wichtigkeit erst in neuerer Z. recht erkannt worden ist. Schon im Alterth. gab es Einzelne, die diese Wichtigkeit erkannten – schon Herodot theilt einzelne Inschr. mit, dann Pausanias – Polemo (Zeitgen. des Aristoph. Byz.) schrieb über Inschriften u. Weihgeschenke – daher στηλοκόπας zum Spotte genannt, der Säulenklopfer – Doch aus dem Alterth. haben wir keine Sammlung. Zuerst war thätig Cyriacus von Ancona. –

Die lat. Samml. von Janus Gruterus, thes. inscr. Heidelb. 1603 u. eine neue Ausg. Amstelod. 1707, besorgt von Gudius u. Graeve ein Nachtrag von Thomas Reinesius, syntagma inscr. antiq. Leipz. 1682 viele unächte – Fabretti, Roma 1696 od. Vesfel, Leovardiae. Die größte Samml. unter den früheren von Muratori novus thes. Mailand 1739–42 – 4 Bde fol. u. suppl. von Donati, Lucca 1765–75 in 2 Bde – bis jetzt die größte u. umfangreichste, aber sehr unkritisch. – Eine Reihe von kleineren Sammlungen – Janssen, musei batavini inscr. Leiden 1842 – über einzelne Museen u. Länder. Steiner, cod. inscr. Rheni, sonst löblich, doch mit großer Ungewißheit gemacht. Nützlich ist die Auswahl von Orelli, inscr. latin. collectio, Zürich 1828 2 Bde – mit allen Abth. von Inschr. die bedeutendsten, dazu ein 3. Th. von Henzen mit Berichtigungen u. Zusätzen, sehr wichtig 1856 – auch Zell. –

Seit etwa 30 Jahren ist davon gedacht worden, alle röm. Inschr. zu vereinigen u. wird wohl in Berlin zu Stande kommen. –

Außer Orelli hat Kellermann es übernommen, eine umfassende Sammlung anzulegen. Eine Probe davon sind: Vigilum Romanorum latercula, Romae 1836, er ist aber zu früh gestorben. Seinen Plan [illegible] u. die Berl. Akad. die den Plan wieder aufgenommen hat (Mommsen, Haenel) u. so läßt sich erwarten, da Mommsen schon eine Probe gegeben hat in den inscr. regni Neapolitani, daß wir ein ausgezeichnetes Werk erhalten werden. 7. 5.

Die griech. Inschr. wurden seltener bearbeitet als die röm.
u. wir haben daher nur eine Menge kleiner Sammlungen, bis
1819 die Berl. Akad. den Plan zu einem corpus inscr. Graec.
faßte. Buttmann, Bekker u. Böckh übernahmen die Arbeit. Der
1te Bd. erschien 1828 in fol.; in den letzten Jahrzehnten hat Böckh sich
Mitarbeiter zugesellt. Zu tadeln ist es, daß seit dem Erscheinen
des Werkes gerade sehr bedeutende Entdeckungen gemacht wor-
den sind. Ein Streit zwischen Böckh u. Hermann schadete dem
Unternehmen nicht. Gleichzeitig fing Lebas 1835 ein ähnliches
Werk an, das neben dem Böckhschen gut zu gebrauchen ist.
Roß hat auch sehr bedeutende Bereicherungen geliefert.
E. Curtius, anecdota Delphica von O. Müller. Dabei zwei
delphische Tafeln; Notizen über die Tempelsklaven. In Athen
erscheint eine Ἐφημερὶς ἀρχαιολογική. –
Zu berücksichtigen sind noch einige Dialekte u. ihre Inschr.
Dahin gehört das Phryg. dem Griech. verwandt u. das Lycische,
bis jetzt noch unerklärt. Sammlungen darüber haben wir nicht.
Von den umbr. u. osc. Inschr. hat Lepsius eine Sammlung
gemacht: Inscr. Umbricae et Oscae. Eine neue Sammlung er-
schien von Aufrecht u. Kirchhoff zu Berlin 1841.
Wir haben noch andere Reste des Alterth., die Werke der
Kunst u. des Handwerks, für die das Interesse größer ist,
auch bei d. Philol. theils ihres hohen Alters, theils ihrer Schön-
heit wegen. Viel davon ist in Privatbesitz übergegangen.
Bei dieser Zerstreuung sind vollständige Verzeichnisse unmögl.
man muß also die Museen bereisen oder wenigstens Be-
schreibungen derselben lesen. Das beste Lehrbuch dafür ist das
von O. Müller, das die Literatur hierin angiebt – (Museo Pio
Clementino). Die archaeol. Forscher haben daher selbst
von wissensch. Gesichtspunkten aus gearbeitet.
Besonders sind hierbei noch die Münzen zu betrachten.
Sie gehören in die Literatur, insofern sie Inschr. enthalten,
in die Antiquitäten des Privatlebens, sofern sie Verkehrsmittel
sind; endlich haben sie ein künstler. Interesse, wegen des Ge-
präges. Man hat für die Münzen einen besondern Zweig, die
Numismatik gebildet, in der wir verhältnißmäßig weiter ge-
diehen sind als in jeder andern Kunstgatt. Wir haben sehr gute
Sammlungen hierin: Spanhemius, de usu et praestantia numism.

Grundmäßig ist Eckel, doctrina nummorum, Wien u. Wien 1790 8°.
Lexicon universae rei nummariae veterum, 6 Bde, 2 Suppl.
Eine dritte Art von Repertorien umfaßt die Hilfsmittel, welche zum
Verständniß der Alten benutzt werden können, die Arbeiten der Neueren, 8. 5.
die spez. philol. Bibliographie. Wir haben natürlich dabei ein bloßes Re-
pertorium im Sinne, indessen hat auch diese Literatur ihre wissenschaftl.
Seite. Was die früheren Bearbeitungen anlangt, so liegt das Urtheil
darüber zum Theil in der Gesch. der Philol. Was die einzelnen anbetrifft
so liegt das wissenschaftl. Urtheil aber dieses in den betreffenden Ab-
schnitten. Es ist nun zwar in anderen St. ein summ. Begriff anzuge-
nehmen gewesen in der Bearbeitg der Bibliogr. als solcher, daß leider
auch diese letzteren Arbeiten noch manches zu wünschen übrig.
Früher waren es Gelehrte, die es nicht verschmähten, solche Arbeiten
zu liefern, wie Fabricius – anstatt dessen ist seitdem weniger Gelehrte
sich derselben angenommen. – Joh. Alb. Fabric. bibliographia antiquaria
Hamburg 1713 4°, dann 1716 2te Ausg.; nach seinem Tode eine sehr
bereichert von Paul Schaffshausen, Hamb. 1760 in 4° die beste Ausg.
davon selbst aus die Antiquität enthaltenen Theile, daß Fabr. beschränkt
sich nicht auf Griech. u. Röm. sondern zog auch oriental. Philol.
hinein; ferner verstand er unter Antiq. überhaupt Realien
also mit Einschluß von Gesch. Archäol. Literargesch. – Für die ältere
Literatur ist das Buch noch sehr zu gebrauchen.
Krebs, Handb. d. philol. Bücherkunde, Bremen 1822, 23 – mit Um-
fassung aller wichtigen Disziplinen, das einzige bis jetzt vorhan-
dene, einigermaßen vollständige Werk. Von geringerem Werth
Friedemann, Verzeichn. einer philol. Handbibliothek u. s. w. Leipzig 1835
(2te Ausg.). Sonst hat man sich auf einzelne Arbeiten der Biblio-
gr. beschränkt – Methodisch müßten wir mit der Gesch. anfangen;
In der bibliotheca graeca von Fabric. ist für die Angabe der
Gesch. der einzelnen Autoren Sorge getragen, doch erstreckt sich
das nur auf die griech. Literatur u. jetzt ist auch schon Manches
nachzutragen. Man muß also selbst die Cataloge durchsehen.
Im XVII u. XVIII Jahrh. ist auf diesen Punkt fleißig beachtet
worden u. es ist der Versuch gemacht worden, einen umfassenden
Generalcatalog zu liefern – Bernhard Montfaucon, Paris 1739
bibliotheca bibliothecarum manuscriptorum 2 fol. – Sand. Sanderus.

Hier sind alle Handschriften verzeichnet, die Werth haben konnten, auch jetzt noch für manche Bibliotheken von Werth. Ein kleinerer Versuch war früher gemacht von Philippus Labeus nova biblioth. manuscr. librorum, Paris 1652 170 – Haenel, prof. jur. in Leipzig hat einen ähnlichen Versuch gemacht – Catalogi librorum manuscriptorum, 1 Bde 4° Leipzig 1829/30 man muss aber sehr vollständige u. correcte Cataloge erwarten, wenn die einzelnen Bibliotheken Schuld sind. So wird in der Bibl. zu Rheims ein Codex angeführt: versus Aloti Elardi – für das bekannte Buch: Anticlaudianus, eine theol. Streitschrift aus dem Mittelalter von Alanus ab Insulis ebenso ist verzeichnet von der Bibliothek des Arsenal in Paris, ein Cod. von Pii secundi Epist.; soll mit Uncialbuchst. schön geschrieben sein – aber es ist von Pii secundi (Aeneas Sylvius), dem späteren – Ueber die italien. Bibliot. hat namentl. Blume (Iter Italicum III Bde 8° Halle 1830) schätzbare Nachricht ertheilt – hier u. da Cataloge mitgetheilt. Im Uebrigen muss man die Cataloge der einzelnen Bibl. zu Rathe ziehen – u. in Deutschland über die kaiserl. Bibliot. in Wien sind Cataloge von Lambecius, Kollar u. Nessel. Nachträge für die lat. Cod. von Stephan Endlicher, Wien 1836. Ebenso ist die Bibl. in München reich an Hss. – Aretin Oberbibliothekar – über die griech. Hss. Cataloge von Hart u. v. Aretin, voll von Schwächen u. Unrichtigkeiten. In Wolfenbüttel sind eine bedeutende Anzahl Hss. u. in Dresden Ebert, bibliotheca Guelf. cod. lat. et gr. Leipz. 1827 u. Fd. Gesch. u. Beschreib. der Königl. Bibl. zu Dresden, Leipz. 1822. In Gotha haben Jacobs u. Ukert den Catalog mitgetheilt – In Heidelberg, die früher so reiche Schätze besass – ist zwar der Bibliothek manches restituirt worden von den ehemaligen Schätzen, die im 30jähr. Kriege nach Rom wanderten, doch sind es nur Ueberreste. Von der bibl. Palatina älterer Cataloge von Sylburg, jetzt ist sie in der Vaticana, die dortigen Cataloge sind nicht zugängl. – einen Theil der vatic. Hss. hat Haase bekannt gemacht aus einer Abschrift in der Heidelbergana. – In Berlin nur einige wenige griech. Hss. mehr lat. – Wilken [illegible] – Gesch. der Bibl. zu Heidelberg – In Bamberg vortreffliche schöne alte Hss – cod. Longobard.

verzeichn. hist. Ang. — Jäck hat einen Katalog geliefert — Ferner
in Giessen Hdschr. und jüngere Fr. Otto — In Breslau theils in der
Universitätsbibl. — alle sehr jung — griech. wenig, lat. zahlreicher aber
fast alle aus dem XIV. XV. Jahrh. — nur die des Appul. de herbis
aus dem VIII. od. IX. Jahr. gegenwärtig verliehen in Paris —
In den früheren städtischen Bibliotheken — in der Rehdigerana,
Magdal. — Bernhard — Wachler, Thomas Rehdiger u. seine
Büchersamml. in Breslau, Berlin 1827.
Die Stiftsbibliothek in Zeiz mit zahlreichen Hdschr. — in ihr der Nachlass

10. 5.

des berühmten Thomas Reinesius — Müller, drittletzter Director
des dortigen Gymnasium, Gesch. u. Merkwürdigkeiten der Stifts-
bibliothek in Zeiz, 1809 u. in 9 Progr. von 1806 – 1818.
Ferner ist eine merkwürdige [illegible]bibl. in Pommersfelde bei
Bamberg, die gräfl. Schönbornsche — in Serap. u. Pertz Archiv. —
Zu Erlangen die Universitätsbibl. — in Würzburg, Göttingen (letztere
[illegible] an gedruckten Büchern [illegible] ausgezeichnet) — Die
größten Reichthümer an Hdschr. ausserhalb Deutschlands — in Paris,
die ehemalige bibliotheca regia jetzt Imperial. — der erste
gedruckte Katalog nennt sie noch bibl. regia, erschienen 1739
7 Bde fol. Seit 1739 ist sie sehr bedeutend bereichert worden, wo-
von aber es keinen gedruckten Katalog giebt, die griech. Hdschr.
am besten verzeichnet, die lat. Hdschr. ungemein schwer zu übersehen;
die Bereicherungen stammen aus aufgehobenen Klöstern, Stiften u.
s. zur Zeit der ersten Revolution. Für einen Theil (der Biblioth.) ist [illegible]
Montfaucon, bibliotheca Coisliana 1715 in fol. — ausgezeichnet
griech. Hdschr. Für die übrigen Bibliotheken in Paris, die Arsenals-
bib. [illegible]
angewiesen auf die Kataloge. Für die Provinzialbiblioth. sind wir
Rheims ist es nicht mehr zu gebrauchen, [illegible] publicirt hat. — In
merkwürdig sind die Hdschr. in Montpellier, ebenso in Laon u. a. —
In der Schweiz sind berühmte Bibliotheken in St. Gallen — vielfach
aber sie gearbeitet, wie Orelli, Niebuhr u. a. — In Bern ist eine
öffentl. Bibl. — Sinner, catalog in 4 Bd. 8°, Müller, dortiger
Director in mehreren Progr. — Basel, Zürich —

In den Niederlanden ist die bekannteste die in Leiden – Kataloge sind nicht gedruckt – In Brüssel ist ein reicher Vorrath von Hss. – mit einem ausführlichen Kataloge. Viele Merkwürdigkeiten in alten Hss. aus ehemaligen Klöstern, die ehemalige burgund. Bibliothek ist ebenfalls dort vorhanden.

Italien u. Spanien – Haenel – Iriarti über die Madrider Bibl. der griech. Hss. 1769 – Miller, Catal. der griech. Hss. im Escorial. – In Ital. über die Bibl. in Rom am wenigsten Nachrichten vorhanden – außer der Vaticana ist bei andern der Zutritt sehr schwer. In Florenz ist eine vortreffl. Bibliothek – Bandini catal. codicum bibl. Laurentianae, 11 Bde. fol. 1767 ff. Die wichtigsten der Hss. in Venedig gut verzeichnet – graeca divi Marci bibliotheca manuscriptorum 1740 von Tiepolo – Zanetti; Morelli, bibl. manuscr. graeca et lat. Bassano 1802 – Von Turin: Passinus, cat. codd. manuscr. 1746 – Amadaeus Peyron. – In Neapel – Carelli bei Fabric. bibl. gr. V Bd. ed. Harles. –

Bibliotheken sind noch in Mailand, Verona, Siena u. s. w. theils weniger bedeutend, wiewohl oft merkwürdige – am meisten Notizen theils bei Haenel theils

In England: Bernard, catal. manuscr. Angliae et Hiberniae, Oxf. 1697, seit jener Zeit bedarf es mancher Berichtigung. – Bibliotheca regia Londinensis. – Cambridge, Oxford – Die Zahl der Handschriften beträchtlich, besonders in Oxford, darunter viele merkwürdige. Auch Privatleute haben oft beträchtliche Bibliotheken. Bekannt ist die von Lord Phillipps in Middlehill. –

In den slav. Ländern die bedeutendste in Russland – in Moskau besonders griech. Hss. – indessen sind die Verzeichnisse sehr sparsam – Catal. von Matthaei, Leipzig 1804 2 Bde 8°. – in Petersburg. An andern Orten sind die Schätze sehr mäßig, die polnischen Bibliotheken sehr zerstreut – in Lemberg die Ossolinskische, in Warschau – in Ungarn mancherlei Schätze v. Hss. u. s. w. aus den Zeiten der Römer, liber aurarius in einem alten Bergwerk. –

Massmann, liber aurarius ed. In Griechenl. sind keine großen
Bibliotheken – in andern Klöstern am Berge Athos – Fabeln des Babrius,
die ältesten Bearbeitung in Choliamben – sonst nur zerstreute Hdschr.
vorausgeschickt. – Außer den vorhandenen Hdschr. in Bibl. ist es
nicht ohne Interesse, Kataloge der Bibliotheken des Mittelalters
durchzusehen, sie sind sehr wichtig – so haben wir Kataloge von
versch. Bibliotheken. Alcuin verfasste einen poet. Katalog
Eboracum (York) – Serapeum – Katalog von Bobbio,
angelegt im 10. Jahrh. – bei Peyron, Cicer. orat. fragm. inedita
worunter einige aus dem IV u. VI Jahrh. noch erhalten. –
Die Incunabeln sind wichtig, die gedruckt sind vor 1500 – sie
haben häufig den Werth von Hdschr. – oft sind die Hdschr. nicht mehr
vorhanden, aus denen die editiones principes geflossen sind.
Ueber die Incunabeln. – Annales typographici von Maittaire
Gravenhaag 1719–25, 5 Thle in 3 Bd. – London Amsterdam 1733–41 (2 Ausg.)
Supplementum adornavit Mich. Denis, Viennae 1782 2 Bde 4°
Annales typographici von Panzer, Nürnberg 1793–1803
11 Bde in 4°, – noch genauer d. Werk bis 1536. –
Hain – Serapeum – Ueber berühmte Drucker u. Druckereien
ebenfalls Werke – so über Aldus, Plantinus – die Drucker
waren die ersten Zt. meistens gelehrte Leute, so auch Joh.
Froben in Basel, Freund des Erasmus. –
Ebert, allgem. bibliogr. lexikon, 2 Bde 4°, Leipzig 1821. 30. wenn
bibliogr. merkwürdige Bücher aus allen Fächern angeführt sind –
sorgfältige Beschreibg. liegt zu Grunde.

11. 5.

Schweiger, handb. d. klass. bibliographie, 2 Thle in 3 Bde Leipzig 1830, 32. 34.
sehr sorgfältig gearbeitet – er war bei der Bibliothek in Göttingen angestellt. – S. F. W. Hoffmann, bibliogr. lex. d. gesamten litteratur
d. Griech. u. Römer, Leipz. 1830, nur der 1. Bd ist erschienen – dann
von demselben Lexicon bibliographicum sive index
3 Bde. Leipz. 1832–36, gegenwärtig das ausführlichste über die Ausgaben griech. Schriftsteller – das deutsche Werk erschien in 2. Ausg.
in 4 Bde, Leipzig 1838. – Andere haben die neuere Literatur seit
1750 verzeichnet – so Ersch – Elmsley, biblioth. auctorum classic.

sche Gesellschaft – Geissler: bibliogr. handb. der philol. literatur der Deutschen – Leipzig 1845 (3 Aufl.) enthält nicht nur die Klassiker sondern auch alle auf die sprachl. Texte bezügl. Werke. Unterhaltend würde das Werk von Engelmann, bibliotheca script. class. nebst einer literar. Übersicht 1858 (7 Ausg.) sorgfältig u. fleißig gearbeitet. Von demselben ist auch eine bibliotheca philologica od. alphab. Verzeichn. von Gramm. Lex. u. a. Werken, welche zum Studium der lat. u. gr. Spr. gehören – Leipzig 1853 (3 Aufl.)

Populäres Verständniß der Sprachen.

Eine zweite Gattung von Hilfsmitteln soll das populäre gramatische Verständniß bewirken – dazu gehört die lexical. Kenntniß u. die gramm. Diese Kenntniß der Sprache kann ihrer Natur nach keine wissenschaftl. sein. Die populäre Gramm. braucht aber darum nicht von unwissenschaftl. Lehrern verfaßt zu sein sondern es muß ihr eine wissenschaftl. Forschung zu Grunde liegen. Wie der Unterricht auf dieser Stufe zu geben ist, darüber werden wir später sprechen. Ferner kann noch eine populäre Kenntniß der Realien hierher gerechnet werden, man muß sich aber auf der Schule mit Reallexiken begnügen. Von wissenschaftl. Zusammenhang ist natürlich dabei nicht die Rede. Früher war das Hederichsche Werk bekannt – jetzt veraltet – Funke ebenfalls veraltet – für die röm. Antiq. ein Werk von Pitiscus, Haag 1737 3 Bde fol. – Pauly, fortgesetzt von Walz u. Teufel, Realencyklopaed. der klass. alterthumswissenschaft – Stuttgart. Den Standpunkt der Schule halten fest: Lübker, Ingelslef u. a.

3. Die Anwendung des populären Verständnisses auf das nachzuweisende Material

um dadurch zur Lösung von wissenschaftl. Aufgaben zu gelangen. Diese Übungen sind nicht für Anfänger bestimmt, das practische Verständniß des Materials muß schon vorhanden sein. Die Vorbereitung ist eine nothwendige Stufe. Was nun hier zu leisten ist, ist dreierlei:

Man muß zunächst, wenn der Stoff nachzuweisen ist, ihn in

seiner Echtheit, u. zuverlässiger Form haben – 2) muß man sein
wahres Verstg. vermitteln – 3) den gegebenen Text beurtheilen, seinen
relativen Werth in Bezug auf die im Alterth. gegebenen Normen,
ihm seine Stelle anweisen in den successiven Leistungen des Alterth.
Es ist nicht von einer Beurtheilung nach moderner Art die Rede;
sie hat nur zu vermitteln, welchen Werth jedes Werk auf dem Stand-
punkt des Alterth. hat. Jedes Werk ist eine Manifestation des
nationalen Geistes u. nur als solche haben wir es aufzufassen.
Diese 3fache Aufgabe vertheilen wir an 3 Disziplinen: die 1te
Aufgabe ergibt die niedere Kritik u. Verbindung mit Paläographie;
2) das wahre Verständniß jedes Werkes ergibt die Hermeneutik;
3) die Schätzung jedes Werkes nach obiger Weise fällt der höheren
Kritik zu. Alle 3 stehen untereinander in der engsten
Verbindung; man muß mit der Kritik beginnen, denn das gewöhn-
liche Verständniß bringt jeder mit, das method. u. wissenschaftl.
Verständniß aber ist die letzte Aufgabe.

1. Die niedere Kritik.

wird gewöhnl. philolog. Kritik genannt – bei den Griech. Be-
richtigung der Texte, διόρθωσις od. τὸ διορθωτικὸν μέρος. Seinen
Grund hat das darin, daß man bei der Wiedergeburt der Wissen-
schaften zuerst damit beginnen mußte, es war die nächste Aufgabe,
die Texte zu berichtigen, um sie deutlich u. verständl. zu machen
u. ihm eine glaubwürdige Gestaltung zu geben. Die Wahrheit
nach seinen Schwierigkeiten, die Methode dafür hat sich erst ganz
allmählig ausgebildet.
Wir müssen uns die Anfänge der Kritik u. ihre allmählige
Entwickelung vergegenwärtigen. Wir beginnen mit dem Ver-
fahren der Kritiker im Alterth. selbst. Im Alterth. hatte der
Name κριτικός einen andern Sinn, als heutzutage – Lehrs, de
vocabb. φιλόλογος, γραμματικός, κριτικός Königsb. (progr.) Henr.
Stephanus, de criticis veteribus graecis et latinis, Paris 1587.
So kann man genau bestimmen, was unter Kritik bei den Alten
verstanden wurde; es war es nicht so die diplomat. Kritik, wie
heutzutage, sondern hauptsächl. die ästhetische, die Beurtheilung der
dieser in der Kunst ihrer Darstellung, ihrer Sprachgebrauch,
Versbau, Metrik – dabei stützte man sich auf Argumente, die aus der

14. 5.

harmonisch genommen werden können. Dabei wurde auch über die Aechtheit von Stücken u. einzelnen Werken entschieden u. diese Thätigkeit schreiben sich die Gramm. zu, wie wir ihn aus den erhaltenen Scholien ersehen können. — Steph. Byzant. — Was wir jetzt Kritik, u. zwar niedere, diplomat. Kritik nennt, diese nannten die Alten διόρθωσις, τὸ διορθωτικὸν μέρος — vgl. noch Walch, de arte critica vett. Romanorum liber Jena 1771 (3 Ausg.); Egger, essai sur l'histoire de la critiq. chez les Grecs suivi de la poetiq. d'Arist. et d'extraits etc. Paris 1849. — Im Allgem. schloß, als die Literatur noch blühte u. die Produktion überhaupt in frischer Bewegung war, dachte man vorzugsweise natürl. an die Gattungen, den Inhalt, die Kunstformen im Allgem. statt an das Einzelne, um sich zu fragen, an die Kritik der Buchstaben zu denken. — Als ersten Versuch können wir die Anordnung des Redners Lykurgos ansehen, der dafür sorgte, daß von Staatswegen Exemplare der 3 großen Tragiker besorgt würden, die unter der Staatsaufsicht standen, ebenso wie die Schauspieler, die sie aufführen sollten. Später kamen diese Exemplare nach Alexandr. u. die Athen. erhielten nur Abschriften zurück. — Wie wenig man an das Einzelne dachte, davon geben den besten Beleg die homer. Gedichte. — Mit der Zeit aber u. durch die Studien der Gramm. mußte man immer mehr aufmerksam werden auf die Verschiedenheiten im Einzelnen, auf Ungenauigkeiten der Abschriften. Eine ganze Reihe Kritiker geben die homer. Ged. ab. Aristarch. — Man müßte hier auch eingehen auf das ganze Bücherwesen, das würde uns zu weit führen. Die ältere Literatur findet bei Fabric. bibliogr. antiq. p. 950. Bernhardy encyclop. d. philol. p. 131. — Ueber die Schreibmaterialien u. die Zubereitung des Papiers der Alten. Wüstemann in der Schrift Unterhaltung. aus der alten Welt für Garten- u. Blumenfreunde, Gotha 1854. — Massmann, liber aurarius s. tabulae ceratae, Leipzig 1840 4°. — Hercule Gerot, essai sur les livres d'antiquité — Paris 1840

trugen wie nach der Genauigkeit der Texte u. Abschr. so werden wir bei den Alten Belege dafür finden, weit aber weniger dafür, daß das Corrigiren fehlerhafter Hschr. methodisch betrieben würde. Da jeder Abschreiber sich beim Schreiben hie u. wieder versah, so war es ein Nothwendiges, die fertige Abschr. mit dem Original zu vergleichen. Daher wird es auch besonders eingeschärft, daß nicht unverglichene Hschr. verbreitet werden sollen. — Die ἀντιβολή, ἀντιβάλλειν der Griechen, referre, relegere, recognoscere bei den Röm. kam allerfrühestens wird dieser Schluß der Abschr. bei christl. Schr. Irenaeus hat die Abschreiber seiner Schr. [illegible] u. eidlich verpflichtet, die Vergleichung nicht zu unterlassen — Euseb. hist. eccles. V.20. — Dieselbe Verpflichtung hat Rufinus übersetzt Hieron. aufgenommen in sein Werk, de histor. ecclesiastico c. 35. Eine ähnl. Verpflichtung findet sich vor der Chronik des Hieron. Bei den Kirchenvätern wird auch sonst über Nachlässigkeiten geklagt u. Strabo sagt (XIII. 419), daß manche Buchhändler sich schlechter Abschreiber bedienen u. nicht für die Vergleichung sorgen. S. u. [illegible] dieser Vorsicht. So auch bei Galen ad Quint. III.5. — Vgl. Gell. V.4 — So ist es auch bei Cicero — In Rom wurden besonders Hschr. geschätzt, wenn man wußte, daß sie von tüchtigen Männern corrigirt u. emendirt waren. Wo sich namhafte u. ausgezeichnete Grammatiker mit der Emendation eines Exemplars beschäftigt hatten, wurde dies ganz vorzügl. geschätzt — Vgl. Gellius XVIII.5. Sueton. de ill. gramm. c.24. Vossius de Aristarch. I.8 u. sonst. — Die Gramm. die sich mit der Emendation beschäftigten, pflegten ihren Namen darunter zu setzen u. es zu bezeugen — noch jetzt erhalten: N.N. recensui et contuli, oft mit Angabe des Namens, Titels, des Ortes der Zeit, der Consuln u. des Kaisers — oft, ob sie die Arbeit allein vornahmen oder in Verbindung, denn oft vereinigten sich zwei zu einer Emendation — antilegere — Auch wird angegeben, daß sie ohne Exemplar emendirten — emendavi sine exemplario wie Flavius Eutropius in der Emendation des Vegetius in Constantinopel. Manche verrichteten die Arbeit unter Aufsicht ihres Lehrers —

s Sallustius beim Apuleius – solche Subscriptionen sind vorhanden bei Livius u.s.w. – beim Virg. – u. mehreren andern; diese Subscriptionen sind in neuerer Zeit sorgfältig gesammelt worden O. Jahn in der Leipz. des Persius, Schneidewin ed. Martialis – Mus. des rhein-westphal. Schulmännervereins III. 3 u. 4 – O. Jahn, über die Subscriptt. in den Handschr. röm. Classiker – Zeitschr. der Kgl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften von 1851 – die kirchl. u. schol. Schr. hat er ausgeschlossen. Diese Subscriptt. haben zu späteren Irrthümern Veranlassung gegeben, die Späteren glaubten, es beziehe sich auf das vorliegende Exemplar u. haben deshalb solche Exemplare für sehr alt gehalten – so wurde die Subscript. des Sall. (4. Jahrh.) im Cod. des Apul. auf diesen Text. bezogen, der in demselben Bande steht, überhaupt ist nur durch Untersch. der Mittelglieder bis etwa in d. 9. Jahrh. fortgepflanzt.

15. 5.

Wir erwähnen noch, worauf sich vorzugsweise aber die Thätigkeit der Gramm. erstreckte: 1) die collatio, 2) die emendatio, 3) die distinctio u. 4) die adnotatio – diese Geschäfte sind meistens verbunden, wenn sie auch nicht in jeder Arbeit vereinigt wurden. Sueton. de ill. gramm. 24 faßt diese Thätigkeit zusammen, indem er vom Gramm. Valerius Probus sagt, daß er viele Exemplare zusammengebracht habe (der coll. wegen), dann folgt die emendatio, distinctio u. adnotatio. Bei der emendatio ging man nur von der Voraussetzung aus, daß sich Schreibfehler eingeschlichen hätten. Freilich traf diese Voraussetzung nicht immer zu – außer solchen Schwierigkeiten standen die Alten ziemlich fern, da die Originale noch nicht sehr abwichen. – Cassiodor de orthogr. – auf Orthographie wurde vorzüglich geachtet, wo Schreibfehler emendationes u. einer genauen Kritik ist gar nicht die Rede, es war nur ein Hineinarbeiten der mendae. Die distinctio bezog sich auf die Trennung der Worte, dann der Satztheile u. Redetheile durch die Interpunction, die ebenfalls von den Griech. schon eingeführt u. geordnet war. – Cassiodor, de orthogr. 1. – Diese ist nicht immer mit großer Genauigkeit ausgeführt worden, u. wo es geschehen, hat sich dieser Fleiß nicht immer bis in's Mittelalter fortgepflanzt.

Zur distinctio kann noch gerechnet werden die Trennung u. Zer-
legung eines Werkes in Bücher – solches haben die Gramm. gethan
beim Naevius, Lucilius, wie Sueton, de ill. gramm. bezeugt. Des
Zonaras Annalen sind von [illegible] in 2 B. zerlegt, die Theilung
[illegible] L. ist noch in der Hdschr. geschehen. – Unter der adnotatio
ist zu verstehen das Versehen mit notae, die von den Alexandr. an-
geführt u. vorzugsweise bei den Dichtern u. namentl. Homer. an-
gewandt wurden. Ein Codex des Homer ist noch mit solchen Zei-
chen versehen, der Venetus – Ausgabe von Villoison. –
Dahin gehört das obelizein, chresimon u. achresimon u. dgl. Diese
Zeichen sind auch bei andern Schriftstellern angewandt worden, nicht
überall wurden dieselben Zeichen angewandt – so kommen sie beim Plato
vor, [illegible] sind bei Diog. Laërt. III. 65 mit der Anmerkung von
Menabius(?). Bei den Römern heißt [illegible] die adnotatio, das
wird [illegible] so [illegible] betrieben, wie bei den Grech. – Ein
Verzeichn. dieser Zeichen bei den Röm. bei Isidor, etymol. u.
in einem paris. anecdoton – Ztschr. für Alterthumswissenschaft, 1845
n. 11. 14 u. 50. – In der Hdschr. aus [illegible] Kloster, auch in solchen
wie in der Sabzir.(?) gesagt ist, daß [illegible] den Cod. adnotirt habe,
wie beim Persius. Cassiodor erwähnt das achresimon – de instit. I. 1
Prudent. Tricassinus in der Vorrede zu de praedestinatione contra Jo-
hannem Scotum Erigenam – bibl. max. vett. patrum, XV p. 486 erwähnt das
chresimon u. achresimon, um [illegible] Stellen anzudeuten u. den
frommen Leser [illegible] zu warnen. Sonst aber verschwinden diese
Zeichen im Mittelalter ganz. Uebrigens ist die Zahl der Hdschr. u.
Werke nicht groß, von denen wir sagen können, daß sie direct
aus der Hand der alten Gramm. auf uns gekommen wären, von
Autographen ist so gut wie gar nicht die Rede. Autographa haben
wir allerdings aus dem Mittelalter von Tzetzes u. a. aus
dem Alterth. dagegen, abgesehen von den hercul. Rollen u. den
Papyrusrollen in Aegypten (Stücke davon von Homer, Hyperides)
sind die ältesten Hdschr. die sogenannten Palimpsesten, die das
Schicksal gehabt haben, daß nach Vertilgung der ersten Schr.
ein anderer Text darauf gesetzt wurde – es ist eine Masse

im Klöstern zerstört worden, die seltensten Hss. wurden so vernichtet. – Auf diese Weise wurden entdeckt Stücke von Cicero, Fronto u. verschied. andere von Livius, Seneca – manche hatten das Schicksal, daß das Pergament zweimal u. dreimal seinen Text veränderte. So ist vor Kurzem ein Stück von Granius Licinianus (lat. Histor.) gefunden worden, auf ihm wurde ein lat. Gramm. gesetzt u. auf diesen wieder eine syrische Uebersetzg. von Chrysostom. Homilien. – Merobaudes, Vegetius u. mehrere andere waren zu einem vocabularium verbunden – (ed. Niebuhr) Wenn gelingt, die ältere Hs. wieder hervorzulocken, so gehen diese Texte meistens in eine sehr frühe Zt. zurück – manche aus dem 2t u. 3t Jahrh. – In der Rehdigerana ist ein Palimpsest, wo älteste Hs. eine kirchl. Schrift stand, auf die Homer gesetzt wurde – In einem Codex des Strabo in Paris hat Hase rescribirte Blätter aus Cassius Dio entdeckt, diese zerstörte Hs. war etwa aus dem 9 oder 10t Jahrh.; unter diesen Blättern waren auch Reste einer septuaginta in Uncialen, vielleicht aus dem 6 Jahrh. Die zerstörte Hs. ist zwar in manchen Fällen sehr leicht zu erkennen, wenn sie zwischen den neuen Zeilen steht, wo sich mit chemischen Mitteln sie gänzlich lesbar machen läßt, aber in manchen Fällen ist sie unbedeckt, oder die neue Hs. ist die alte mit dichter Dinte hineingesetzt worden – Palimpsest des Plautus in Mailand. Sie ist im Allgem. nur sehr mühevoll zu verwenden bar. Chemische Mittel: Gallusäpfeltinctur, noire de Galle, wenn das Uebel nicht sehr groß ist – am besten bei Pergamenthss. anzuwenden, wo die Hs. etwas erloschen ist – bei alten Pergamentschriften: ammonium hydrosulphuratum, nicht sehr übel – das probateste Mittel. Mit solchen Hdschr. kommen wir auf solche Zeichen, die auch antike Leser u. Gramm. emendirt u. corrigirt haben; bei den meisten Werken aber fehlt uns eine solche ältere Recension. –

18. 5.

Die Kritik im Mittelalter wurde ebenfalls erschwert durch
Mangel an Hdschr. um sie vergleichen zu können, da sie alle sehr
theuer waren. Man hatte also gewöhnl. nur eine Hdschr. u. war
dann bei corrupten Stellen auf Willkür u. Conjecturen an-
gewiesen – Oft fehlte auch der Fleiß; die Bibliotheken wurden
nicht immer so sorgfältig verwahrt u. gehütet, wie z. B.
die des 90 jährigen Cassiodor im Kloster Vivarium – vgl. seine
institutiones rerum div. et human. – bei manchen Klöstern
war die Sorgfalt für Bibliotheken sehr groß; es gab dafür
auch bestimmte Einrichtungen; es gab besondere
Zellen nur für das Schreiben; ein bestimmter Platz, das scripto-
rium; die Bibliothek hatte unter sich – der armarius
die Codd. wurden oft stückweise – Vogel in Serap. IV. n. 2–4. –
abgeschrieben, wie sich dies auch in unsern Hdschr. oft erkennen läßt. Außer dem Schreiben
folgte nur der Vollendung der Hdschr. gewöhnl. noch die collatio;
dann das Geschäft der miniatores – in vielen Hdschr. fehlen die
Initialen, weil der miniator sein Amt noch nicht vollzogen
hatte – dieselbe Sitte herrschte auch bei alten Ausgaben, wo
die Initialen ebenfalls gemalt oder später eingelegt wurden.
Vom Geschäft der miniatores ist das der illuminatores zu unter-
scheiden; auch die einzelnen Abschnitte im Laufe des Werkes wurden
oft noch durch eine rothe Schrift bezeichnet. Das Einbinden fiel
wieder Andern zu – das Pergament bedurfte auch einer besondern
Zubereitung, es wurde liniirt mit einem eisernen
stilus. Wo alle diese Geschäfte mit Sorgfalt u. Fleiß verrichtet
wurden, läßt sich erwarten, daß die codd. so correct waren, als
es irgend möglich war. Oft aber fiel diese Sorgfalt weg; unwissende
Menschen, die oft gar nicht oder nur sehr wenig Latein verstanden,
schrieben die Hdschr. ab u. verderbten den Text.

Sehr oft wurde auch das Abschreiben als Strafe verhängt u. der cod. pro poena abgeschrieben, wobei sich auch nun sehr großer Verfall nicht erwarten läßt. Oft kam dazu wesentliche Täuschung. Wenn Fehler entstanden, so suchten nun Andere wieder dieselben zu emendiren, wobei sie oft das Richtige nicht trafen, aber doch wenigstens etwas, was wahrscheinlich oder verständlich war. — Diese Fehler u. absichtl. Täuschungen sind in verschied. Werken u. Zeitaltern sehr verschieden. — So ist Vegetius de re militari emendirt von einem Flavius Eutropius im J. 450 zu Constantinopel (sine) sine exemplario. Diese Emendation werden wir jetzt kaum wiederherstellen können. Die ältern Hdschr. in Bobbio, St Gallen sind verloren gegangen, die jetzt vorhandenen ältesten sind aus dem X Jahrh. Eine andere zeigt uns, daß in der caroling. Zt. eine neue Recension veranstaltet wurde. Der Druck derselben ist von Haase von Rabanus Maurus gerichtet an Kaiser Lothar. Im J. 1399 hat in Köln der Guardian der Minoriten Emericus de Kerpene eine Abschr. des Veget. machen lassen, jetzt in Erfurt in der Amplonianischen Biblioth. Der Schreiber war unwissend u. nachlässig, deshalb hat ein anderer Minorit geschr.: domine non intelligenter scriptorem ordinasti. — Denn Veget. fehlt in allen ältern Hdschr. an ... eine Stelle, findet sich dagegen in den ältesten Hdschr. —

Sehr bedeutend ist hierbei auch der Einfluß der Zt. u. Ört. hat sehr mannigfach gewechselt. In Deutschland war es durch die Bemühungen der Carolinger gelungen, ausgezeichnete Schulen zu gründen, aus denen sehr gelehrte Männer hervorgingen, so Einhardt, Rabanus Maurus u. a. Indessen sind diese Anstalten bald wieder zu Grunde gegangen u. in Italien dagegen waren die Umstände anders, in der Caroling. Zt. lagen die Wissenschaften dort sehr darnieder, ersten Anfänge der Wiedergeburt der Wissenschaft, das Aufkommen der röm. Rechts-

ständen im 12. u. 13. Jahrh. u. die Verbindungen mit dem Orient
führten eine neue Pflege der Wissenschaft herbei. Alle diese
Umstände muß man im Auge behalten, will man die Beschaffen-
heit des betreffenden Textes richtig würdigen. Sind z.B. Inter-
polationen mit Gewandtheit vollbracht u. verrathen sie eine
Kenntniß der class. Spr. so können sie in Italien frühestens
aus dem 6 oder 7. Jahrh. herrühren oder erst im 14. u. 15. Jahrh.
entstanden sein. In Deutschl. können auch in der Caroling. Zeit u.
[illegible] u. gewandte Interpolationen gemacht sein u. dann erst im
15. Jahrh; bei manchen Schriftstellern findet man Interpolationen
aus alter u. neuer Zt, wie beim Ovid.

21. 5.

Die größte Menge der Hdschr. rührt aus der Zt. der Wiedergeburt
der Wissenschaften; der Eifer, Hdschr. damals hervorzusuchen war
groß — Poggius, Guarinus Veronensis, Angelus Politianus, Pomponius
Laetus — alle suchten nicht nur Hdschr. sondern schrieben auch
welche ab. — Flavius Blondus Forliviensis, Italia illustrata p.
erzählt, er habe in seiner Jugend den Brutus des Cic. gefunden
u. ihn mit merkwürdigem Eifer abgeschrieben. So hing Vieles
vom Zufall ab. Wie einzelne Gelehrte u. Privaten darauf
ausgingen, Bücher aufzusuchen, so geschah dasselbe von Seiten
der Republiken u. Fürsten — Nicolaus V., Alphons in Neapel,
die Mediceer. — Enoch Asculanus brachte als Agent des Papstes
Nicolaus V. Frankreich — Durch ihn wurde Suet. de ill. gramm. nach
Rom gebracht, u. tragoedia Orestes, ein [illegible] Gedicht aus späterer Zt.
Leo X ließ mehr für seine Privatbibliothek sammeln, als für
die Mediceische, sie kam später in die Florentinische Bibliothek;
für ihn wurde der Corbeyer Cod. des Tacit. entwendet — jetzt in
Florenz. Mit dieser Thätigkeit, Hdschr. aufzutreiben war natürl.
die andere verbunden, sie abzuschreiben, was in Italien im XV
Jahrh. mit großem Eifer u. zum Theil fabrikmäßig betrieben
wurde. —

Die allerthätigste Industrie dieser Art ward geübt in Florenz u. hier wurde am meisten d. erste Bibliothek des S. Marco Klosters gegründet von Lorenzo v. Medici – hier fand Petrarca die Briefe des Cic., hier war auch der longobard. Cod. der letzten Bücher des Tacit.; ferner der einzige Cod. von Varro de lin. lat. u. der beste von Varro u. Cato de r. r. – Keil, observatt. in Varronis et Catonis de r. r. libros, Halle 1849 p. 13. –

Bei dieser Industrie verfuhr man auf sehr versch. Weise. Häufig schrieb man gedankenlos ab, häufig aber auch zierlich auf Pergament, in eleganter Schrift. Bei solchen sorgfältigeren Abschr. sind die Abschreiber oft scharfsinnige Gelehrte gewesen, die nach ihrer Weise den Text lesbar u. correct machen wollten. – Nothwendig war dies z. B. beim Plaut. u. Terenz, da diese Stücke auch später aufgeführt wurden, wie am Hofe des Königs Alphons von Neapel. So ist es aber auch bei andern Autoren geschehen, dass sie häufig gewaltsam u. [illegible] corrigirt wurden – so der Cod. Budhensis des Tacit. u. der Cod. Corvinianus der röm. Elegiker. Diese Interpolationen sind auch in die gedruckten Ausgaben hinein[illegible] Jh. herrschend gewesen, so waren bei vielen Autoren vollständig verdorbene Texte, bis man eine ältere u. zuverlässigere Quelle auffand. So ist es auch der Fall mit den scriptt. historiae Augustae. – Man muss nun diese Interpolationen entfernen, eine Aufgabe der Philol. welche nicht ganz leicht ist. Die Interpolationen des Mittelalters sind viel leichter zu erkennen, sie erscheinen gewöhnl. keine Fertigkeit in der klass. Literatur u. zeigen oft deutlich den Stempel mittelal. Ansichten. – Haase, de studiis medii aevi philologicis, Breslau 1856. – Schlimmer ist es bei einzelnen Verderbnissen, die möglicherweise aus allen Jh. herrühren können; so sind Glossen sehr häufig in den Text gerathen, Varianten, erläuternde Zusätze – wie im alten Cod. des Tacit,

der Aeside,
eine Erklärung der Feder hineingekommen ist u. in dem V. Bd. der
hist. [illegible] Zeitschr. – Was die griech. Handschr. anbetrifft,
so ist zunächst zu bemerken, daß ältere Handschr. von griech. Werken
gar nicht im Abendlande geschrieben werden
fast gar nicht oder nur sehr wenig. – man verstand das
Griech. u. auf griech. Boden geschrieben; die größte Zahl [illegible] Alle alten Handschr. sind von
[illegible] rührt aus dem XV. Jahrh. die älteren sind [illegible]
worden – die meisten [illegible] bei der Wiedergeburt der Wissen-
schaften abgeschr. u. viele gebildete Griech. beschäftigten sich damit.
Michael Apostolius schrieb viele Handschr. eigenhändig ab – [illegible]
an der [illegible], nach Tode des Theod. [illegible]
Antonius Eparchus, Angelus Bergetius (aus Creta) schrieb viele
Handschr. in Paris unter Heinrich II., seine Tochter [illegible]
beschäftigt u. verfertigte [illegible] seine Schrift galt für
besonders musterhaftig u. Henr. Stephanus ließ nach derselben seine
Typen schneiden. Andreas Darmarius in der 2. Hälfte 1560–80 – der
fruchtbarste von allen Abschreibern – Vogel, Verzeichn. [illegible]
Abschreiber aus dem XI – XVI Jahrh. nach [illegible] Handschr. – [illegible]
1874 n. 14–22 u. [illegible] in Serap. 1846 p. 257 [illegible]. –
[illegible] von Xenoph. Cyropaedie im Altendorfer cod. – eine
Recension von Theod. nur in Cod. Vat. u. einem Paris. (vom 7. u. 8.
[illegible]) u. in der lat. Uebersetzg. des Laurentius Valla – diese Recen-
sionen sind sehr geschickt angestellt. Jüngere Recensionen
von Demetrius Triclinius, der ein großer Metriker zu sein
glaubte, weil er das encheiridion des Hephaestio kannte. –
Tzetzes verfaßte eine Masse von Commentaren zu versch. Autoren
von ganz unglaublicher [illegible] – [illegible] im Mittelalter viele
Andere, wie die Psellii u. a. [illegible] in Bezug auf das
Abendland [illegible] der [illegible] im Mittelalter [illegible]
[illegible] in Bezug auf das byzant. Reich. [illegible]
Durch die Erfindung der Buchdruckerkunst ist eine bedeutende

22. 5.

Änderung in der Behandlung der Texte vorgegangen. Man
war zwar anfangs zufrieden, wenn man nur eine Handschr. zum
Abdruck hatte – gewöhnl. wurden die verschiedenen Fehler mit
abgedruckt oder noch neue hineingebracht. Die editiones princi-
pes haben daher bedingterweise den Werth der Handschr. aus denen
sie geflossen sind – die Handschr. selbst sind sehr häufig verloren
gegangen. Allmählig bei wiederholten Abdrücken wurde
von den Herausgebern bemerkt, daß die Texte vielerlei Fehler
enthalten u. man wünschte sie zu beseitigen – da wurde wohl die
eine oder andere Handschr. zu Rathe gezogen, die gerade zur Hand
war – wo man keine Handschr. mehr hatte oder die Fehler nicht
herausbekommen konnte, wurde durch Conjectur geholfen.
Wenn man mehrere Handschr. in jener Zt. benutzte, so geschah
das unmethodisch u. ungenau. – Petrus Victorius in Florenz
zeichnete sich durch Genauigkeit aus. Außer ihm, daß leicht-
fertig mit diesen Sachen umgegangen wurde u. man sich Be-
trügereien u. Täuschungen erlaubte. – Caspar Barth, ein
sehr großer Gelehrter in Deutschland – große Adversarien
– vieles ist aber erlogen u. erdichtet – so hat er die Dichtung
gemacht, einige Poesien dem Vestritius Spurinna angedichtet
– In neuester Zt. ist Ähnliches auch vorgekommen – Ahlwardt
in Greifswalde fingirte neapolitan. Handschr. des Pindar. –
Doch mußte man sich einigermaßen über die Methode einigen,
die bei Wiederherstellung alter Texte anzuwenden war – man
richtete sich aber auf die nöthigsten Bedürfnisse – zuerst auf
das Lesen. Daher war die Methode der Kritik zuerst hauptsächl.
paläographisch – Franciscus Robortellus, de arte corrigendi an-
tiquorum libros; Caspar Scioppius, de arte critica et prae-
cipue de altera ejus parte emendatrice – commentariolus –
Amstelod. 1662 mit Wiederholung der Schr. des Robortello. – In
der folgenden Zt. ist die Paläographie weiter ausgebreitet,

u. in größeren Werken behandelt wurde. Der Grundsatz der
Kritik blieb aber vorzüglich noch der, daß man nicht die ganze
Ueberlieferung, sondern gewöhnl. die Vulgata zu Grunde legte, die Hdschr.
subjectivem Urtheil u. Geschmack wegen natürlich war — Man ge-
langte dabei, eine sehr gute Bekanntschaft des Kritikers mit
seinem Autor zu verlangen — Justus Lipsius — wußte den
Tacitus ganz auswendig; seinen Stil hat er sich später angeeignet;
für die Ausgaben der Autoren der Kaiserzeit hat er auch am
meisten geleistet. Aber doch die Richtung der Polyhistorie, die
die der Kritik nicht sehr günstig war. Casaubonus, Salma-
sius zeigen zwar sehr häufig, daß sie zwar das Rechte treffen,
dagegen die Form verfehlen. Der bedeutendste unter ihnen war
Joseph Scaliger — er besaß neben einer ungeheuren Gelehrsamkeit
auch eine große sprachl. Gewandtheit u. einen bewundernswerthen
Scharfsinn. Sein Hauptverdienst liegt in der chronol. Ordnung
der Weltgesch. wo er sich dagegen nicht strenger legte, erhoben
seine Kritik zu Wahrheiten oder als Schule des Witzes ansehen
könnte. Dagegen konnte sein Scharfsinn von großem Nutzen sein
bei Autoren, wo die Ueberlieferung schwankend u. lückenhaft
war, wie bei Varro u. Festus. Hierauf folgte die sogenannte
ältere holländ. Schule, in der man die hermeneutisch-polyhistor.
mit der paläograph.-kritischen zu vereinigen bemüht war. — Für
die Kritik waren die Holländer sehr thätig — ... Ge-
sammelt haben der neueren Richtung, aber es waren nur Ge-
brauch verhielt es sich mit der Textkritik, wo sie die Sache selbst änderten,
von Materialien nachzusetzen, ohne von diesem krit. Gebrauch
zu machen, die mehr in die Tiefe gedrungen wäre, als man auch hier
die Masse von Wichtigkeit u. besonders sich ihr aufzuhalten
zu haben. Selbständige Geister gingen ihre besonderen Wege,

wie etwa Scaliger, wobei natürlich Willkühr u. subjectiver Geschmack vorherrschten. – Ähnlich verfahren Brockhousius, Burmanns u. a. andere [illegible] Salter – Joh. Friedr. Gronov. Ducker, Drakenborch, bei denen allen die Kritik in eine [illegible] überging – die zahlreichen Collationen wurden nicht sehr gewürdigt, als gezählt, die [illegible] ist ebenfalls nur oberflächlich u. schwankend.

24. 5.

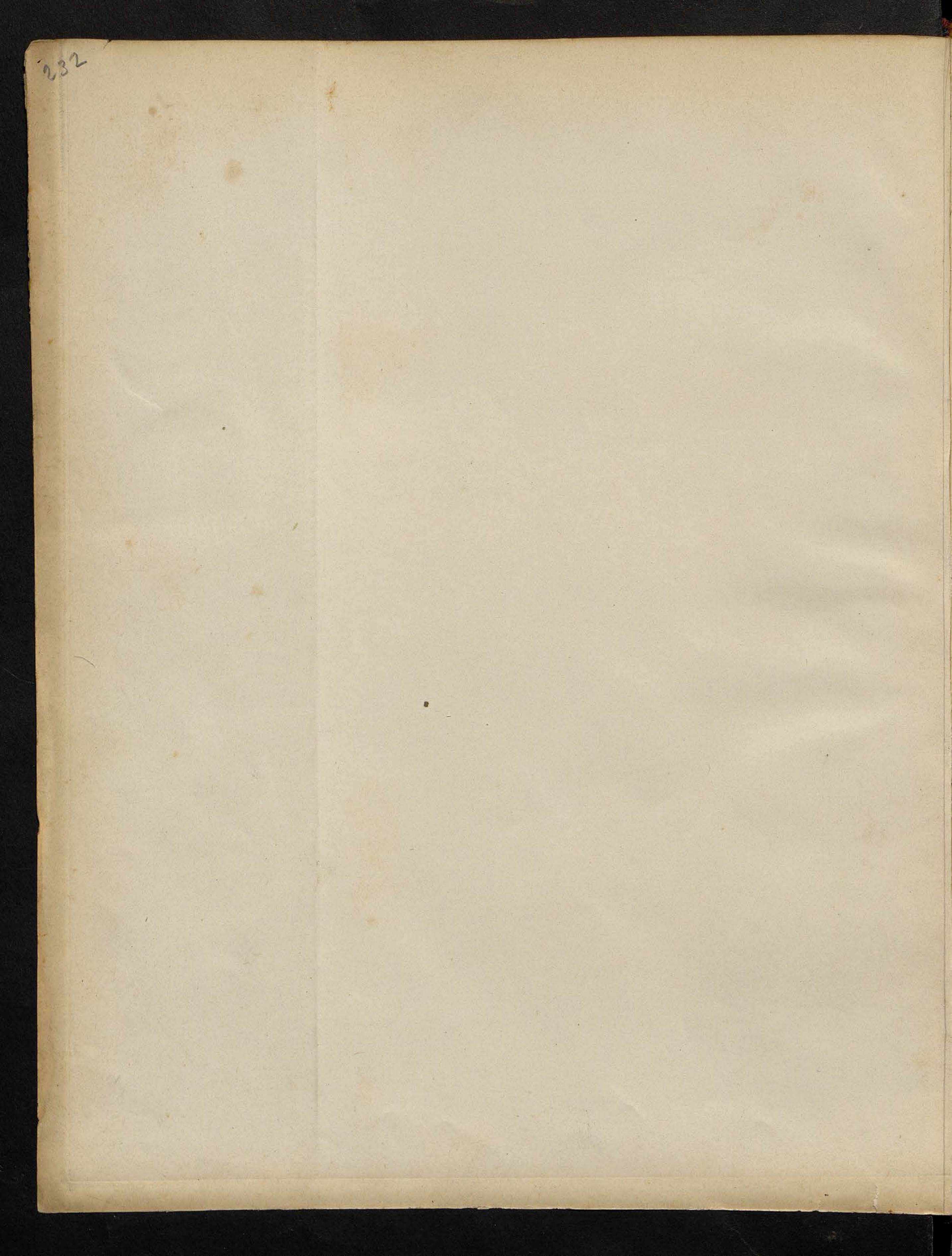
An diese Manier schloß sich eine besondere Art von Ausgaben an die sogen. cum notis variorum – nicht alle von gleichem Werth, zum Theil etwas fabrikmäßig angelegt – Graevius, Lipsius u. a. – [illegible] zur Seite stehen die sogen. Ausg. in usum Delphini; diese enthalten einen Auszug aus den früheren Commentaren in [illegible] Maaße. Die beigefügten indices sollten alle Wörter enthalten ohne weitere Erklärung – doch sind sie häufig nicht vollständig. – In Deutschl. wurde eine ähnl. Art von Ausg. von Joh. Christoph. Cellarius besorgt. So wurden die Ausg. immer dürrer u. dünner – c. notis in modum Minelli die sich auf eine bloße Worterklärung beschränken. Aber sind diese Ausg. von sehr verschied. Personen besorgt worden, Minelli selbst besorgte nicht viel. [illegible] hervorragend in dieser Gattg. sind die Ausg. von Thom. Farnabius; Bond's Ausg. des Horaz. – Man wurden diese notae deutsch verfasst – Immanuel Sincerus, der wahre [illegible] Jesaias Schneider, ein Prediger; Caspar Gottschling, Ausg. des Horaz – der letzte war Bückling – für die Kritik ist gar nichts geleistet, nur der Hermeneutik sollen die Commentare dienen.

Auf die bemerkten holländ. Schule folgte eine jüngere holländ. Schule u. eine engl. die eine begründet durch Hemsterhuis, die andere durch Rich. Bentley – während in Deutschl. Gesner u. einige andere die krit. u. exeget. Studien förderten. Am bedeutendsten ist Rich. Bentley – er hat die Kritik um einen großen Schritt weitergeführt u. vervollkommnet, einen eindringenden Scharfsinn verband er mit einer umfangreichen

Gelehrsamkeit in Sprach- u. Sachlichem. – Er beobachtete
zunächst genau den Sprachgebrauch eines Autors u. wandte
dann die Codd.; zugleich sollte die Kritik von dem inneren
Zusammenhange ausgehen, was der Richtung Bentl. besonders
zusagte. Die Forderung des Sinnes, wie er sie dialektisch de-
monstrirte, ging ihm über die Autorität der Hdschr.; hierin
liegt die Würde, aber auch die Schwäche der Einseitigkeit
Bentleys, die Schärfe des Verstandes ist das Maasgebende,
die Forderung des Sinnes bestimmt er subjectiv u. hierbei
läßt er sich die Individualität des Verf. entschlüpfen;
poet. Freiheit, poet. Schwung hervorgehend aus individuellen
Stimmungen u. Richtungen können nicht zu ihrem Rechte
gelangen, ~~während~~ wandte sie neben den Forderungen der
Feststellung des Gedankens nicht bestehen können. Wegen
der mannigfaltigen Vorzüge, die er auch solchen Texten bei-
legt, sind seine Commentare vorzügl. lehrreich u. können
als eine gute Schule der Kritik benutzt werden, ins Be-
sondere seine Commentare zum Horaz; große Verdienste
hat er sich auch erworben um Terenz, Phädrus u. um die
Kritik des neuen Testaments. Die Kritik der [illegible] von
[illegible] hat er ebenfalls mit Schärfe u. Gründlichkeit betrieben.
Die engl. Philol. nach Bentley erreichen ihn bei Weitem nicht,
sie richteten sich mehr auf die Kritik im Einzelnen u. Kleinen,
es zeigt sich bei ihnen zum Theil schon die Beobachtung des
Sprachgebrauchs – Dawesius, Toupius – Markland, sehr willkürlich
[illegible] scharfsinnig – andere völlig zügellos, von Wakefield,
Bourges – dagegen zeigt sich Rich. Porson durch seine schöne
Observation u. genaue Kritik; dieselben Vorzüge sind auch
dem Peter Elmsley eigen. Spätere sind weniger ausgezeichnet,
Bloomfield hat die Vorzüge der Genannten in sehr geringem
Maaße – andere haben andere Richtungen eingenommen,

Gaisford nahm eine mehr literarhist. angehauchte, kritische Richtung; er brachte vieles Neue zu Tage, was kein geringes Verdienst ist. – Cramer anecdota. –
Neben dieser engl. Schule ist die jüngere holländ. hervorzuheben, die mit Tiber. Hemsterhusius begann – die ausgezeichnetsten waren Valckenaer, Ruhnken, Wyttenbach – sie machen die Kritik zum Mittelpunkte des philol. Studiums, darüber vernachlässigten die übrigen Objecte der Philol. leiden, sie hatten für sich keinen Werth, wurden verschmäht u. erhielten eine untergeordnete Stellung. Das Sprachl. war die Hauptsache, Hemsterhuis stellte sogar für die griech. Gramm. ein besonderes System auf, das sich jedoch nur auf den etymol. Theil bezog u. sich später als unhaltbar erwies. Ferner hielten sich die holländ. Kritiker fern von allen übrigen wissenschaftl. Bestrebungen u. nahmen an der philos. Bewegung fast gar keinen Antheil. Ihre Gramm. blieb daher oberflächl., wie sie gewesen war u. blieb eine nur empirische Observation des Sprachgebr. Ruhnkenii dictata in Terentii Komoedias, Bonn 1825. – Ein anderes Verdienst aber haben sie noch, das namentl. durch Wyttenbach u. Hellas Licht getreten ist – Zusammenstellungen in der Litteratur, also Berücksichtigung der späteren Nachahmungen gen. d. Ansichten von einem Autor, was oft ein Lexic. ersetzt. – Wyttenbachs, Plato Phaedo u. Plut. moralia. – Das suchten auch manche Lücken in der Litteraturgesch. auszufüllen u. es ist von dieser Schule eine bedeutende Zahl von Monographien über einzelne verlorene Schriftsteller ausgegangen.

25/5.



4/6.

Kritik wie Hermeneutik muss methodisch betrieben werden, um zur objectiven Wahrheit am sichersten zu gelangen; der subjectiven Willkühr darf kein zu grosser Spielraum gelassen werden. Aufgabe der Textkritik ist es, das Original zu restituiren. – Die Methode, aus allen codd. gleichsam eine Mixtur zu machen, ohne in der Auswahl der codd. einem bestimmten Gesetze zu folgen, ist jetzt verschollen u. verworfen. Man ist zum entgegengesetzten Extrem übergegangen, man müsse nur eine Textesrecension als Grundlage annehmen – einen Cod. oder eine Hss-familie. Dies ist ebenfalls, so allgemein hingestellt, verkehrt, indem subjective Willkühr die Grundlage ist, so lange man nicht nachgewiesen hat, dass die eine Recension oder der eine Codex der beste ist u. dem Original am nächsten steht. Wie weit ein solches Verfahren führen kann, ist an Bursians Ausgabe von Seneca rhetor deutlich geworden. Wolff hat mit vollem Recht behauptet, dass man den Homer nicht mehr in der Urgestalt herstellen könne, sondern dass sich die Kritik hier eine weise Grenze zu ziehen habe, etwa die Recension der Alexandriner. Dieselbe Beschränkung ist auch auf andere Werke übertragen worden. Zunächst wird eine relativ beste u. älteste Recension aus den vorhandenen ermittelt, dass kann dem Original sehr fern stehen, wie die codd. der röm. Lyriker, die erst aus dem 14 Jahrh. stammen. Indessen ist es nothwendig, aus dem überlieferten Material diese relativ älteste Recens. zu ermitteln. So verfährt Becker, der grossen Scharfsinn mit viel Uebung u. einer gewissen Sicherheit verbindet; er ermittelt schnell, welche codd. hauptsächlich wichtig sind; sein kritischer Instinct hat ihn aber auch oft irregeleitet, so namentlich bei Aristoteles u. Plato.

Die andere Kritik sucht nicht den absolut besten, sondern relativ besten Text; diese Aufgabe ist sehr leicht u. fällt weg bei Werken, die nur auf einem Document beruhen; so verhält es sich mit Vell. Pater. dessen Cod. noch obendrein verloren ist. – Die 6 ersten Bb. von Tac. ann. beruhen auf dem Flor. Cod. Hierher gehören ferner Joh. Lydus, Festus; Cic. de rep. u. einige Reden, Fronto durch Majo u. Peiron aus Palimpsesten ediert. Ebenso gehören hierhin alle Inschr. Kaiserliche Verordnungen, Friedensbriefe des Volkstribun u. a.

Anders ist es bei denjenigen Autoren, die in einer großen Zahl von codd. vorhanden sind. Da können oft verwickelte Fragen entstehen. Viele Schriftsteller sind in versch. Jahrh. viel gelesen u. abgeschrieben worden, sie existiren in vielen sehr alten u. sehr jungen codd. Die Hdschr. des Virgil reichen bis ins 5. Jahrh. hinauf u. gehen auf der anderen Seite bis ins 15. u. 16. Jahrh. hinein. Dasselbe gilt von Horaz, Ovid, Lucan, den philosophischen Schriften des Cicero, von Seneca u. Juvenal; dann von Vegetius, Boëthius u. Vitruv. Von den griech. Schriftstellern wurde Homer stets viel gelesen, ebenso Aristoteles u. Plato, auch Hippocrates u. Galen. Andere dagegen sind sehr sparsam überliefert worden. Alle Hdschr.-Ueberlieferungen zu prüfen u. zu vergleichen ist unmöglich; es ist die Aufgabe vorhanden, aus der Vielheit zu der relativ besten Textesrecension zu gelangen. Hierbei ist gleich klar, daß eine große Zahl von codd. immer nur eine u. dieselbe Recension wiederholen; sie unterscheiden sich nur durch Versehen und willkürliche Abweichungen. So sind z. B. bei Virgil sehr alte codd. vorhanden, während alle jungen Hdschr. gar nicht zu berücksichtigen sind. Ribbeck giebt jetzt denselben aus den ältesten codd. u. den Citaten bei den Gramm. heraus.

Die griech. Geographen sind aus ein paar ganz jungen Hdschr. edirt worden; im J. 1838 ist ein cod. zu Tage gekommen, welcher viel älter ist u. der sich als deren Quelle darstellt. Nach ihm hat Müller 1839 die kleinen Geographen herausgegeben. Ebenso steht es mit Cicero's Briefen. Es scheint festzustehen, daß die große Masse der bekannten Hdschr. aus dem 15. Jahrh. sämmtlich aus einem Florentiner Cod. geflossen ist, den Petrarca gehabt hat u. wovon der eine Band in einer Abschrift existirt. In Florenz gab es eine förmliche Codicesfabrik, Marius war einer der thätigsten notarii. Doch auch junge Hdschr. können Repräsentanten einer älteren Recensionen sein, so der gothaner cod. des Horaz u. die Erfurter Hdschr. von Cicero's Reden.

5.6.60.

Bei dem ersten Geschäft ist es eine wesentl. Bedingung, daß es möglichst vollständig sein muß, daß man alle uns zu Gebote stehenden Hdschr. zu benutzen suchen muß, so wurden für Cicero's Verrinen erst seit Zumpt die besten Hdschr. vollständig benutzt. Beschränkungen treten von selbst ein, durch die Schwierigkeiten, welche die Sache hat. Man muß also sich informiren über die Hdschr. die von jedem Autor existiren u. wenn man sie selbst nicht benutzen kann, wenigstens ermitteln, wo u. von welcher Beschaffenheit sie sind. Gewöhnlich wird in den Katalogen ihr Jh. angegeben u. einige Eigenschaften, die die Familie erkennen lassen, welcher sie angehören. Dazu kommen die alten Ausgaben, die auf Hdschr. basiren u. somit einen kritischen Werth haben. Andere Ausg. sind ebenfalls hinzuzuziehen, insofern sie kritisches Material enthalten. Dies ist dann zu ordnen, u. die Familien, u. die Interpolationen einzutheilen. Ist man nicht im Stande, einzelne Hdschr. ganz zu vergleichen, so kann man sich die Sache erleichtern. Man muß äußerliche Kennzeichen aufstellen, durch die sich die Familie bestimmen läßt – z. B. Subscriptionen, Titel, Eintheilung in Bücher u. die Anordnung innerhalb derselben sind solche Eigenthümlichkeiten, die oft die Familie erkennen lassen. So sind Seneca's Episteln in Bücher eingetheilt gewesen (Gellius), in späteren Ausg. ist diese Eintheilung verschwunden u. es werden nur die Briefe gezählt, dagegen hat sie sich in älteren Hdschr. enthalten, fehlt aber in den jüngeren. So Frontin Strateg. II. 9 a. E. ist in den älteren Hdschr. c. 10–12, ausgelassen, das ausgelassene Stück aber hat der Schreiber nachgetragen u. zwar am Schlusse des ganzen Werkes angehängt u. einen Vermerk darüber angefügt. In den jüngeren Hdschr. ist es zum Theil auch so, zum Theil ist der Vermerk weggelassen u. es ist eine Unordnung im Texte entstanden. Andere haben den Abschreiber des Versehen bemerkt u. das Ausgelassene an seinen Ort gesetzt sich aber dabei geirrt, indem der letzte

Satz von c. 12, 2 an cap. 9 angehängt worden war – das ausge-
lassene Stück wurde also nur eine Zeile zu spät eingeschoben – Haase,
Rhein. Museum 1845 p. 312–319 – Solche Einzelheiten in der Textgeschichte hat
man also zu berücksichtigen, weil man daran die Familien erkennen
kann, ebenso Lücken, eingefügte Glossen, hervorstechende Fehler, ein-
geschobene oder ausgelassene griech. Wörter. Die Aufgabe ist damit
nicht im Allgem. gelöst, denn hat man die Familien gefunden, so
ist es doch noch immer nöthig, die ganze Masse der Varianten zu
vergleichen, allein es handelt sich hierbei schon um Familien, deren
jede in einer oder mehreren Hdschr. repräsentirt ist – jede Fami-
lie bildet eine imaginäre Einheit. Mit den Familien hat man es
wieder so zu thun, wie mit den einzelnen Hdschr. Man muß die
Charakteristika der Abweichungen ermitteln, die ihnen eigenthüm-
lich sind. Oft weiß man bei mancher Hdschr. nicht, in welche Fami-
lie man sie zu setzen hat, dann muß man sie allein berücksich-
tigen, es rührt das oft daher, daß ein Abschreiber mehrere
Hdschr. benützte, oder fam. eine Hdschr. durch eine aus einer
andern Familie verbesserte. So finden sich in [illegible] Hdschr.
oft 2 Recensionen, die Varianten werden bemerkt durch scrip-
tura (ss oder scr) u. alias (al). Abgesehen von solchen gemischten
Textrecensionen, wenn man die Familien sondern u. ihren
Werth bestimmen will, so muß man darauf ausgehen, die
Charakteristika der Varianten zu ermitteln, welche einer Hdschr.-
familie eigen sind. Oft lassen sich die Herausgeber durch
interpolirte Hdschr. täuschen, die gewöhnl. nur dem XV Jahrh.
angehören, aber als weit älter gelten. Man muß also da-
rauf achten, ob eine Textrecension von einer andern sich durch
wesentliche Interpolationen u. Emendationen unterscheidet,
oder durch Verderbnisse, die zufällig in den Text gerathen sind.
Man wird immer erkennen, ob die Varianten ausgehen von
dem Streben, corrupte Stellen zu heilen, oder den Ausdruck
zierlicher, deutlicher zu machen, Veränderungen od. Ergänzungen
werden angebracht, auch das Bestreben tritt hervor, den sachl. Inhalt
zu berichtigen, zu verkürzen oder zu ergänzen – durch eine

gemeinschaftl. bewußte oder unbewußte Tendenz ist in den Urkunden zu erkennen, insofern man sie in Masse berücksichtigt. Man wird also oft einer verzagten Codi einen elegantern vorziehen; natürlich können sehr mannigfache Motive Anlagen verkennen.

Manche haben sich täuschen lassen, so Heinsius bei Ovid. Die Recensionen können aus sehr alter Zeit stammen, da schon die Autoren selber zuweilen verschiedene Recensionen gaben. Das ist der Fall bei den griech. Tragikern. Die Ecclesiazusae des Aristoph. erfahren mehrfache Recensionen. Die πνευματικά des Mechanikers Hero haben ebenfalls einen sehr verwirrenden Text; Haase hat eine zweite Recension entdeckt, die entweder von Hero selbst oder einem seiner Schüler stammt.

8/6

Um aber Aehnliches zu behaupten, muß man sehr sichere Beweise in Händen haben. So glaubt man, daß Xenophon's Werke durch einen Herausgeber umgearbeitet worden sind u. daher die Verunstaltungen – Sauppe. Diese Ansicht wird sich aber nicht halten lassen. Der Anhang in der Cyropädie, der Epilog über die späteren Sittenverderbniß bei den Persern, die Hinzufügungen der Olympiadenrechnung in der Hellenica sind interpolirt, da Xenophon noch nicht nach Olympiaden rechnete.

Eine ähnliche Annahme hat Luden über Tacitus Germania gemacht: Tac. hätte nur ein Collectaneum hinterlassen, ohne jeglichen Plan, u. dieses hätte der editor zusammengewürfelt. In andern Fällen ist eine solche Annahme haltbar: so hat Varro sein Werk de lingua latina wenigstens ohne die letzte Politur hinterlassen. Dasselbe gilt von Lucrez, dessen Werk Cicero recensirte u. herausgab. Bei Tibull war die uns erhaltene Sammlung gar nicht zu einer öffentl. Ausgabe bestimmt; es war ein Familienheft im Hause des Messala.

Ganz besonders willkürlich ist man mit Scholiasten u. Commentaren umgegangen: da man sie nicht für selbstständige Werke hielt, achtete man sie sehr wenig; was man an irgend einer Stelle nicht brauchte, ließ man fort u. was man brauchte, aber nicht vorfand, fügte man hinzu. Daher rühren die großen Verschiedenheiten im Texte, so bei Donat zu Terenz, bei Servius zu Virgil (von dem

die vorzüglichste Hdschr. der Fuldaer Cod. ist). Ebenso geschah es bei griech. Autoren, wie z. B. deutlich beweist der alte gute Florentiner Cod. für die Tragiker. Praktisch gebrauchte Bücher sind sehr willkürlich benutzt worden, auch medicinische Bücher, so Donat, Eutrop, Hippocrates, Galenus. Das Christenthum gab ebenfalls oft Veranlassung zu Interpolationen; nirgends ist mehr gefälscht worden, als in den Kirchenschriften, ganze Bücher interpolirte man nach heretischen, dogmatischen Inhalt. Auch heidnische Codd. wurden interpolirt, heidnische Ansichten christlich gefärbt. So besitzen wir in Breslau noch einen cod. des Appulejus de herbis, wo die Beschwörungsformeln, die beim Ausgraben der Pflanzen gesprochen werden sollen, noch erhalten sind, während sie in den übrigen Hdschr. sich gar nicht finden; eine Hand des 15. Jahrh. hat sie durchgestrichen u. zugeschrieben vacat, d. h. es gilt nichts. Solche wesentlichen Interpolationen muß man also vor Allem ermitteln, um denn dem Cod. oder der ganzen Hdschr.-familie Glaubwürdigkeit beilegen oder absprechen zu können. Zum Schluß bleibt noch die Frage übrig, wie alt die Codd. u. Familien sind, wie sie sich dem Alter nach zu einander verhalten; denn wenn sie auch in späterer Zt. geschrieben sind, können sie doch sehr alte Recensionen enthalten.

Manche Fehler in den Texten sind von der Art, daß sie auf eine längere Fortpflanzung der Codd. deuten; dann sind die Citate zu berücksichtigen, die sich bei den Alten u. den Autoren des Mittelalters finden, welcher letzteren Umstand besonders noch nicht hinreichend benutzt ist; aber man muß dabei sehr vorsichtig verfahren, denn sie sind nicht genau, sondern gewöhnlich aus dem Gedächtnisse citirt.

Hiermit ist die Aufgabe der diplomatischen Kritik vollendet, man hat einen verhältnißmäßig ältesten u. dem Original am nächsten stehenden Text festzustellen; es liegen also alle histor. Documente vor. Urtheil u. Emendation dieses Textesbezeugen gehört in die höhere Kritik oder Conjecturalkritik, diese muß aber die Hermeneutik voraussetzen.

11.6.

Die niedere Kritik ist keineswegs eine bloß mechanische Arbeit, sie er-
fordert viel Geschicklichkeit u. Talent. In vielen Fällen ist die Thätig-
keit eine sehr geistige; bei den versch. Schreibungen der einzelnen Fami-
lien wird man stets auf einen Urheber der Familie geführt u. den muß
man aus seinen Lesungen ermessen, wessen Geistes Kind er gewesen ist.
Ein sehr wesentliches Hilfsmittel u. Erforderniß ist die Paläographie
u. diese Kunst ist oft nicht so leicht, es bedarf dazu vieler Studiums
u. vieler Übung – es verhält sich damit ungefähr wie mit der Archäo-
logie. Gut ist es sich zuerst an alten Ausgaben, Incunabeln, zu
üben. Die Abkürzungen aus jener Zt. sind im Wesentlichen dieselben,
die bis ins 9. u. 10 Jahrh. zurückgehen, wiewohl sie da noch ziemlich
selten vorkommen. Außerdem ist ein wichtiges Hilfsmittel, diejenigen
Werke zu benutzen, welche die Paläographie schon behandelt haben:
Bernhard von Montfaucon, palaeographia graeca, ein vortreffl.
Werk. Bernhardy, Encyclopaedie p. 131. – Bast, commentatio pa-
laeographica in der Schäferschen Ausg. des Gregorius Corinthius. –
Gail in seiner Ausgabe des Xenophon hat viele Facsimilia der Hand-
schr. angehängt. – Mabillon, de re diplomatica – bis jetzt das
umfassendste u. vollständigste. Silvestre, paleographie uni-
verselle ou collection des facsimile de ecriture de tous les peuples
et tous les temps, Paris 1840 sq. – Pertz ließ Facsimilien von
den scriptores in einzelnen Heften erscheinen. – Ulrich Kopp, pa-
laeographia. –

Aus dem Alterthum haben wir an schriftl. Denkmälern die Inschriften,
sie bedürfen einer besonderen Behandlung, daher hat man die Epigraphik
getrennt. Ihre Schriftzüge haben in den versch. Jahrh. sehr gewechselt;
manche griech. Inschr. gehen bis in die Zt. der Perserkriege u. weiter
hinauf u. unterscheiden sich von den späteren sehr stark. In manchen
Gegenden haben sich ältere Züge länger erhalten, oft auch die Zurück-
Stück selber später angewandt. Man lernt dies am besten aus
den Inschr. selbst. – Für die griech. Inschr.: Joh. Franz, elementa
epigraphices graecae, mit Proben u. Facsimilien u. Alpha-
beten; für die Latein.: Morcelli, de stilo inscr. latinarum
nicht so übersichtl. u. zweckmäßig. Als andere Denkmäler aus

dem Alterthum betrifft – so gab es versch. Materialien, auf denen
man schrieb; am meisten hat die papyri in Egypten erhalten, die
Bibliothek in Herculaneum, die jetzt in Neapel sich befindet u. mit Hülfe
einer Maschine entrollt wird. Diese Hschr. bedienen sich der Uncialschr.
sehr ähnlich dem Alphabet in den Inschr. Eine Sammlung der egypt. pa-
pyri von Champollion, collection des manuscrits sur
Sie enthalten zum Theil ganz ordinäre Sachen, gewissermaßen die
Personalakten der Verstorbenen, Documente über entlaufene Sklaven
u.s.w. aber es finden sich auch Werke der Literatur, die man wahr-
scheinlich als Lieblingswerke der Verstorbenen ins Grab gelegt; so
wurden Stücke von Homer, Hyperides u.a. gefunden. –
Indessen hat sich schon im Alterth. eine Art Cursivschr. ausgebildet,
verschieden von der des Mittelalters – schwer zu lesen – in ein-
zelnen Papyri, so auf einem von 124 v. Chr. herausgegeben
von Böckh in Berlin. –

12.6.

Es giebt eine solche Cursivschr. auch im Lat. mit sehr wunderbarer
Gestalt, Proben in egypt. papyri u. in jurist. Instrument, eine
Wachstafel in einem verlassenen Bergwerke in Ungarn. Maßmann,
libellus aurarius s. tabulae ceratae et antiquissimae et unicae
Romanae, Leipzig 1840 4°. Manche verdächtigen die Tafel für unächt,
es findet sich dabei griech. Inschr. die sehr bedenklich ist – Vgl. Wenkel
Wiener Jahrb. d. Liter. 1845 111 Bd. p. 90-119. – Natalis de Wailly
memoires sur des fragments ecrits de Paris 1844
Im Allgem. nur wenig Documente.
Eine größere Ausdehnung hat eine andere Schrift gehabt, die auf
schnelles Schreiben gerade angelegt war, die notae Tironianae,
die sich bei den Röm. allmählig ausgebildet haben u. häufig benutzt
wurden, um Reden u. öffentl. Verhandlungen nachzuschreiben – no-
tarii. Allmählig hat sich ein ganzes System ausgebildet, das
man schon von Ennius ableitet – Tiro hat viel zur Vollendung
gebracht, Seneca soll es abgeschlossen u. die Zahl der Noten bis
auf 5000 gebracht haben – Isidor. etym. I.22. – Indessen äußert
sich Seneca selbst vor seinem Tode – epist. 90,25 – ziemlich verächtlich
über die Sache, ebenso wenig kann sein Vater gemeint sein, die
ganze Nachricht ist falsch. Die uns überlieferten mögen aus
der Zt. der Antonine herrühren, mit späteren Zusätzen – Joh.
Trittheim, Abt von Sponheim entdeckte im 15. Jahrh. einen alten
Cod. herausgegeben von Gruter, thesaurus inscr. –

Gabelsberger, Neue Vervollkomn. in der deutschen Zeichenkunst oder Stenogr. u.s.w. München 1844. – Diese Noten sind nur in geschäftlichen Dingen gebraucht worden; des Zeitgewinnst u. des Raumes wegen hat man sie aber auch zu andern Büchern verwandt. beim Umsetzen der Tiron. Noten in gewöhnl. Schr. konnte man natürlich mancherlei Fehler unterlaufen. – Noch manche Bücher sind in Noten geschrieben. Beda erwähnt in seinen Büchern ein Stück der Hyginus astronomia (1573 Bände V. p. 570 ed. baseler 1544), das der Papst Hylarius II aus Dalmatien empfangen haben soll. Es heißt dabei [?], daß sie mitten in anderer Schr. angewendet werden. Es finden sich besonders bei Randglossen, so in einem Cod. des Verg aus dem 9. Jahrh. in den Scholien – Müller, anal. Bernensia, part. III theilt Proben mit; dann in einer Hschr. des Priscian aus dem 9 Jahrh. in Autun; in München eine Hschr. in Halbuncialen, enthaltend das breviarium Alaricianum – aus dem 6 od. 7. Jahrh. – Bemerkenswerth [?] – der Zeit-Gebrauch wird stets ein sehr beschränkter sein. – Bei den sehr alten Palimpsesten ist die Bestimmung des Jahrh. sehr schwierig, denn die bis in 6 u. 7. Jahrh. vorgekommenen Varietäten der Schr. sind nicht sehr erheblich – Vgl. Niebuhr, M. Tulli Ciceronis oratt. frgm. in der Vorrede, wo auch Facsimilia mitgetheilt sind. Nach dem 7. Jahrh. bilden sich einige andere Schr. weisen aus: die merovingische, longobard. u. angelsächs. Die meroving. ist nur in Frankr. gebräuchlich gewesen u. wir haben davon noch sehr schöne Dokumente in St. Denis, sonst hat sie wenig Verbreitung gehabt. Sie ist sehr schwer zu lesen u. hat manche eigenthüml. Züge, in manchen Stücken ist sie nahe verwandt mit der Longob. Für den Gebrauch ist davon nicht viel zu gewinnen. Die Longob. hat sich im 7. Jahrh. ausgebildet u. wurde bis in d. 12 Jahrh. in weiter Ausdehnung gebraucht. Sie ist zwar ziemlich groß u. deutlich, hat aber manchmal sehr sonderbare Buchstaben-Formen. Beispiel: der Florentiner Cod. des Tacitus, der Ann. vom XI B. ab enthält u. die Hist. – Die Bilder [?] ebenfalls mehrere Proben. In Bamberg ein Cod. von Cassiodor's institutiones u. Gregorius Turon. de cursibus stellarum, ein Buch vom Mathematiker Heliodor u. Isidor. –

Die angelsächs. Schrift – bamberg. Cod. der excerpt. historiae eccl.
aus dem 8 (9) Jahrh. Sie ist sehr schön u. deutlich u. hat nur wenig
eigenthüml. Züge – Für die kirchl. Liter. v. Wichtg.
Aus der alten Uncialschr. bildet sich durch Abänderung eine Mi-
nuskelschr. aus (8–12 Jahrh), schön u. klar, hat noch die meiste
Verwandtschaft mit der alten Uncialschr. u. enthält wenig
Abkürzungen. Auch bei dieser Schr. ist die Bestimmung des Jahrh.
nicht leicht. Von dieser Schriftgttg. viele Hdschr. erhalten, in
vielen Fällen geht unsere Kritik über eine Hdschr. dieser Gttg. nicht
hinaus. Aus dieser Schr. ist die neuere hervorgegangen.
So der Erfurter Cod. von Cic. pr. Milone (XIII Jahrh), steht auf
der Grenze des Übergangs in die goth. Schr.

14. 6.

Dann wird sie allmählig kleiner u. es bildet sich daraus die
sogenannte goth. Schrift. Es unterscheiden sich dabei oft die Hdschr.
[illegible] der Schule – die welche einer practischen, technischen
hatten, wurden sehr schnell u. in kleiner Schr. abgeschrieben.
Sie wird sehr undeutlich, die Hdschr. der Gelehrten im XVI Jahrh.
sind oft sehr schwer zu lesen. Dem entsprechend sind auch die
alten Drucke, die nach den Hdschr. eingerichtet sind. In Ital.
u. auch in einigen deutschen Städten wurde die übliche Schr.
angewendet, die mit goth. Schr. gedruckten sind schwerer zu lesen
Erst seit dem Anfange des XIV Jahrh. findet sich der Gebrauch des
leinenen Papiers, recht häufig ist es jedoch erst im 15. Jahrh.
Aus den Papierzeichen kann man manchmal noch Aufschlüsse
über das Alter der Hdschr. erhalten. – Sotzmann, über die
älteste Papierfabrikation u.s.w. im Serap. VII. p. 97–108
u. 123–128. Neben dem Papier hat man das Pergament im
XV. u. XVI. Jahrh. immer noch angewendet. Neben diesen beiden
gewöhnlichsten Stoffgattungen ist noch das Baumwollenpa-
pier zu erwähnen, die sogen. codd. bombycini – schon im IX u. X
Jahrh. ist dieser Stoff bekannt gewesen, doch nicht sehr in Gebrauch
gekommen, Urkunden lassen sich erst aus dem XI Jahrh. nach-
weisen. Im Abendlande wurde es wenig braucht, häufig in
Griechenland. Es ist stärker, als leinenes, geglättet, be-
kommt es aber Brüche, so wird es faserig u. die Schr. geht ver-
loren – weniger Dauerhaft als das Pergament –

Bei den griech. Hdschr. bediente man sich ebenfalls anfangs der Uncialen u. diese ist, abgesehen von der ägypt. Cursivschr. — die im VI. u. VII Jahrh. gebraucht wurden, noch manche alte griech. Hdschr. in Uncialen. Indem diese allmählich kleiner wurde, bildet sich eine Cursivschrift, die im IX u. fg. Jahrh. im Gebrauch war u. sich der latein. anschl. Aus ihr ist unsere neuere griech. Cursivschr. hervorgegangen, doch war jene viel größer, man bediente sich weniger Abkürzungen, die Buchstabenformen weichen nicht sehr ab, nur einige, so zeigt das β die Form u im IX Jahrh. u (ν) u (η) beide Buchst. können leicht verwechselt werden. Das ι adscriptum wurde wie bei Uncialen angewandt, dann entstand hierin allmählich ein Schwanken, daß man im X Jahrh. bald ein ι adscribirt oder subscribirt wird. Daraus sind viele fehlen aus der Aussprache hervorgegangen. Die fehlerhafte Orthographie, die hieraus hervorging, ist jedoch nicht für alt zu halten, in den Hdschr. des X u. XI Jahrh. wird man nur wenig solche Verwechslungen antreffen, später aber wird die Schrift ganz außerordentl. fehlerhaft. (so κε = και, ι η = οι.) Dazu kommt ferner, daß in dieser späteren Zt. die Schr. viel kleiner wird u. mit Compendien fast überladen wird; die Formen der Buchst. nähern sich mehr u. mehr den jetzigen. Zuerst wandte die jetzigen Typen Henric. Stephanus (unter Frank I) an, nach der Hdschr. des Angelus Bergetius, eines Kretensers. Am schwersten sind auch hier die jüngeren Hdschr. zu lesen u. es ist viel Uebung erforderlich; auch der Geübteste wird bei besondern Hdschr. sich erst einen Monat hinein studiren müssen. Am ~~fr~~ schwierigsten sind die Palimpseste zu lesen. Man wandte an Galläpfeltinctur; ist der Schr. sehr verloschen, so muß man ein stärkeres Mittel anwenden: Ammonium hydrosulphuratum — Haase, im Rhein. Mus. — Endlich wird gerühmt "Blausaures Eisenkali." Haase hat es nicht angewandt. Es ist noch übrig von den Abkürzungen zu sprechen, der griech. Compendien wollen wir übergehen, ein Verzeichn. der wichtigsten in Buttmanns griech. Gramm. Die wichtigsten lat. werden wir anführen. —

15.6.

ꝯ = us hdz. pꝯ = post; pꝰ = primus; ɔ = con am Anfange der Wörter. cōīs od. ꝯūīs, communis; ꝯmone, communione. ² ² = ur, credit² = creditur; seq² = sequitur; vi² od v² = videtur; i² = igitur. Auch mitten in den Wörtern, so c²ra = cura; dict²us = dicturus; q² = quia. —

— bedeutet m od. n, so ē = em od. en; oē, omne; oīs omnis; oīū omnium; m̄tū [instru]mentum; m̄se mense, freq̄ter; it̄ = item. — ʒ in jüngeren Hdschr. am Ende = m.

⌒ bezeichnet, daß ein Wort stark abgekürzt ist, besonders [illegible] sp̄s = spiritus. p̄r pater; dn̄s dominus; nā natura; cā causa; phīā philosophia; grā gratia; scīa scientia, mīā miseria; zuweilen misericordia. rō ratio; qm̄ quoniam, quantum; qn̄ quondam; tm̄ tantum; tn̄ tamen; aū autem ā aut; ctm̄ caelum.

a ist in den älteren Uncialen A, später a, dann im 10. Jahrh. cc. Es wird dann zu Abkürzungen gebraucht u. bezeichnet ein mit ra oder auch ausgefallenen Silben. cōtᵃ ɔtᵃ ɔᵃ contra; qᵃ qua; nᵃ n̄ natura; pᵃ praeterea. tᵃhere trahere

e in den älteren Hdschr. überall für ae, in den ältern Hdschr. ae gewöhnl. ausgedrückt durch ę.

i wird häufig übergeschrieben u. muß ergänzt werden. qⁱ qui; qⁱdē quidem. nⁱ nisi auch ni. uⁱ ubi. sⁱ sibi tⁱ ibi; mⁱ tⁱ mihi, tibi. —

ā am; so tᵃ tam. —

o wird oft übergeschrieben, qᵒ quo; mᵒ modo; vᵒ vero wofür gewöhnl. uᵒ; gᵒ ergo. —

Für r, er u. re ist das Zeichen ɔ gewöhnlich uᵗˢe vertere; cᵗɔ certus. — btr = biliter br biter

ɔ am Ende des Wortes bedeutet is; tal' talis; sīl' similis.

s̄t sunt auch ʃ̄, s̄. Zuweilen wird nt übergeschr. u. wird in sehr starken Abkürzungen gebraucht pᵗ potest hᵗ habet. —

Als verkürztes Zeichen ʒ wird auch am Ende von Verbalformen oft gebraucht: dʒ debet (d+) ; lʒ licet ; uʒ valet
appʒ apparet, aber auch aʒ ; bʒ = bet ;
c̄lm = celum .

⁊ et ⁊ etiam (etʒ) ⁊c etcetera ; qʒ q ꝗ que ; aū autem . (Wagr.) ; ů vero ; tn̄ tamen (od. tam̄) ; ß, ßʒ sed ; ā aut (au) — 18.6.
l' vel ; n. enim ; ſ od ſʒ scilicet ; qͥ quasi ; qᷓ quia
q̄m quoniam (auch quantum) ; qn̄ quando ; qm̊ quomodo
q̄q̄ quamquam ; īo ideo — gͦ ergo ; iͭ igitur ;
n̄ non (nam) n̄q̄ numquam ; aliqn̄ aliquando ; c̄ cum
n̊ nec ; nʒ neque (neʒ)
qn̄ʒ quandoque ; qn̄c̄ʒ quandocunque (qn̄c̄qʒ) q̊qʒ quoque
n̄c nunc ; tc̄ tunc ;
āpd apᵈ ap̄ apud ; exᵃ extra ; cirᵃ circa ; in̄ᵃ infra ;
iuxᵃ juxta ; ultᵃ ultra ; cōt, ꝯᵗ, ꝯ contra ; citᵃ citra
supᵃ supra während super ſr oder sup lautet ;
p per, während p̄ prae u. pre ; ꝓ pro ; pꝰ post (pꝰ)
ſcd' secundum od. ſcdm, ſcd'm ; an̄ ante ; d' de ;
an̄q̄ antequam (anq̄m) ; ī in ; deīn deinde, in̄ inde ; un̄ unde ; pꝰ postea ; n̄c nunc ; mō modo
(ñ) ; tr liter ; libtr liberaliter ; pſtr personaliter
al'r aliter ; it item ; itm iterum ; ſtr similiter ; bē bene
mgꝫ magis . mīe minime ; opᵉ optime .
q̄ qui ; q̄ que quae (nicht die interl. Partikel) ; q̄ quod
q̄ quid ; q̄ qua ; q̄ quam ; q̄ quem ; cꝰ cujus
quib- quibꝰ quibus (q̄bꝰ) ; quoꝝ quaꝝ quorum u. quarum ; q̄s quas ; q̊s quos ; hꝰ hujus
alicujus a'cu a'c' alicui ; a'q aliquid ; a'q aliquod
h' hic ; h hae ; h' hoc ; hꝰ hujus ; hᶜ haec u. hoc ; hc̄ hac
hc̄ hunc ; hꝰᵈⁱ hujusmodi (hꝰi) ; a' aliud ; a'a alia
a'ꝰ alius ; a'oꝝ aliorum ; i illud ; i ille ; ıı illa
iꝰ illius ; iᵐ illum ; eꝰ ejus ; eū eum ; eā eam u.s.w.
idē idem ; ipa ipsa auch ip̄ ; ipm ipsum ; ipi
ipsi ; ipiꝰ ipsius ; ipoꝝ ipsorum. —

m̄ mihi t' tibi n̄r noster n̄ri nostri n̄rm
nostrum n̄ro nostro —
n̄b nobis n9 nullus n^{a} nulla n̄^{l} nihil —

19.6.

c^{a} cetera pl̄a plura plīma plurima. sim^{x} simplex
du^{x} duplex t^{sx} triplex hum humanus, ma^{m} mani-
festum pba^{le} probabile p'n^{lis} principalis —
po^{le} possibile
= esse od. ≈, auch ēē, ē est pdē prodest; x, x
s̄, st sunt; ab'ā aberam; ēēt esset; ērt erant

id est; heat huert od. huer

od. ēr; hrē habere hrent haberent, heo habeo
h^{t} habet h^{r} habetur (hē^{r}) he9 habemus,
hebeat u. s. w. — dr d^{r} dicitur dē9 dictus
dē3 dictum dēoz dictorum dd^{m} dicendum (d'd^{3})
seq^{r} sequitur d3 d^{r} debet d3 debent deat
de9 u. s. w. u3 l3 o3 od. op3 valet, licet, oportet
po^{r} p^{r} ponitur, probatur mo^{r} movetur mo3 movet
9t3 continet ag^{r} agitur ne^{r} negatur q^{r} quaeritur
app9 apparet signt^{r} significatur — app^{rr}
app^{r} nominatur ca^{r} (capitur) 9ce^{r} conceditur

fac^{e} facere, fac facit

c^{r}do c'd^{e} credo, credere; 9clu^{r} concluditur dd^{r} dividitur
fert ferunt int^{r} pt^{r} interpretatur fcs od. fc9 factus fi^{3} fieri le^{r} legitur

n̄d

itll^{r} od its^{r} intelligitur; mo^{re} monstrare, [illegible] explandum
ondē ostendere ond^{r} ostenditur onsū ostensum
nom nomen auch n̄ nōie nomine auch nō^{e}
ub̄u verbum lr̄a litera nt9 nominativus
ntm nominativum gt9 u. gtm, gt^{o}, dt9, acc9
abl̄t9 — ab^{t9} absolutus abs^{tā} abstracta v9
versus, ca9 casus^{o} stm obm subjectum, object.
pa^{se} passive pfcm perfectum ptīm praeteritum
tpe tempore sg̃o significatio tepo9 tp9 tempus
si^{ris} singularis adjectm adjectivum; ab'stā abstractum
causa: cā. nota: n̄ auch natura (n̄) n̄lis natu-
ralis; ntr' naturaliter grā gratia 9^{z} gratiarum

gla, glam gloria, (- aus) fs^a figura eccla ecclesia ro ratio
oro oratio neg° negatio scia scientia, so auch conscia
phm philosophum, (so) pho, phs od. phs philosophus
sna sententia neglia negligentia sba substantia
d^a, d^a differentia doc^na doctrina auctas auctoritas
so auctore; ma ma om mg materia, materiam
ex^m exm exemplum, so ex^a ex^us ex^ar nccas necessitas
nec necessitate

spes species, spus spiritus aius aus animus
aia anima ai animi, aio ai^m u.s.w. exanimatus
exanimatus aus ala aia animalia aial
animal aiatia animantia.

hois hominis u.s.w. — mr pr fr, fres fri, frib
(mater) pater, frater, fratres fratri u.s.w. mgr magister mtr mulier — Ds deus Di dei, do, dm u.s.w. [illegible]
dns od. dng dominus; dna, dni u.s.w.
imp, impr, impre imperator, imperatore; pria patria.
cor corpus, cor^a corpora; [illegible] corpa —
citas, civitas; c^tes u.s.w. ce^m coelum; nu^s numerus;
nu° numero; co^di^o conditio, bn fm beneficium;
argu^m, ar^m, ar^tu argumentum; arg^ta, ar^ta u.s.w.
mod, mo^m, m° modus -m -o; q°m° quomodo; a°
[illegible] alio modo, auch a°°; epla epistola; gg
od. geg genus, g'is generis od. gr; ps pars;
qtio, qo quaestio; offm officium me^a medicina;
u^is virtus u^ste virtute; XPC xps xg xpm
Christus, Christum; IHC ihs ihm ihn Jesus u.s.w.
xani christiani. g^ca grammatica.

21. 6.

Burckhardt, de linguae latinae fatis I. p. 78 einer Anecdote.
Der Grundsatz dieser [illegible] ist nicht nur nöthig, um [illegible]
[illegible] zu [illegible], sondern auch um [illegible] zu [illegible]. Man muss
[illegible] zu [illegible], und welcher [illegible] die Forschung [illegible]
[illegible] gedacht. —

Man hat eine Reihe von versch. Arten u. Mitteln der Fehler zu beseitigen, die sich auf dem Wege des Fortschritts nur ergeben haben. Die Gesch. Änderung des Accents, der Interpunction; andere Trennung der Worte (ἀξιοῦντι = ἀξιοῦν τι). Gewaltsamer sind schon Transposition einzelner Wörter u. ganzer Sätze u. Abschnitte. Endlich werden auch Silben transponirt, die oft durch flüchtige Hervorhebung sind oder anderen Irrthum. Dann können Verwechslungen der Buchstaben vorkommen; ebenso können Fehler entstehen wegen gleichlautender Endungen (wie im Tib.: veteres avi sedes für veteris sedes avi). Man entstanden Fehler durch Mißverständniß oder Willkür, manche Abschreiber hielten es auch für gestattet, den Stil zu verbessern, besonders gebildete. Unwillkürlich kann eine Wiederholung eines Wortes oder einer Silbe eintreten u. ebenso ein zweimal gesetztes Worte nur einmal geschrieben werden. Man können Glossen, Randbemerkungen, Parallelstellen, andere Lesarten sehr häufig in den Text. Im Tac. ist z. B. in Eteriae eine Glosse gewesen, also Ete-siae u. die Glosse ist eine aus Isidor wörtlich entlehnte Erklärung des Wortes Etesiae ebenso steht in V. L. des Tac. Hist. Erläuterungen aus Lexik. Schriftstellern hineingekommen. – Im entgegengesetzten Falle sind oft Lücken entstanden, Wörter u. Zeilen ausgelassen. –

22.6. Vgl. Haase zu Xenoph. resp. Lacedaem. Vorrede p. 28 sqq. Bernhardy, encyclop. p. 131 sqq. –

Sofern die Kritik auf der Tradition der Hsschr. beruht u. wir die verhältnißmäßig älteste Recension hergestellt haben, kommt nun erst die Frage, was der Autor selbst geschrieben hat. Das ist eine Frage der höheren Kritik. Es giebt nur wenige Beispiele, die den Text ganz genau behandelt haben – Lucrez, Plautus – Haase (narratio de militarum scriptt. – editione instituenda, Berlin 1847. – Manche Kritiker bauten Alles auf die Paläographie, während das doch nur die erste Grundlage ist. – Haase in einer Recens. über Kreissig's Vellejus. Loran, loci Vellejani beruht auf blos theoretischer Kenntn. der Paläographie u. deshalb ist sein Werk nichts werth.

andere kehren sich an Paläographie gar nicht u. so haben wir in der Kritik zwei Parteien – die einen nennen sich besonnen u. vorsichtig, die andern scharfsinnig u. frei von Engherzigkeit, beide aber nennen ihr Verfahren methodisch. –

Es giebt Verfahren, um den Beweis zu führen, daß eine Emendation richtig u. nothwendig ist. Zuerst muß sie nothwendig sein u. ein Bedürfniß der Aenderung muß nachgewiesen sein. Dies ist nicht immer evident sichtbar, nicht immer ist es unzweifelhaft, daß eine auffallende Redeweise auf Fehlerhaftigkeit führen muß. Da verlassen uns die Mittel der diplomatischen u. andern Kritik. Es giebt Erklärungen, bei denen man den Text erhält, aber Alles verletzt, was man über Eigenthümlichkeit des Schriftstellers weiß, man muß allerhand unnatürl. Voraussetzungen machen, um zuletzt eine nur gezwungene u. erzwungene Erklärung zu geben. Eher muß man sich entschließen, den Text zu ändern u. wenn diese Aenderung dem Sprachgebr. im Allgem. entspr. dem Sprachgebr. des Schriftstellers im Besondern, seiner Eigenthümlichkeit u. dem Zusammenhange angemessen ist u. auch paläographisch erklärt werden kann, dann ist die Lösung richtig. Diese Kritik ist vor Allem eine divinatio, sie muß ausgehen von der innersten Vertrautheit mit dem Schriftsteller u. seinem Werke. Aus dieser Vertrautheit u. indem der Kritiker alle möglichen Momente zusammenfaßt, geht die glückliche Conjectur hervor. Diese Momente muß ihm die Hermeneutik liefern, die niedere Kritik vermag es nicht.

2. Die Hermeneutik.

25.6.

Mit einem gewissen Verständniß muß natürlich auch die niedere Kritik operiren, die populäre Kenntniß der Spr. haben wir vorausgesetzt. Hier handelt es sich um die Erklärung der einzelnen Schriftsteller u. Werke u. es fragt sich, wie die Hermeneutik ihre Aufgabe zu lösen hat. Wir haben kein gutes Werk darüber, auch ist die Methode noch keineswegs fest. Stücke von grammat. u. lexical. Forschungen werden gewöhnl. nur in die Commentare hineingesteckt, ohne über eine Stelle selbst Aufschluß zu geben u.s.w.

Fragen wir nach Entstehung der Hermeneutik, so werden wir auf die Theologen gewiesen, wo sie stets eine wichtige Rolle spielte; nirgends hat sie größere Irrungen beschritten, als in der Theologie. Jeder suchte aus der Bibel das zu ergeben herauszubringen, das was ihm, seiner Schule, Partei passend war, so legte man nicht aus, sondern hinein. Die allerungereimtesten Auslegungen einzelner Worte u. Stellen kann man mit keinem bessern Beispielen belegen als mit aus dem neuen Testament. In der Philol. brauchte sich die Hermeneutik viel unbefangener. – Die Kritik u. Hermeneutik haben nur sehr verschied. philol. Werte, sie sollen sich stützen auf einem unerschütterlichen Wahrheitssinn – bei der Hermen. soll es dem Ausleger um nichts anderes zu thun sein, als die Wahrheit ausfindig zu machen d.h. den Sinn, den ein Schriftsteller mit seinen Worten verbunden hat, nicht weniger u. auch nichts mehr. Die Versuchung, davon abzuweichen ist übrig auch für den Philol. eine mannigfaltige. Der einen od. andern philos., histor. Ansicht möchte man gern durch den Vorgang der Alten bestätigt sehen, ebenso jeder gern. philol. Schulen, zu denen man sich bekennt. So legt man sich den Sinn nach seinem Gutdünken zurecht. Man muß mit Energie sein eigenes Innere beherrschen, bis der Gründe nicht klar wird, welche ihn leiten – läßt sich oft wie d.h. gedankenlos durch seine Neigungen u. Vorurtheilen bestimmen.

Fragen wir nun, ob es nicht gew. Grundsätze, gew. allgem. hermeneut. Regeln, die sich aufstellen lassen u. nach denen wir uns richten können – so man solche Regeln mancherlei aufgestellt. Die letzte wichtigste Richtung, die sich in der Herm. geltend gemacht hat, ist die von der Kant. Schule angeregte u. beeinflußte: es giebt nach ihr gew. allgem. Denkgesetze, denen auch gew. allgem. Grundsätze, nach denen der sprachl. Ausdruck für diese Denkgesetze zu richten hat. Am allerschroffsten wirkt auf dieser Richtung die mittelalterl. Lehre de modis significandi. Man vereinzelte Alles, nahm jedes Wort u. jeden

einzelnen Satz u. erklärte ihn für sich. Hiermit war ebensowenig
zum Ziele zu gelangen, wie man in der Gramm. damit weit
gekommen ist. Die Herm. Gramm. hat sich große Verdienste er-
worben, aber es waren nur negative, die Besonderheit des
Verses passte nicht überall in das allgem. log. Schema u. es wurde
entweder bei Seite geworfen oder mit Gewalt in das Schema
eingezwängt, blieb also unerklärt oder wurde falsch erklärt.
Ebensowenig wie die Gramm. kann die Herm. aus allgem.
Grundsätzen der Logik u. Dialektik erbaut werden, es muß
eine histor. Herm. für die offenbarten Wahrheiten geben, deren
Ziel es ist, sich in dieselben zu versenken u. den Sinn aus ihnen
herauszubringen, der in ihnen liegt, jeden Schriftsteller in
dem Sinne verstehen, in dem er hat verstanden sein wollen. –
So gestaltet sich die Herm. mannigfach bei jedem wechselnden Autor
u. Werke. Ist die Philol. die Wissenschaft des antiken Geistes, so soll
sie ihn nach allen seinen Geschichte. Offenbarungen treu u. rein
darlegen in seiner besondern Eigenthüml. u. Verschiedenheit
von andern Weltperioden. Innerhalb des Alterth. aber ist
jeder Schriftsteller nur eine besondere Manifestation des
antiken Geistes, er drückt ihn aus, wie er ihn theils nach seiner
individuellen Begabung, theils aus seinem Standpkte. auffassen
konnte u. mußte. Die Schriftsteller selbst sind die, auf welcher
Stufe jedes einzelne Zeitalter gestanden hat, wenn wir also
die Aufgabe der Herm. fassen, daß jeder Schriftst. aufzufassen
ist als ein Repräsentant des antiken Geistes überhaupt, wie
er sich in einem besondern Zeitalter u. einem besondern Individuum
manifestirt hat – so ist es offenbar, daß sich jene allgem. Auf-
gabe der Philol. hier bei jedem einzelnen Autor wiederholt. Damit
ergiebt sich auch die Disposition, die die hermeneut. Thätigkeit
sich zu Grunde legen wird. Die histor. Leben zerfällt in die 3

führen des prakt. Lebens, der Kunst u. Wissenschaft; diese 3 Dinge haben wir bei jedem Schriftsteller zu berücksichtigen, wenn wir seine Eigenthümlichkeit recht auffassen wollen.

26/6.

Während man bei der Lection eines Autors vom Einzelnen beginnt, so wird durch öftere Wiederholung zuletzt ein allgemeines Bild sich ergeben für den Autor, um den es sich handelt, nach allen Seiten seines Geistes hin. Wenn man diese Zusammenstellung vorangehen lässt, so handelt man gerade umgekehrt u. nicht, wie ein Philologe handeln sollte. Es ist das ganz zweckmässig, wenn die Einleitung ist, wie sie sein soll, oft ist sie aber nur Ehren halber da u. nicht Frucht einer tiefen Lectüre. Auf welcher Stufe der Entwickelung steht das Werk des vorliegenden Autors? welche sind ihm vorangegangen? welche gefolgt? sind die sich zuerst aufdrängenden Fragen. Haben wir es z. B. mit einem Historiker zu thun, so fragt man, wie haben Scribenten vor ihm die Geschichtschreibung behandelt? welche Stufen sind erreicht worden? u. auf welcher steht der, um den es sich handelt? Denn es ist zwischen Allen ein Band, keine Individualität steht ganz originell da: die grössten Geister benutzen das Vergangene, erkennen es in seiner Würde u. Schwäche, welche letztere sie entfernen. Was ist dem Autor durch Zustände seines Volks, durch Eigenthümlichkeit seines Stammes zugekommen? In Griechenland sind diese Fragen sehr wichtig, so lange die Stämme sich noch nicht vermischt haben.

Das besondere Eigenthümliche, was der Autor hinzugebracht hat, ist zu erforschen, eine deutliche Vorstellung vom Leben u. den Verhältnissen des Schriftstellers ist dazu nöthig. Blosse äusserliche Notizen darüber haben zwar auch ihren Nutzen, hauptsächlich aber ist das innere Verhältniss zu seiner Zt. zu ermitteln, welche Eindrücke sie ihm gegeben zu Rückwirkungen auf sie; ob er mit der Tendenz der Zt. gegangen oder in Widerspruch getreten.

Vellejus u. Tacitus stehen einander nicht fern, beide haben sich unter den Einflüssen der Monarchie ausgebildet, beide sind

talentvoll u. dennoch liegt zwischen ihnen eine ungeheure Kluft. Vellejus ist ein Parvenü, wahrscheinlich aus Neapel, von provincialer Abstammung u. sucht in Rom Karriere zu machen unter Augustus u. Tiberius; er schließt sich den monarchischen Verhältnissen nicht nur an, sondern drängt sich an sie u. will durch sie etwas erreichen. Von edler Freiheit u. Selbstständigkeit kann natürlich keine Rede sein, die Gestaltung des römischen Lebens ist ihm keine offene Frage; er kennt nichts Großes u. Erhabenes, als den Kaiser, seine Gunst u. die seiner Umgebung. bei ihnen sich zu insinuiren, ist sein höchstes Streben, sein Ruhm u. seine Freude; er hat einmal in der kaiserlichen Sänfte gesessen u. ist noch zwanzig Jahre nachher darüber selig. Sein Buch ist nur ein Compliment für einen Hofmann, da er die Weltgeschichte nach seinem Consulate beschreibt; er hat es niedergeschrieben mit Talent, aber flüchtigem Stile u. servilen Gesinnung, doch ohne Bosheit.

Ganz anders Tacitus. Er hat die gräßlichsten Zt. der Tyrannei hinter sich, die Vell. erst in ihren Anfängen erlebte, unter Tiberius, Caligula, Nero, Domitian waren vorüber; diesen hatte er sich nicht angeschlossen, nicht innerlich unterworfen, er hat sich nur der Nothwendigkeit gefügt. War er ja doch der Schwiegersohn des dem Kaiser nahestehenden Agricola. Obgleich Domitian auch diesen haßte, so mußte er ihm doch öffentl. Gunst erweisen. Tacitus' Ideal war die Republik, aber seine Einsicht sagte ihm, daß die Zt. der Republik vorüber sei, daß die Idee, sie wieder herzustellen, falsche Thorheit sei. Sein Streben war ein vermittelndes, die Monarchie sollte mit der Freiheit versöhnt werden. Diese Zt. zu erleben, hatte Tac. das Glück nach dem Sturze des grausamen Domitian u. dem Regierungsantritt des Nerva. Tac. wird jetzt Consul, er tritt ins öffentl. Leben, im höheren Alter zieht er sich ins Privatleben zurück u. beschäftigt sich literarisch. Tac. u. Vell. wie verschieden fassen sie die Geschichte auf,

wie verschieden ist ihr Ziel! Bei Vell. handelt es sich um Erreichung einer Gunst, während Tac. sich die unendliche Aufgabe gestellt hat, der Menschheit das Leben ideal zu gestalten u. das zu erreichen, was unter menschlichen Bedingungen erreichbar ist. Was dem Einen wichtig, ist dem Andern unwichtig. Wie verschieden ferner ist die Behandlung des Stoffes. Bei Vell. eine herzlose Rhetorik, bei Tac. redet aus der Tiefe des Gemüthes die Gesch. eine Sprache, angemessen der hohen, heiligen Aufgabe. Doch auch Gemeinsamkeiten sind nicht zu verkennen, sie sind beide Söhne der Kaiserzeit. So verhält es sich überall, wenngleich nicht überall so schroffe Verschiedenheiten der Charactere vorhanden sind. Desto schärfer indessen sind sie nachzuweisen. Herodot, Xenophon u. Thucydides stehen der Zt. nach sich sehr nahe, sie bilden gleichsam eine fortlaufende Reihe – u. doch sind sie außerordentlich verschieden. Dasselbe gilt von den Philosophen Plato u. Aristoteles u. von den Tragikern. Das Gemeinsame, was in Zt. u. Volk liegt, u. das Besondere, was dem individuellen Character eigen ist, ist zu betrachten. Das Gemeinsame der Zt. ist der Geist des Alterthums selbst auf einer besonderen Stufe, nach der sittlichen, kulturhistorischen u. ästhetischen Sphäre hin. Bei jedem Autor ist seine Weltanschauung zu ermitteln, in Bezug auf die beiden ersten Punkte, seine Stellung zum Leben nach allen Seiten hin, zunächst sein Verhältn. zum politischen Leben. Hat er überhaupt in dieser Beziehung ein Streben? wie drückt es sich in seinen Werken aus? wie faßt er seine Gedanken auf? welches ist sein Ideal? wenn überhaupt davon die Rede sein kann. Ebenso haben wir in Bezug auf das religiöse Leben zu fragen: Hat er überlieferte Gläubigkeit? steht er ohne Zweifel mitten in der Ueberlieferung? oder, hat er Zweifel, welche Motive leiteten ihn dazu? Wie gestaltet sich darnach die Behandlung des Volksglaubens bei ihm?

Ferner ist seine resp. philosophische Ansicht zu ermitteln, die wissenschaftliche Betrachtung der Natur u. des Menschenlebens, der Gründe der Dinge, des Wesens alles Seins. Wenn er eine einzelne Wissenschaft bearbeitet, so fragen wir: was hat er in ihr geleistet? wie weit die früheren Leistungen fortgeführt?

hier ist oft nicht ein besonderes Quantum der Erkenntniß nothwendig, sondern
es ist mit grosser Schärfe ihre Intensivität zu betrachten, ob sie eindringend ist,
ob oberflächlich, ob sie gläubig nach dem Scheine die Dinge ansieht u. wiedergiebt.
Oder macht die subjectiven Erkenntniß frei vom objectiven Eindruck u. Homer hat
ein Bruzel, er giebt wieder, was sich darbietet; er ist ein treuer Interpret
des Geschehenen, Erlebten; er spricht nie von seiner Person, die etwa dem
Objecte kritisch entgegen treten könnte. In Hesiod ist dagegen ein starker
Fortschritt von der didactischen Epik zur Lyrik, er giebt ganz persönliche
Ermahnungen an seinen Bruder, spricht von rechtsverdrehenden Königen
u. tritt in einen entschiedenen Opposition gegen das Unrecht der Welt.
Bei den griech. Historikern haben wir eine epische Stufe in den Logographen,

28/6

die wie es scheint, nur die Sagen der Städte u. Stämme behandelten ohne
Kritik. Herodot der Vater der Geschichte, steht diesem poetischen Standpunkt
sehr nahe, er bedient sich als Ionier des ionischen, des eigentl. epischen
Dialects. Das Forschen nach dem Objectiven, die ἱστορίη, sieht er als
Hauptsache an, u. obgleich die Kritik ihm noch fremd ist, tritt auch schon
seine subjective Anschauung hervor. Religiöse Ansichten u. patriotische
Gesinnung gegenüber dem Orient lassen sich deutlich erkennen.
Trotzdem steht er in der Geschichtsschreibung auf demselben Standpkt
von Hesiod in der epischen Poesie.
Thucydides behandelt die Geschichte dramatisch, nur ein einziges
Mal tritt er, gleichsam wie der Chor, mit eigener Reflexion da-
zwischen – lib. III. 81 sq – im Uebrigen nur bei chronologischen Angaben.
Er führt das Objective dem Leser vor in dramatischer Lebendigkeit,
dieses soll es sich selbst erklären, der Nachhülfe vom Schreiber bedürfe
es nicht. — Xenophon hat in der Anabasis u. Hellenica bedeutende
histor. Kunstwerke geschaffen, mit dramatischer Darstellg, aber er ist
einer ganz andern Natur, ein practischer Philosoph. Thuc. steht über
seiner Zt.; von einer erhabenen Höhe betrachtet er Kräfte, Rüstungen,
Kämpfe, stellt Sünden u. Schwächen mit der ganzen Ruhe eines über-
legenen Geistes dar. Xen. steht drinnen in seiner Zt. er hofft Rettung
von sokratischer Moral u. Frömmigkeit, wie er sie verband auch mit
seinem Ideal der spartanischen Erziehung, Gymnastik, Taktik u. Po-
litik. Er nimmt daher eine viel beschränktere Parteistellung ein
u. es ist auch für ihn kein erhabener Standpunkt möglich; seine gei-
stige Behandlung ist keine so glänzende, wie die des Thuc. Doch
nach dem Standpkt, den er einnahm, richtig gewürdigt, ist er, wenn
man die subjectiven Elemente abrechnet, ein bedeutender Historiker.

Polybius lebt in einer Zt. wo längst die Freiheit der Griech. untergegangen u. vernichtet war u. nur ein Schein von Selbständigkeit zurückgeblieben; der ideale Standpkt war verschwunden, eine engherzig berechnende, auf der Praxis folgende Richtung hatte sich geltend gemacht. Er giebt sein Subjectives ganz deutlich mit wohlmeinender Aufrichtigkeit. An jedes Ereigniß knüpft er Bemerkungen, Belehrungen, Nutzanwendungen; das ist der pragmatische Char. der Geschichtschreibg. nicht in idealer Motivirung des Zusammenhanges der Dinge besteht er, sondern im Gewinnen practischer Regeln aus der Geschichte.
Wo der Autor sich selbst subj. vorträgt, ist er natürlich sehr leicht zu erkennen; thut er es nicht, so ist auch das schon ein sehr charakteristischer Zug. Doch wie hat er denn am Stoffe Kritik geübt, befolgt er das religiös Gewachsene oder setzt seine Kritik davor still (was bei Thuc. nicht der Fall ist). Wie richtet er die Auswahl seines Stoffes ein? wie gruppirt er ihn? was bevorzugt er? Dazu muß man sich mit ihm aufs genaueste vertraut machen! u. das Lesen so betreiben, daß es in das innere Verständniß des Autors dringt; aus zusammengehörenden Elementen muß man Resultate ziehen. Eine wiederholte Lesung u. neue Funde gehören immer zusammen.

Die Darstellungsweise, Kunst u. Sprache jedes Autors.

Darauf ist besonders großer Fleiß zu verwenden, da diese Seite der Philologie ganz allein überlassen ist. Ueber Ausbildg. der stilistischen Kunstformen in der Literatur ist wenig gearbeitet, zum Theil darum, weil man diese Seite der Betrachtung nicht von der ästhetischen Standpkt. Es ist also eine Geschichte der epischen Poesie zu wünschen, welche die Kunst der Poesie in dieser Bezg. nach ihr. Ausbildg. darstellen würde; ebenso in der Lyrik, Dramatik, in der Historie, der geschichtl.-wissenschaftlichen Rede u. der Rhetorik. Die Grundlage dazu muß gelegt werden durch Beobachtung einzelner Schriftsteller, durch ein speciell[es] Eingehen in ihre Methode, durch Zurückführung ihres Verfahrens auf formulirte Grundsätze. So hat Böckh den Pindar behandelt, Dissen den Pindar u. Tibull. Eine solche Bearbeitg. ist auf alle, eine künstlerische Darstellung bietende Autoren zu übertragen. Man muß sich dabei hüten, nicht in ein allgemeines ästhetisches Gerede zu verfallen, um wie man meint, den Stoff unserer Zt. zugänglicher zu machen. Mit Redensarten macht man nirgends etwas, daher muß vor allem hier der Kunstcharakter durch speciellen, sorgfältige Observation festgestellt werden. —

Wir kommen zur Sprache u. zum Stil der einzelnen Autoren – auch in dieser Beziehung ist noch wenig geleistet, verhältnißmäßig weit mehr in Bezug auf Erforschung der Composition des Ganzen u. der Kunstgattungen. So haben wir: Westermann, Gesch. d. beredts. bei den Griechen; der Stil im Einzelnen wird auch hier, nicht einmal in Bezug auf die Redner, betrachtet. Man muß sich mit dem Stil eines Autors vertraut machen, mit seiner individuellen Handhabung der Sprache. – Nöthig ist die geschärfte Wahrnehmung für die Differenzen im Stil; in den meisten Fällen ist es ein gewisser Takt, der diese Differenzen empfindet u. der stets vorhanden sein muß, allein es ist nicht das Höchste, was man erstreben muß. Es ist eine schwere Aufgabe, jenen Takt u. jenes Gefühl in ein klares u. bestimmtes Gesetz zu verwandeln. Das Individuelle besteht nun darin, daß die allgemeinen Sprachgesetze nicht verletzt werden, sondern in einem andern Umfange beobachtet werden. Die Beobachtung derselben ist von großer Wichtigkeit, sie ist in vielen Fällen die sicherste u. beste Grundlage der Kritik; so kann die Echtheit einer Schrift u. das Zeitalter sehr sicher dadurch bestimmt werden. Die Sprach-Observation muß bei der Lectüre mit dem größten Fleiß betrieben werden – eine solche fleißige Observation des [illegible] findet man bei Drakenborch zu Livius; feiner ist die Observation bei Elmsley im Griech. bei Lachmann im Lat. Die Lectüre ist das beste u. sicherste Mittel dazu u. muß mehrmals wiederholt werden. Monographien: Hofmeister über Herod. u. Tacit. von Böckh u. Dissen über Pindar, von letzterem über Tib. Schöll über Soph. u. a. Doch lassen alle diese Leistungen noch Vieles zu wünschen übrig. Wenn die Resultate der Hermeneutik sich beziehen sollen auf die Gesammtheit unserer Wissenschaft – so muß jeder Einzelne ein Schriftsteller auf das Ganze desselben bezogen werden. Die

2. J.

3. J.

haben 3 Momente zu unterscheiden: 1) Verständniß des einzelnen Wortes; 2) Verständniß des einzelnen Gedankens; 3) Verständniß des Zusammenhanges der einzelnen Gedanken. Mittel dazu sind 1) Lexicographie u. Gramm. 2) Sachverständniß; 3) Observation der Darstellungsweise des Verf. der erst seine Gedanken zu entwickeln u. das Ziel, welchem er zustrebt. Es ist ein besonders schlimmes Mißverständniß, wenn man das Verstehen eines Schriftstellers immer nur vereinzelt u. Stelle aus den einzelnen Stellen grammat. verstehen zu müssen glaubt. – Oft kann man auch einzelne Stellen nicht ohne historische Beziehungen verstehen u. s. w. – Plato apol. p. 37 a c. 27. wo ὥσπερ καὶ ἄλλοις an die Spartaner gedacht werden muß, bei denen es nicht Sitte war, an einem Tage über Todesurtheile zu entscheiden – vgl. Plut. apophth. lacon. p. 196 (ed. Hutten) – Socrates u. seine Schüler wurden außerdem beschuldigt, Anhänger der Laconier zu sein. – Kenntniß der Antiquitäten ist überhaupt durchaus erforderlich. – Nothwendig ist das die Beziehungen auf einzelne Lehren, auf mathemat. astronomische u. a. Kenntnisse. – Die Griech. haben ungemein viel aus dem Naturleben u. der Sphäre des gesell. Lebens übertragen, in denen sie sich gerade bewegten – so aus der Gymnastik, während bei den Röm. mehr Ausdrücke hergenommen aus dem Kriegswesen oder Ackerbau. – Vgl. Tacit. Ann. II. 16 a. e.: ut ordo agminis in aciem adsisteret, wo es nicht unbekannt ist, daß die wörtl. Uebersetzung ἐπιστῆναι εἰς φάλαγγα καθίστασθαι – während den Auslegern die richtigen Kenntnisse des militär. Wesens abgingen – Haase zu Xen. Resp. Laced. über κέρας u. φάλαγξ. – Hieraus sieht man auch, daß Tacit. seine militairischen Kenntnisse größtentheils aus griech. Quellen schöpfte. –

als griech. term. techn.

Was die Composition anbetrifft, so sind viele Einzelheiten zu beachten, wobei Digressionen oder Nachahmer nicht zu übersehen sind. So macht sich z. B. in der Compos. des Pindar die Frage nach

wie hat er die Mythen behandelt u. in welchem Zusammenhange stehen sie mit seinen Themen. Das Lied. ist eine solche Frage weit wichtiger als bei den Alexandr. u. ihren röm. Nachahmern – Ovid. Ibis, Amores. Ebenso hat man bei den Dramatikern auf vielerlei wichtige Fragen zu achten.

3. Die höhere Kritik

§. 7.

hat sich auf die Resultate zu stützen, welche die niedere Kritik u. die Hermeneutik erreicht haben. Zwischen der relativ besten Textrecension, welche die niedere Kritik liefert, u. dem Original kann noch ein großer Abstand vorhanden sein, diese Kluft auszufüllen ist Aufgabe der höheren Kritik. Zunächst hat sie sich dem Einzelnen zuzuwenden u. da sie sich nicht auf schriftl. Tradition stützt, nennt man sie Conjecturalkritik. Sie hat die Echtheit eines Wortes festzulegen, aber auch die Authenticität ganzer Sätze, Werke u. Schriften. Freilich ist noch ein Abschnitt übrig: die Frage der Echtheit kann nicht bloß auf den einzelnen Autor bezogen werden, als auf eine Beurtheilung des Werthes eines Werkes – nicht absolut, sondern historisch: inwiefern ist ein Werk der treue Ausdruck des damaligen Lebens? aber über diese histor. Beurtheilung darf die Philol. nicht hinausgehen.

a. Die Conjecturalkritik, insofern sie sich auf das einzelne des Textes bezieht, die höhere Textkritik. Sie beginnt, wo die niedere Kritik aufhört. Zuweilen wird sich natürlich die Aufgabe der niederen u. höheren Kritik vermischen, u. der Philol. darf sie auch nicht sondern. Vermuthungen namentl. können in einander fließen, wenn die niedere Kritik in einzelnen Fällen nicht zu bestimmten Resultaten gelangen kann, wenn die Tradition über eine Textgestaltung schwankt u. sich nicht ausgleichen läßt. Es ist so wesentlich, daß die Hermeneutik vorausgegangen ist, sie bildet die Grundlage aller Conjecturalkritik. Man hat letztere bald ein Spiel des Scharfsinns u. des guten Glücks betrachtet, wobei es an historischer Grundlage fehle.

Vollkommen berechtigt ist es, daß die Konjekturalkritik mit ihren Konjekturen sich auf's Abenteuern u. gutes Glück hinaus giebt: die histor. Grundlage ist sehr wohl da u. wird durch die Hermeneutik gegeben. Als Grundlage der Konjekturalkritik ist also anzusehen: 1) die Kenntniß des antiken Lebens im Allgem.; 2) die Kenntniß welche die Normen im Einzelnen von einem Schriftsteller gewährt. Diese Grundlage, sorgfältig gebaut, ist so fest, wie überhaupt nur die divinatorische Kritik sicher sein kann. Der histor. Boden ist nicht nur in der histor. Kenntniß des histor. Inhalts gegeben, sondern auch in der Form, in der der Schriftsteller seinen Inhalt ausgedrückt. Allein kommt noch die Paläograph. wovon die höhere Kritik, wie die niedere, Gebrauch machen muß. Eine Konjektur muß 1) nachweisen, daß etwas im Text überliefertes, entschieden unrichtig ist u. der sichern Kenntniß des Inhalts oder der Form, die wir sonst haben, widerspricht; 2) muß sie dieses Unrichtige beseitigen u. das Richtige herstellen, wovon sich nachweisen läßt, daß es sowohl dem Inhalte wie der Form nach dem allgem. Geiste des Schriftstellers entspr. durch den Zusammenhang aber geboten u. nothwendig erscheint; 3) muß die Abweichung, welche sich die Konj. erlaubt, den paläograph. Regeln entsprechen. Entspricht eine Konjektur allen diesen Anforderungen, so kann sie als gelungen bezeichnet werden. Eine oft sog. genannte Konj. ist oft weniger dies, als eine gezwungene Erklärung, die den überlieferten Text festhält – jedenfalls wird in beiden Fällen die histor. Ueberlieferung verlassen u. es ist nur nachzusehen, auf welcher Seite die größere ~~Abweichung~~ Abweichung liegt. Eine gelungene Konj. muß ihre Begründung durch histor. Beweise darlegen können. Zur richtigen Emendation gehört ein inniges Mitfühlen, Mitleben, Mitdenken mit den alten Schriftstellern.

6.7.

<u>6) Die Frage über die Aechtheit von größeren Stücken u. ganzen Werken.</u>

Einzelne Wörter u. Zusätze sind zu jeder Zt. in die Texte gerathen, theils durch Glossen theils durch die Autoren selbst, wie bei Senec. epist. Bei Dichtern wurden oft Verse eingeschoben, wie bei Homer, den Tragikern, bei Virgil, wo es bekanntl. Verse giebt, die Virg. ausschied.

unvollendet gelassen u. die dann von späteren Gramm. nothdürftig ausge-
füllt wurden. In Lucan haben wir das Zeugniß, daß der Bischoff Marbod
schon in alter Zt. einzelne Verse eingeschoben hat – dann wurden namentl.
im XV. Jahrh. Interpolationen vorgenommen. Dasselbe gilt von der
Prosa. So ist die Aufzählung der Kunstnamen in der Vorrede Poly-
aenus ohne Zweifel unächt, was der jüngste Herausgeber Wölflin in
Zürich nicht bemerkt hat – (in diesen Tagen erschienen). Christ-
liche Zusätze aus dem Mittelalter sind ebenfalls nicht selten,
wie bei Lucian u. a. – In andern Fällen sind freilich die Zusätze
schwer zu erkennen, wenn sie von der Umarbeitung eines Mannes
herrühren, der mit dem Autor innigst vertraut war u. die Fer-
tigkeit besaß, seinen Stil nachzuahmen. Eine solche unechte
Zuthat zeigt sich bei Xenoph. – so der Prolog u. Epilog in Xenophons
Venatio, im Epilog der Cyropädie – in den chronologischen Zusätzen
in der Hellenika, da Xenoph. nach Olympiaden nicht rechnet.
So das 84 Cap. im 3 Buch von Thucyd. – bei Cic. off. I.13,40 bei
dem jedoch gezweifelt werden kann. In andern Fällen sind die
Zusätze kenntlich, wo bei Velley. I.6 ein Stück aus Aemilius Sura
hineingerathen ist, der sonst selbst namentlich bezeichnet wird. –
Paulus Merula hat aus ~~Calpurnius~~ Piso de continentia veterum poë-
tarum – eine Anzahl der Verse des Ennius u. anderer Dichter
vorgeblich entdeckt u. herausgegeben.
In der neuesten Zt. hat Schöpfer, was allerdings [illegible] ist.
Lupus mit vieler Ungeschicklichkeit ein Stück eingeschoben –
Vaase, ed. 1856 – Ferrari hat ein neues Bruchstück von Cic.
de fato angegeben, gefunden zu haben – Ritschl. wies die
Unechtheit nach im Rhein. Mus. 1854. Ausfüllungen des Petron.
von Nodotius, der in Türkenkriege in Belgrad einen Cod. ge-
funden haben wollte; ähnliche Ausfüllungen giebt es in Seneca
ludus de morte Claudii, die sich in älteren Hdschr. nicht finden. –

Seneca, de remediis utriusque fortunae hat in mehreren Hss.
u. einem alten Druck mehrere additiones erlitten, die nicht un-
geschickt angelegt sind – Haase hat als Verf. den Petrarca nachge-
wiesen, aus dessen gleichnamigem Werke jem. diese Stellen in den
Seneca gebracht hat. – Haase, ind. 1859/60. –
Ebenso anders gestaltet sich die Frage, wenn sich um die Unechtheit
ganzer Werke handelt. Solche Fragen giebt es noch in großer Zahl
u. sie sind noch nicht alle erledigt. Doch bei den Trag. die Unechtheit
des Rhesus u. (der Iphig. in Aulis angefochten worden – letztere hat
jedenfalls starke Umarbeitungen erlitten, der Rhesus ist un-
zweifelhaft viel jünger. – Bei Xenoph. sind angefochten, wohl mit
Unrecht, apol. Ages. resp. Lac. – mit vollstem Recht resp.
Athen. – Bei Plato sind mehrere Dialoge angefochten worden, fer-
ner seine Briefe, die wir alle derartige Erzeugnisse wohl
als Schülerarbeiten anzusehen ist – die platon. Briefe sind schwerlich
echt, stehen ihm aber zieml. nahe – bei Aristot. oecon. de mira-
bil. auscultationibus u. a. sind unecht – bei Lucian der Lexipha-
nes, vielleicht aus byzant. Zt. – bei Plut. des ausgezeichneten
Leb. vitae X oratt. worüber noch gezweifelt wird, andere sind
entschieden unecht, so de nominibus. Nicht nur Hom. wurde man-
ches untergeschoben, man ging noch über ihn hinaus zu den ältesten
myth. Zt. man machte Versuche, den Orpheus herzustellen, andere
Werke wurden gefälscht, wie λόγοι φρύγιοι die vor Hom. entstanden
sein sollten. Dictys Cretensis u. Dares Phrygius sind Augenzeugen
des trojan. Krieges gewesen, man fabelte von ihnen, sie hätten
die Gesch. des Krieges aufgeschrieben, u. sollten dann in Gräbern
entdeckt worden sein – dann sollen sie ins Lat. übersetzt sein. –
Bei den Lat. hat es auch nicht gefehlt – eine schol. Fälschung von
Büchern des Numa erzählt schon Livius – die 3 Reden des Cic. welche
Fr. Aug. Wolf u. vor ihm Markland als unecht erklärt haben,
außer diesen wurde pro Archia u. die Catil. u. a. angefochten,
die epist. ad M. Brutum (wohl mit Recht) – eine Reihe von Schr-

entkommen, die dem Cic. zugeschrieben werden. Am längsten haben sich unter Eintg. noch erhalten die Reden zwischen Cic. u. Sall. – dem Sall. sind die Briefe de republica ordinanda untergeschoben – eine Menge von Schriften, im Mittelalter verfaßt, sind dem Quint. u. Virg. zugeschrieben worden – Ovid de vetula, bei Tib. III. u. IV. – bei Quint. können die declamationes ihm nicht zugeschrieben werden – Corn. Nep. hält Neue für ächt, Tacit. dial. ist zweifelhaft – andere Dichtungen sind entschieden falsch, wie Cic. de synonym. Modestus de vocabulis rei militaris (Auszug aus Vegetius), Aurel. Victor, de origine urbis Romanae. –

9. 7.

Zu bilden vor diese untergeschobenen Schriften aus dem Alterth. herrühren u. von Verf. die eine nicht geringe Begabung hatten, ist es ungemein schwierig den Beweis der Unechtheit zu führen. Zu der leichtesten Gattg. von Beweisen gehören die Zeugnisse aus dem Alterth. selbst oder dem Mittelalter. Auch indirecte (Beweise) Zeugnisse sind zu berücksichtigen. Solche Zeugnisse sind freilich nur unsichere Beweise für die Echtheit, sie lassen nur erkennen, daß der Glaube bis in eine bestimmte Zt. reicht u. dieser Glaube kann sehr wohl sein; ich hat der hervorragende Quintil. manche ächte Schriften Cic. als nicht citirt. Wenn die Zeugnisse der Annahme der Unechtheit entgegenstehen, so wird es sich um andere, gewichtigere Gründe handeln, die sie etwas überwiegen. Zunächst wird man Inhalt u. Form prüfen müssen. Nicht jede Meinungsverschiedenheit ist gleich ein Beweis für die Unechtheit. Denn wenn man annehmen muß, daß die Schr. von demselben Manne zu versch. Zt. geschr. wurden u. ein großer Zwischenraum zwischen ihnen liegt, so ist es wohl möglich, daß der Verf. zu versch. Zt. auf versch. Standpunkten der Ansicht u. Denkung stand. Diese Möglichkeit ist vorhanden, muß aber ihre Grenzen haben, wenn einzelne Schr. von demselben Manne ausgegangen sein sollen. Ein besonders gutes Argument ist gerade es, wenn man solche Merkmale, deren Inhalt bietet,

darum fehlt, weil sie überhaupt inhaltslos sind, was bei ächten Schr. desselben Verf. nicht der Fall ist. Dies zeigt sich bei den meisten Reden u. Briefen Cic. wo es den Nachahmern nicht so um das Historische, als um die Form der Darstellung zu thun war. Da wird der Mangel an Beziehungen als ein wichtiges Argument zu betrachten sein, um auf die Unechtheit zu schließen. Ueberhaupt wird dann alles das, was wir schon bei der histor. Hermeneutik erwähnt haben, zu berücksichtigen sein. Eine Hauptsache aber wird immer der Stil bleiben, wichtiger als der sachl. Inhalt, der zumal bei Dichtern wenig in Betracht kommen kann. Wer einem Autor ein Werk unterschob, hat, wenigstens im Alterth. meist gesucht, den Stil des Autors nachzubilden – ganz u. vollständig kann das freilich, auch dem gewandtesten Fälscher, nie gelingen. Die Verschiedenheit der Personen u. Individualitäten wird nicht völlig verwischt werden können. Der Ton des Cic. ist z. B. nicht so schwer nachzumachen – wenn man ein so nachgemachtes Stück hört, so hat es unzweifelhaft den cicer. Ton – wie man das bei Lactanz, Muret, Sigonius erkennen kann. Läßt man sich aber durch diese äußere Aehnlichkeit nicht täuschen, so wird sich der Mangel finden lassen, was abweicht; dazu gehört aber eine eindringende Observation. – Wenn man auf das Einzelne geht, die Beobachtung der einzelnen Wörter, Phrasen, so wird man zunächst von einem gewissen Takt geleitet werden müssen, was uns, wenn wir mit den ächten Schr. des Verf. genau vertraut sind, zunächst aufstößt. Manche fangen die Sache mechanisch an – man legt sich Lexical. Sammlungen von Parallelstellen an – sie sind stets nützlich u. auch sonst noch wichtig, aber schlechthin entscheidend ist ein solches Verfahren nicht; – einen besonders großen Werth legt man auf die ἅπαξ λεγόμενα u. Manche führen solche Samml. Aber auch diese können nur als sehr zweifelhafte u. bedingte Argumente gelten, denn es wäre doch eine sehr komische Forderung, daß ein Schriftsteller nicht einmal sagen soll, um es für ächt zu erklären. –

freilich berücksichtigt müssen diese Dinge immer werden. Sie können
wenn sie häufig vorhanden sind, oft den Verdacht begründen u. verlangen,
wobei es natürlich auf ihre Beschaffenheit ankommt [stärker] :/: es sei bei gleich-
zeitigen Schriftstellern, oder sind sie so beschaffen, daß sie vorkommen
konnten u. den Sprachgebrauch des Zeitalters nicht widersprechend
daß man keinen Anstoß an ihnen nehmen. So kann man gew.
versichert sein, daß Cic. ex toto nicht hat sagen können. —
Viel wichtiger dagegen ist es, wenn sich nicht in den Partikeln,
sondern in den allergewöhnlichsten Sachen Verschiedenheiten nachweisen
lassen; wenn im Gebr. von Partikeln, Präpos. sich Verschieden-
heiten nachweisen, denn in solchen Dingen pflegt die Gewohnheit
eines Schriftstellers gewöhnlich constant zu sein. Beispielsweise
können wir die Observationen anführen, die Lachm. u. a.
in Bezug auf Tib. u. Lygd. gemacht haben. So hat Tib. die Partikeln
autem, etenim nie gebraucht, wohl aber Lygd. — Letzterer gebraucht
wiederum die Wörter quod, dum, ubi gar nicht, während sie Tib.
hat — quamvis bei Lygd. cum Ind. — bei Tib. cum Conj. — postquam
bei Lygd. cum Plusqpf. bei Tib. cum Pf. Dazu kommen Beobach-
tungen des Versbaus, denn der dichterischen Composition u. man
wird sich dann überzeugen, daß solche Verschiedenheiten bei einem
u. demselben Autor nicht vorkommen können. Ähnliche Beobachtun-
gen hat Lachm. in Bezug auf die Heroiden des Ovid gemacht, von
denen er einige für unächt hielt. —
Bei Xenoph. handelt es sich um die respubl. Athen. Hat man sich
mit der Individualität des Xenoph. genau vertraut gemacht, so
wird man ihn in dieser Schrift gar nicht wiedererkennen;
man findet hier einen [illegible]. leidenschaftlichen Schriftsteller,
der in jeder Beziehung, was Stimmung, Stil, Gedanken betrifft,
sich streng von Xenoph. unterscheidet. An den Zeugnissen der Alten
haben wir sehr wenig Unterstützung — Demetrius der bereits [illegible]
[illegible] des Xenoph. für unächt erklärt, hat keine große Autorität;

10. 7.

Die respubl. Lacedaem. ist vollständig von der alten. Verschiedenheiten, auch nicht ein Schatten von Ähnlichkeit ist vorhanden – Aristot. Entwicklungsbild ist in dieser genau u. deutlich niedergelegt. –
Eine andere merkwürdige Frage ist in der lat. Literatur beim Dialog. des Tacit., jeder erkennt auf den ersten Blick, daß er in einem ganz andern Stile geschrieben ist, als die übrigen Werke des Tacit.; in der Sache, der Tendenzen, der Gestaltung wird man keinen Unterschied wahrnehmen. Ist es nun möglich, daß ein u. derselbe Schriftsteller in so verschied. Stilen geschrieben habe – Zeugnisse aus dem Alterth. gibt es nicht, die Autorität der Handschr. ist eine sehr geringe, entschieden ist sie für Tacitus. Es ist nicht zu zweifeln, daß der Dialogus von den frühesten Schriften des Tac. dem Agricola u. der Germ. um höchstens doch ein paar Jahre getrennt ist, daß er also schon ein gereifter Mann war, als er ihn schrieb. Hält man den Tacit. für den Verf. (Naase) so muß man sich die Sache klar zu machen suchen: Tac. war ein ganz anderer Mann in Bezug auf die Darstellung, bevor er Historiker wurde; er befolgte dieselbe Tendenz wie Plin. min. u. war Rhetor. Wenn dies nun feststeht, so können wir uns auch nicht wundern, wenn Tac. eine Schr. verfaßt hat, die ganz diesen Tendenzen entspricht; sie beruht auf Cicer. Nachahmung.
Nicht das ist wunderbar, daß er im Dial. einen solchen Stil geschrieben hat, der ihm eigenthüml. war, sondern daß er sich für seine histor. Werke später einen ganz andern, eigenthümlichen Stil ausgebildet hat. Früher hielt er an der Nachahmungsepoche, später wollte er die Selbständigkeit seines Geistes beweisen, die er sich nun selbst erworben u. die er durch seine vortrefflichen Werke documentirt hat. In neuerer Zt. haben wir für einen solchen Fall einen bekannten Beleg bei Justus Lipsius; in seiner früheren Zt. war er Ciceronianer, schrieb u. sprach wie Cic. u. erst später hat er die barocke, eigenthüml. Färbung seines Stils ausgebildet, die ihm nach so großer Nachahmung seiner Zt. erworben hat.

Die mittelalterl. Unterschiebungen sind leicht zu erkennen u.
niemand wird sich wieder täuschen; eine bewußte u. mit
Kunst angelegte Abfassung von Täuschungen beginnt erst im
XV. Jahrh. – Annius Viterbiensis, Pomponius Laetus, vom
berühmte Fälscher – Consolatio ad Liviam, welche lange
als Werk des Ovid. galt ist von Haupt als ein Werk des XV.
Jahrh. erkannt worden; aber schon gehören die Ueroden
des Aulus Sabinus (während er sonst Angelus Sabinus heißt
u. an einer Fälschung betheil.) Der untergeschobene Aurelius
Victor de origine gentis Romanae, Cic. de synonymis,
Modestus de vocabulis rei militaris; Sigonius hat dem Cic.
ein Buch de consolatione untergeschoben. Vestritius Spurinna,
Feldherr zur Z. des Otho – wurden einige Oden zugeschrieben.
Manches nur aus Scherz, wie das IV B. von Cic. de natura deorum;
Wagenfeld in Bremen meldete den Philo aufgefunden zu haben
u. publicirte ihn – Gesenius u. a. vertheidigten die Ächtheit
der phön. Gesch. des Philo, doch umsonst. Simonides hat den
Uranius gemacht, womit er in Berlin den Dindorf täuschte;
Schimmer ist es bei kleineren Sachen, deren viele in neuerer
Zt. entstanden ist. Viel ist namentl. gefälscht worden in Inschr.

<u>c) Die Kritik über den Werth eines Werkes.</u>

Wenn es sich darum handelt, den Werth eines Werkes zu beurtheilen,
so kann man 2 Standpunkte einnehmen: entweder beurtheilt man
ihn nach einem absoluten Maßstabe, oder nach einem relativen,
histor. Die erste Art der Betrachtung fällt nicht der Philol.
anheim; was man hier absol. Standpkt nennt, ist gewöhnl.
der der letzten Zt. Mit Recht aber fällt der Philol. zu die
histor. Beurtheilg. Jedes Werk des Alterth. ist zu betrachten als
eine bestimmte, individuelle Manifestation des antiken Geistes;
u. in dieser Beziehung jedes Werk vom Philol. zu betrachten, u.

wiefern ein Werk eine mehr oder minder vollkommene Mani-
festation des antiken Geistes ist. Wie ungerecht man oft in
diesen Fällen sein kann, zeigt Max Duncker, der dem Thuc.
u. den andern alten Historik. den Vorwurf macht, daß sie
die Weltgesch. ihres Standpkt. aus machen; im Alterth. war
diese Forderung völlig unzulässig, da eine Weltgesch. im
heutigen Sinne konnte man damals gar nicht denken.
Man kann bei Thuc. nur sagen, daß er von dem ihm möglichen,
griech. Standpkt. seinem Werke eine Freiheit gegeben, die eine
wahrhaft ästhetische u. tiefeindringende ist – u. diese Trag-
weite wir vollständig begreifen.

12.7.

Es muß sich natürlich eine große Verschiedenheit der Schrift-
steller herausstellen, sie werden sich sehr bestimmt u. scharf von
einander unterscheiden lassen müssen. Man muß zunächst von je-
nem früheren Standpunkte zurückkommen, auf welchem alle
Schriftsteller ohne Unterschied mit derselben Verehrung betrach-
tet wurden; dazu kommt noch Unterschätzung und Vorliebe
für einen Schriftsteller. Wer sich aber bemüht, das Alterth.
nach seinen vollkommensten Leistungen kennen zu lernen
u. zu schätzen, der wird sich weniger bestechen lassen, durch äußeren
Umfang u. Gehalt. Wenn hier ein subjectiver Sinn,
durch eine neue, paradoxe Lehrmeinung u. d. verwaltet,
so kann man allerdings zu sehr sonderbaren Urtheilen ge-
langen, so stellt Jul. Scaliger in seiner Poetik den Homer
tief unter Virgil – ein ähnliches Urtheil nach ihm von
Caspar Barth. Wenn man die antiken Normen, die das Alterth.
selbst verbreitet, wenig u. klar in sich trägt, u. darnach sein Ur-
theil einrichtet, so wird zwar ein solches Urtheil nicht auf
allgem. Gültigkeit Anspruch, es wird nur einen relativen
histor. Werth haben – die absolut gültigen Urtheile müssen
wir der modernen Wissenschaft überlassen. –

Der Werth eines Schriftstellers wird sich nach seinen 3 großen
Gebieten beobachten lassen. Das Verhältniß zum praktischen, polit.
Leben ist am leichtesten zu erkennen, am deutlichsten legt es sich
bei denen dar, die Werke geschrieben haben (über Politik, Finanzen,
Verwaltung u.s.w.). Andere haben nur indirect ihre Ansicht über
das öffentl. Leben zu erkennen gegeben – so kann der Dichter in
einer indirecten Beziehung auf die Gegenwart auf die Welt sein;
zum Theil direct tritt das Moment nur bei Lyrikern hervor
– Alcaeus, Theognis – noch mehr Beziehungen auf das praktische
Leben enthält die alte Komödie. In dieser Beziehung hat man
also den Maßstab – bei Xenoph. wird man erkennen, daß er ein
edler, guter Mann ist, der das beste Streben hatte, seinen gesunkenen
St. würdig zu heben – aber man wird auch erkennen, daß die
Mittel, die er anwenden wollte, wiewohl wohlgemeint, unaus-
führbar u. unzweckmäßig waren. Tacit. dagegen verfolgt auch
ein bestimmtes Ideal, das er mit größter Wärme im Herzen
trägt u. er ist nicht ein Idealist, der seinem entsprechend einem
schon verschwundenen Ideal nachjagt, unbekümmert um die
Realisirung desselben – aber das unterscheidet ihn von den
Stoikern seiner Zt. Diese vereint mit der Gesinnung der
Stoiker in ihrer edelsten Richtung, hatte er doch als echter,
praktischer Römer die Überzeugung, daß man das gänzlich
nicht unhaltbare fallen lassen müsse – deshalb wollte er die
Monarchie erhalten, die ~~unmög~~ unvermeidlich geworden war u. unentbehrlich
war – aber sie mit der Republik vermitteln – dieser Gegens. glaubte
er durch die Regierung des Nerva herbeigeführt – im Staate allein
sah er den Träger der wahren Freiheit. Er suchte also, was un-
erreichbar war – freilich hat sich auch dieses Streben als ein falsches
erwiesen, das nicht mehr aufzuhalten war – die untergehende röm.

Welt war nicht mehr fähig aus sich eine so neue, kräftige Gestaltung zu erzeugen. Die Monarchie hatte auch gleiche Veränderung allen gleich gemacht – selbst die Sklaven waren theoretisch emancipirt. Mit dieser Gleichmachung konnte sich ein edler Römer unmöglich zufrieden geben, aber er konnte auch nicht verhindern, dass in Bürgern der Nachgeschlechte eine Gleichstellung gegeben werden sollte durch die Liebe.
Nach dieser Art wird sich der Standpunkt eines jeden Schriftstellers bestimmen lassen, obgleich manche von ihnen sehr schweigsam sind u. ihre Gesinnung nur errathen lassen, wie Caesar u. Thucydides. Jeder Schriftsteller wird also eingereiht werden müssen in die Momente, die wir besitzen über die Gesch. des sittl. u. polit. Lebens der Alten – der Einzelne wird aus dem Ganzen erklärt aber er liefert auch seinerseits seinen Beitrag zur Vervollständigung des Ganzen.
Zweitens folgt die Forderung, welchen Werth hat ein Schriftsteller in wissenschaftl. intellectueller Hinsicht. Die Wissenschaft ist das letzte Resultat, zu welchem das geistige Leben, der Griech. zunächst geführt hat. Die Culturgesch. wird also den Standpunkt klar machen müssen, welcher den Schriftstellern eigen war, auch zu denen Zt., wo sie die Probleme noch nicht in wissenschaftl. Form darlegen konnten. Es wird hier nicht immer möglich sein, das was wir über den geist. Standpkt. u. die Probleme eines Schriftstellers ermitteln, in einen geschlossenen, systemat. Form zu bringen oder zu zeigen, wie weit die Probleme eines jeden von der systemat. Erkennt. entfernt ist. Leichter wird dieser Standpkt zu erkennen sein, wo die Schriftsteller schon wissenschaftl. gebildet sind. Man muss sie nicht nur mit ihren Antecedentien sondern auch mit ihren Nachfolgern vergleichen u. sehen, wie groß die Wirkung war, die sie auf die Nachwelt ausgeübt haben. So wird man Plato's Verdienste erst recht würdigen, wenn man sich die unscheinbaren Anfänge der griech. Philos. klar macht, die er mit

speculativen Tiefe vereinigt hat; sein Hinaufsteigen [illegible] die nachfolgende Zeit ist ein unübertroffener u. wirkt noch bis auf unsere Zt. u. es ist nicht abzusehen, wann er aufhören wird. Ebenbürtig steht ihm zur Seite der jüngere Aristoteles, der weniger auf speculative [illegible] sich mehr empirisch verhält – desto größer war sein systemat. Talent, mit dem er jeden Stoff des geist. Lebens, Natur- u. Volkslebens in organischen Zusammenhang zu bringen u. die sich ergebenden Lücken mit Beobachtung des Organismus und der Grenzen zu beseitigen wußte. Auch die Sprache beider Geister ist ganz verschieden: bei Plato hat sie eine künstler. Form, sie bewegt sich noch mitten im Leben – indem die Form die größte Kunst u. der Inhalt die größte Tiefe erreicht, ist es eine Erscheinung, welche seit dem nie in der Weltgesch. vorgekommen ist. Aristot. dagegen mußte die Philos. auf den schulmäßigen, systemat. Betrieb beschränken – das freie Leben der Athener war zu schon dahin – so bildete er eine ganz neue Spr. aus, die der Kunst des untergeordneten ist u. [illegible] wissenschaftl. brauchbar gemacht wird. Wenn man mit diesen Geistern den Xenoph. vergleicht, so wird man sich überzeugen, daß er ein unendlich beschränkterer Kopf ist – dasselbe gilt von den röm. Philosophen, von Cic. u. Seneca. Cic. will nur die Philos. seinen Landsleuten zuführen, er schafft für sie eine neue Spr. u. Seneca setzt das Streben fort.

13/7

Manche wissenschaftl. Werke des Alterthums stehen auf einem sehr niedrigen Standpunkte, so Aratus bei den Griechen, Manilius bei den Römern; sie statteten nur den gewöhnlichen Inhalt der Astronomie mit dem Schmuck der Poesie aus. Andere, wie Mathematiker, Geographen, behandeln ihren Stoff streng wissenschaftlich u. da ergiebt sich die Beurtheilung von selbst. Im Allgemeinen ist dabei immer der sittlich-practische Standpunkt des Schriftstellers festzuhalten, so weit er vorhergenommen werden kann.

b. Die Beurtheilung der Form der einzelnen Werke.

Es ist die sogenannte ästhetische Kritik u. die Alten haben bei ihren Worten κριτική, κριτικός vorzüglich an diese Art der Kritik gedacht, während die Reinigung der Texte διόρθωσις hieß oder τὸ διορθωτικὸν μέρος. Das Wichtigste davon haben wir schon bei der Hermeneutik dargelegt. Die Vergleichung mit dem Vorhergegangenen u. dem Nachfolgenden ist

stelle anzustellen; hierbei wird man allein erkennen können, wie sich eine bestimmte literar.-Kunstgattg. entwickelt hat. Was dem Einzelnen anhaftet u. ihm eigen ist, nennt man seine individuelle Manier; es ist immer wichtig, dies zu beobachten, aber es wird nicht ein wirksames u. durch die weitere Literatur fortwirkendes Element. Das Allgem. nun in den Kunstregeln u. das Eigenthüml. eines jeden Schriftstellers zu erkennen, ist eine Aufgabe, an die man bis jetzt noch wenig gedacht hat. Das Endziel wird eine literar. Kunstgeschichte sein, also eine Geschichte der epischen Poesie, der Geschichtschreibung u.s.w. Für letztere haben wir Vorarbeiten von Kreuzer u. Ulrici. In der Literaturgesch. wie sie jetzt behandelt wird, wird dieser Gesichtspkt nicht genügend wahrgenommen, eine reine Entwicklung der Kunst eines jeden Schriftstellers nach seiner Eigenthümlichkeit u. in seiner besondern Gattg. ist noch oft nicht versucht worden.

Die Kunst des Homer kann nicht als eine individuelle betrachtet werden, sie ist der Ausdruck der poetischen Richtung u. Begabung der ganzen Zt. aber während eben der Autor als einzelne Person gar nicht zum Vorschein kommt, wird es sehr schwer, die Arbeiten Einzelner aus derselben Periode zu unterscheiden. Wenn wir auch nur einen <u>Homer</u> annehmen wollten, so wissen wir doch, dass es auch <u>Homeriden</u> gab, ganz entsprechend den geschlossenen Schulen verschiedener Handwerker, die zugleich Geschlechter sind; es herrschte dabei natürlich eine grosse Gleichmässigkeit in den Arbeiten, besonders zur Zt. wo sich das individuelle Leben noch nicht sehr bedeutend entwickelt hatte. Verschiedenheiten finden sich gleichwohl u. es sind die Fortschritte, wenn auch unwillkürliche, welche die Dichter zu machen nicht umhin konnten, u. diese müssen natürlich sorgfältig beobachtet werden. Eine ähnliche Gemeinschaft finden wir in späterer u. sehr verschiedener Zt., wo die Dichter herum gruppirte Schulen, so giebt es eine Hesiod. Schule, die Gemeinschaft der Lyriker, um Aesch. Soph. Eurip. finden wir ebenfalls einzelne Dramat. Dichter gruppirt, die mit ihnen gemeinschaftlich arbeiten; zum Theil sind es Mitglieder ihrer Familie u. es ist schwer zu sagen, wie der Einfluss der Gemeinschaft auf die uns erhaltenen Werke gewirkt hat. Es ist wohl möglich, dass diese ebenso an den dem Soph. speciell zugeschriebenen Werken mitgearbeitet haben, wie es bezeugt wird, dass Soph. ihnen bei ihren eigenen Dichtungen behülflich gewesen ist.

Ähnliche Verhältnisse finden sich in den Philosophen-Schulen, dann aber verschwindet diese Gemeinschaft ganz; sie beruht später höchstens auf willkürlichem Anschließen, auf Nachahmung, u. diese muß man besonders beobachten, wo sie wahrzunehmen ist. Sie kann sehr versch. sein; sie kann die Nachahmung eines selbständigen, freien Geistes sein, wie z.B. Soph. ein Nachahmer des Homer genannt wird, was nur so viel heißt, daß er sich wie alle Griech. an Homer. Poesie gebildet u. dies nur mehr als Andere, in seinen Werken hat erkennen lassen. Anders ist es bei der Nachahmung, die unselbständig wird, die bis zu einem Nachäffen einer fremden Eigenthümlichkeit ausartet. Ergötzliche Beispiele von solchen Nachahmern des Thuc. haben wir bei Lucian de hist. scrib. Ähnliche Nachahmer des Thuc. sind die byzant. Schriftsteller Procopius u. Agathias. Aus der Kaiserzt. ist Arrian zu nennen, der die Nachahmung des Xenoph. sehr weit getrieben hat; er wünscht sich auch, daß er Xenoph. heißen u. dieselbe Vaterst. haben; er stammte aus Nikomedien, war aber athen. Bürger geworden – Vgl. Arrian de venat. 1,4. – Bei den Röm. finden wir dieselbe versch. Art der Nachahmung: eine unselbständige in den unächten Reden des Cic.; eine mehr freie ist die, welche Quint. predigte u. die Plin. min. durchgeführt(?) hat. Dieselbe Nachahmung zeigt sich weniger selbständig bei den Kirchenvätern Minucius Felix u. Lactantius. Der Kirchenhistoriker Sulpicius Severus hat sich den Vell. Paterc. zum Muster genommen. Im 16. u. 17. Jahrh. unterschied man auch die Autoren u. wählte nach eigenem Geschmack. Hugo Grotius in seiner ausgezeichneten Gesch. des Abfalls der Niederlande war in Zweifel, welchen Autor er sich zum Muster nehmen sollte; ein Freund empfahl(?) ihm den Caes. an, doch wählte er den Tac. obgleich man nicht begreifen kann, daß er ein großer u. selbständiger Geist war, einen seine Langwierigkeit(?) [illegible] ihn doch, die Tac. Redeweise nachzuahmen. Viel niedriger steht Serra, de bello borussico u. de bello sarmatico in der neuesten Zt. wo die Nachahmung des Tac. auch nicht übel ist u. es hat einen gewissen Reiz, die Gesch. der neuesten Ereignisse in nicht ungeschickter Darstellung zu lesen.

Bei Tac. lassen sich genau die Elemente seiner Eigenthümlichkeit bestimmen: a) <u>Neigung für die alte Literatur</u>, die der Erhebung seines Gemüthes u. seine politische Gesinnung entnommen; er ist Nachahmer des Sallust. b) <u>Eigenthümlichkeiten der Kaiserzt.</u>, wie Seneca, den Rednern u. Declamatoren, die einen großen Reichthum in die lat. Spr.

14/7

gebraucht; dies ist das moderne Element, das er sich bewußt angeeignet oder welches aus dem Charakter der Zt. entspringend sich ihm aufdrängte.
c) Aus diesen verschiedenen Elementen hat er ein originelles Werk geschaffen; das Individuelle ist das dritte Element, ein negatives, daß er den periodologischen Stil der Alten entfernt u. den zerschnittenen Stil, die demonstrative Satzverbindung statt der relativen angenommen. Auch modernen Manieren, die aus der rhetor. Richtung seiner Zt. hervorgingen, hat er abgewiesen; die aber, welche einer scharf treffenden Bezeichnung der Begriffe dienten, hat er angenommen u. verwandelt in dem heiligen Dienste der Wahrheit, die für ihn die Bestimmung des Geistes war. d) Manches Schöpferische seine Regeln u. Gesetze im Sprachgebrauch.
Eine ähnliche Natur ist Virgil; er ist nicht in gleichem Maße wie Tac. schöpferisch, sondern mehr receptiv; durch Studien gebildet u. wirkend, überall ein Nachahmer. Die Aen. ist nach dem Muster Hom. u. der späteren alex. Dichter (Apoll. Rhod.) entworfen, oft wörtl. Reminiscenzen. Dasselbe gilt von den Bucol. u. Geor. — Damit hat er andererseits röm. Elemente verbunden u. seine Werke populär gemacht. Die Aen. ist ein wahrhaft nationales Epos geworden; was er von Studien, Erfahrung u. Kunst besaß, wurde auf einen patriotischen Zweck bezogen. Auch Ennius u. Lucrez hat er studirt u. benutzt, was schon Macrob. nachgewiesen hat. Alles hat er verschmolzen u. durch ein gemeinsames Gepräge verbunden zu einem verständlichen, erhabenden u. belebten Werke. Dazu gehörte keine selbständige, schöpferische Natur, nicht eine eigensinnige Originalität, sondern ein durch sorgfältige Studien gebildeter, mühsam arbeitender Character, der viel feilt u. langsam fortschreitet.
Das Einzelne wird am besten verstanden im Zusammenhange u. der Vergleichung des Ganzen u. die Erkenntniß des Ganzen hängt wiederum ab vom Studium des Einzelnen. Oft sind es die kleinsten Dinge, die über die größten Verwandlungen des Geistes eines Volkes Aufschluß geben; die großen Umwandlungen der Culturgeschichte stellen sich dar in den kleinen Veränderungen der Sprache. —

Consilia scholastica

16. 7. 60.

Bisher war nur von der Aufgabe der Philol. als Wissenschaft die Rede. Jede Wissenschaft lebt nicht blos das ideale Leben in sich, sie hat auch ein Verhältn. nach außen, eine pract. Wirkung u. muß sie haben. So hat auch die Philol. eine pract. Stellung zum Leben: hat sie als Wissenschaft die Aufgabe, den antiken Geist zu erkennen, so hat sie zugleich die pract. Aufgabe, die Bildg. eines jeden jeder Zt. mit der antiken zu vermitteln, die antike Bildg. nicht untergehen zu lassen, sondern in der Gegenwart zu erhalten. Die hauptsächl. Wirksamkeit bieten die Schulen, welche die höhere Bildg. anstreben – vornehml. die Gymnasien. Diese sind die Träger der pract. Richtung der Philol. Sie tragen den Ruhm der Aufgabe davon, aber auch alle Anfechtungen von Seiten der Gegner.

Es ist deshalb u. nothwendig, daß die Philol. sich nicht gänzlich wiegen in den Gedanken einer eigenen an die Heiligkeit u. Trefflichkeit ihrer Aufgabe – sondern sich sagen, daß das Leben ein sich fortbewegendes ist, daß damit auch die Aufgabe der Philol. eine sich verändernde u. umgestaltende ist. In unserer Zt. ist das ganz besonders nothwendig, wo sehr viele u. schwerwiegende Mittel benutzt werden, um die Philol. anzufeinden u. aus ihrer pract. Stellung zu verdrängen. Man wirft den Nationalismus vor, sagt, es sei unpatriotisch, die höhere Bildg. auf fremdartigen Elementen zu gründen; die Zöglinge würden dem Leben entfremdet, in abgelegenen Studien gefesselt, wo sie das Herz für ihr Volk u. ihre Zt. verschließen u. über Dummheit an Allem, den ärgsten Servilismus u. Indifferen-

bis nach [illegible]. Auf der andern Seite macht man schon die Jugend auf undurchführbare Ideale vor, Demokratismus, Nationalismus u. Gott weiß, was. Solchen Angriffen muß natürlich die Philologie entgegentreten. Die Wissenschaften haben sich freilich emancipirt u. sind modern geworden; sie wollen nichts von ihren Antecedentien wissen.

17.7.

Das Wichtigste haben wir schon in der geschichtl. Entwicklg. zur Encyklopädie vorausgeschickt. Die antike Bildg. stellt eine große Periode in der Gesch. der Entwickelung der Menschheit dar. Die Träger dieser großen Periode sind verschwunden; ihre Gesch. ist abgeschlossen bis zum Tode dieser Völker.

19.7.

Das fortdauernde Recht der Philol. als Grundlage der höheren Bildg. zu ergründen, so ist es in der Gesch. der Philol. selbst begründet. Geschichtl. geht aus dem Gesagten hervor, daß es überhaupt kein Volk mit einer weltgeschichtl. Cultur giebt, das sich nicht in diesem Zusammenhange mit dem Alterth. befindet u. befinden muß. Die Bildg. eines in sich abgeschlossenen Volkes ist keine weltgeschichtl. – sie steht vereinzelt da; solche Völker sind unbedeutend, untergeordnet, bis sie sich in den weltgeschichtl. Zusammenhang hineingearbeitet haben oder hineingezogen worden. Den Zusammenhang aller Bildg. zu erhalten, ist nie so nothwendiges Bedürfniß, wie für ein Volk, um mit seiner Vergangenheit in Zusammenhang zu bleiben. Die Anfangspunkte der Bildg. liegen im Alterth. Wer sie in den eigenen Zt. verlegt, muß zu großen Mißverständnissen geführt werden; so war es im Mittelalter: die Gesch. ward zur Fabel, von histor. Kritik wußte man nichts; auch in der Wissenschaft ward man zu sonderbaren Resultaten geführt..

Man könnte vielleicht die klass. Nationalliteratur zur Grundlage machen wollen, alle fremdartigen ~~Grundlagen~~ Literaturen zu entfernen u. nicht als Erforderniß zur höhern Bildg. anzusehen. Da ist der Begr. "höhere Bildg." zu [illegible] (verstehen).

Man sagt, was das Griech.-Lat. an den geistigen Schätzen biete, könnte auch das Deutsche mit seinen Mundarten u. allenfalls mehrere moderne Sprachen. Dann wären die Naturwissenschaften wohl geeignet, das schöne, wissenschaftl. Element in der höheren Bildg. abzugeben. Diese Argumente sind nicht stichhaltig. Um mit den Naturw. anzufangen, so würde das unermessl. Gebiet der neuesten Forschungen keine Grundlage für die Bildg. der Jugend abgeben können – sie tragen das Element des Unvollendeten, des Widerspr. der Parteien usw. – während nur abgeschlossenes Wissen der Jugend dargeboten werden müsse u. sie nicht in das Streben der Parteien hineingezogen werden darf. Dagegen wird durch das Altert. in ein geist. Gebiet geführt, indem Friede herrscht u. das abgeschlossen ist, u. eine ideale Welt, die sie befähigt an die Kämpfe der Gegenwart zu gehen. Es ist keine Wissenschaft vorhanden, die im Stande wäre diese ideale Weltsphäre zu geben, an der sich die Jugend bilden könnte. Der Vorzug des Altert. liegt gerade darin, dass es ein totes ist.

20.7.

Viele Streitschriften behandeln das Altert. nur von der formalen Seite, von dem Nutzen aus, den dasselbe biete, die als geist. Gymnastik. Dieser Punkt ist aber nicht entscheidend, die neueren Sprachen könnten denselben Nutzen ersetzen. Form u. Inhalt lassen sich nicht von einander trennen, u. selbst wenn die Lehrer so einseitig sind, dass sie einen den Inhalt berücksichtigen, so ist es doch nicht möglich, dass, wenn auch ohne Willen des Lehrers, der Inhalt der Literatur auf die Schüler wirke. Der Inhalt aber ist es gerade, der die alte Literatur so geeignet macht zum Jugendunterrichte, wie wir schon in der vorigen Vorlesung angegeben haben:

Das Alterth. enthält gleichsam die reine Blüthe des menschl. Lebens
es stellt eine Periode dar, in der das Menschengeschlecht, nach seiner
Weise die Höhe der Bildg. erreicht hat u. diese Bildg. steht der
übrigen in vielen Punkten nicht nur nicht nach, sondern ist ihnen so-
gar überlegen. Diese Bildg. ist eine vollständig abgeschlossene, sie
tritt uns auch nicht mit der Anmaßung dar eines modernen Volks
hervor, so daß sie der Vorwurf der Ausländerei nicht treffen kann.
Da die Völker, welche die Träger der alten Bildg. waren, todt
sind, so wird einmal vermieden, daß die Jugend in die Kämpfe
der Gegenwart gezogen wird, für diese noch nicht geeignet ist;
auch im Alterthum herrschten Kämpfe, doch sind sie längst ver-
schollen d. Ruhe u. heitere Lust herrscht auf dem durchlaufenen
Gebiete. Ferner hat das Todte, weil man ihnen eben zum Vorwurf
macht, seinen Abschluß erreicht, ein so unbegrenzter Organis-
mus existirt in der Weltgeschichte nicht wieder.

23.7.

Im Mittelalter gab es nur gebildete und ungebildete Leute
die Gebildeten waren zugleich Gelehrte; in unserer Zt. bilden
die Gebildeten eine Mittelstufe, deren Bildung sich auf Kennt.
der Nationalliteratur beschränkt. Ihren Bedürfnissen hat man
durch besondere Anstalten abzuhelfen gesucht, durch Industrie-
schulen, Bergschulen, Bürger- u. Realschulen: die letzteren haben
sich zu einer bestimmten gesetzlichen Form ausgebildet.
Es ist nun die Frage, ob auf diesem Wege die höhere Bildg. wirk-
lich zu erreichen ist, die Zöglinge in den weltgeschichtl. Zusammen-
hang aller Bildgs-Stufen zu versetzen sind. Man hat jetzt er-
kannt, daß die specielle Berufsbildg. nicht der Zweck dieser
Anstalten sein kann. Wie kann nun zwischen Realschulen
u. einer idealen Bildg. das Band geknüpft werden – das
wenige Latein, was auf ihnen betrieben wird, kann dies nicht
erreichen. Man hat vielfach behauptet, die Naturwissenschaf-
ten könnten die Grundlage der idealen Bildg. ausmachen, doch sind

sie dazu unfähig, weil es noch keine bestimmte Methode giebt,
sie mit Nutzen zur Grundlage des Unterrichts zu machen.
Die Methode müßte sich doch stützen auf allgem. feste Ideen,
die die Grundlage des Ganzen ausmachen; es müßte sich eine
philos. Naturwissenschaft ausbilden, aber gerade die Natur-
philosophie ist unseren heutigen Naturforschern zum Gespött
geworden. Wie jetzt die Sache steht, ist es nicht möglich, da sich
die Meister der Wissenschaft in d. Menge der Einzelheiten gestürzt
haben, auf eine solche Grundlage zu kommen, die der Basis des
Unterrichts in der Schule sein könnte. Das wird vielleicht ein
möglich sein. Doch gesetzt, daß dies erreicht würde, so ist
es sehr fraglich, ob sie sich dann für die Schule eignen würde
u. wenn sie selbst dem Gesichtskreis der Schüler angemessen
wäre, daß der Geist des Schülers immer auf die Gesetze der
Natur, der Nothwendigkeit geführt werde, nicht auf die
der Freiheit, die im menschl. Leben geltenden Gesetze gerichtet
werde. – Allerdings bildet der naturwissenschaftl. Unterricht
das Anschauungsvermögen, wer nicht in der Jugend lernt,
das Unterscheidende zu erkennen, wird das schwerlich im Alter
erreichen.
Das was hierdurch bezweckt wird, ist das mathemat. Element in diesen 24. f.
Wissenschaften, das hat man aber davon getrennt. Die Mathematik ist
allerdings ein sehr geeignetes Mittel, die Denkkraft der Schüler zu
üben; das Abstrahiren von der sinnl. Erscheinung ist es, was die
Mathemat. zu einem so vorzügl. Bildungsmittel macht. Daher ist
die Math. von jeher in den Gymnasien festgehalten worden u.
es ist unzweifelhaft, daß dieses Fach beiderlei Anstalten gemein
sein muß – in den Realschulen um so mehr, da dieselbe die Grund-
lage für die Naturwissenschaften bildet. In der Mathem. muß die
heurist. Methode mit möglichster Strenge durchgeführt werden. Doch

auch die Mathem. giebt nur eine einseitige Bildg. des Geistes,
wobei das Herz kalt bleiben kann. Deshalb muß zur Mathem. noch
eine andere hinzukommen. – Zunächst bietet sich neben der Math. die
formale Gramm. dar, in der eine ganz analoge Verstandesoper-
ation herrscht. Es sind aber nicht, wie in der Math. die reinen For-
men der Sinnlichkeit, mit denen man operirt, sondern die reinen
Formen der Gedanken; die Mathematik ist die Logik der Natur
während die Gramm. die natürl. Logik des menschl. Geistes ist.
Darum ergänzen sich beide Wissensch. – sie sind die eigentl. Säulen
der formalen Bildg. u. werden in beiderlei Anstalten gepflegt
werden müssen. Auch den Realschulen ist es ein großer Irrthum, wenn
die Mathem. hinter der sprachl. Bildung zurückgestellt wird
u. auch der Gramm. nur ein nothdürftiger Raum gestattet
wird. Wenn nun aber auch durch Mathem. u. Gramm. für die formale
Bildg. gesorgt ist, so ist doch damit die Sache noch nicht abgethan.
Die formale Bildg. ist nur eine reine Verstandesbildg. u. weil diese
formale Bildg. an u. für sich nur eine einseitige ist, hat man auch
diese vielfach angefochten u. insbesondere die Gymnasien geta-
delt, weil sie die formale Bildg. zu sehr erstrebten. Es muß
doch eine ideale erstrebt werden. Wie diese bei den Realschulen
zu erlangen ist, ist eine bis jetzt noch nicht genügend gelöste
Aufgabe u. darin liegen auch die Mängel der Realschulen. Wegen
des äußeren Herumtappens in der Methode ist ein großer Theil des
früheren Interesses für die Realschulen verloren gegangen.
Nicht Kenntnisse, die sich auf den späteren Beruf beziehen, sind
die Hauptsache in der Bildg. der jungen Leute – sie werden stets
im Vergleich zu den später zu erwerbenden ein sehr geringes Quan-
tum ausmachen. Wenn aber der Unterrich. in der Jugendzeit liegt,
sich die Kenntnisse anzueignen, so ist das etwas sehr Wichtiges,
das nicht erreicht wird durch Belehrung mit Worten u. durch Uebung
des Gedächtnisses, sondern durch Uebung des Verstandes.

Es wird noch einer Zeit bedürfen, um die Realschulen auf den richtigen Standpunkt zu stellen. Das ideale Element ist den Gymnasien gegeben durch die antike Literatur, diese Welt ist den Realschulen verschlossen u. es fragt sich, woher sie den Ersatz nehmen sollen? Sie werden schöpfen müssen aus der Geschichte, der Literatur und der Kunst.

26. J.

Die Geschichte führt den Menschen durch [illegible] den Zusammenhang der weltgeschichtl. Entwicklung; oft wird sie freilich nur als ein Inbegriff von allerlei Notizen betrachtet; ebenso ist es eine beschränkte Ansicht, wenn sie nur als Tugendspiegel dienen soll. Ebenso kann sie auch nicht überwiegend als eine Quelle der practischen Klugheit u. Erfahrung betrachtet werden. Zur richtigen Behandlung der Gesch. gehört vor allem eine wissenschaftl. Befähigung des Lehrers, er muß sich durchaus mit Philosophie der Gesch. vertraut gemacht haben. – Unter Literatur wollen wir hier den Inhalt derselben geschichtl. behandelt verstehen, vorzugsweise ist hierbei eine gut gewählte Literatur zu empfehlen. Neben dem Inhalt u. neben den wichtigen Momenten für die ~~Kultur~~gesch. hat aber die Literat. auch eine Form, an der sich die Kunst entwickelt. – Was die literaturwissenschaftl. Erkennt. betrifft, die hier dem Lehrer eigen sein muß, so ist dies die Aesthetik u. Kunstgeschichte. Auf den Realschulen können die bildenden Künste u. die Musik mehr berücksichtigt werden, als auf Gymnasien. Ob die Realschulen es erreichen werden, der schönen Literat. zu erreichen, [illegible] für eine practische u. methodisch begründete Behandlung u. sich zu erobern, das wollen wir von der Zukunft abwarten. Wir werden uns nun zu den Gymnasien, bei denen wir eine [illegible] Methode haben, die wir verständigen müssen. Das Ideal, welches [illegible] im Auge haben sollen, ist dasselbe. Dasselbe, wie wir es den Realschulen vorgezeichnet haben.

27. 7.

Um dasselbe Ziel zu erreichen, besitzen die Gymnasien viel kräftigere Mittel, aber sie müssen noch viel mehr thun denn als die Realschulen, daß sie die Bildg. bis zu dem Abschlusse, der sich erreichen läßt nicht fortführen. Sie haben u. können keine andere Bildg. als die Reale, die praktische Ausbildg. muß ihnen fern bleiben. Es ist auch oft der Fall, daß sie unter der Höhe ihrer Aufgabe zurückbleiben u. überhaupt nicht das leisten, was sie sollen u. wollen. Insbesondere bleiben die Gymnasien oft bei der blos formalen Bildg. stehen – immer ist es noch erträglich, wenn wenigstens diese gründlich beigebracht wird, was aber auch nicht immer der Fall ist. Indessen erscheint eine solche Bildg. stets den Schülern als Mittel zum Zweck, sie gelangen nicht zu einem freien Genuß ihrer Studien. Auf den Gymnasien muß die humanist. Bildg. der Hauptsache nach vollendet werden, – später nimmt das Fachstudium das Interesse des Einzelnen mehr in Anspruch. Um dies hohe Ziel zu erreichen ist dreierlei nöthig: 1) bildungsfähige Schüler; 2) tüchtige Lehrer; 3) angemessene Institutionen. –

Die Schüler sind das Material, an welchem sich die Tüchtigkeit der Lehrer bewähren soll; freilich giebt es Schüler, an denen das Gymnasium seine Aufgabe nicht erfüllen kann, ohne daß es seine Schuld wäre, doch darf der Lehrer die Schüler nicht zu früh aufgeben. Immer gehen wir fast nicht die Schüler im Interesse, die sich durch Vorzüglichkeit Vergehen gern auszeichnen, bei denen sich gewöhnlich ein offener, gerader Sinn vorfindet; schlimm ist es, wenn auf Gymn. der Mangel an Vorzügen stehend wird; man legt die Schuld gewöhnl. dem Lehrerpersonal. – Es giebt unter Gattg. von Schülern, bei denen die Gymn. in der Regel nichts ausgerichtet sind. Zunächst sind es solche die von Hause aus einen weichen brechenden Sinn mitbringen, dieser Sinn macht sie verschlossen für Alles, was über ihre Erziehung hinausgeht. Diesen erscheint der Aufenthalt auf dem Gymn. als ein reiner Zeitverlust. Ebendeshalben ist auch auf der Univ.

ihr Studium ganz gleichgültig – sie verlangen nur Berechtigung
zum Examen. –
Mit dieser Gtg. ist sehr verwandt eine andere: die [illegible]
die auf die Form des Lebens von frühester Jugend auf sich gerichtet haben;
das größte Gewicht zu legen, und denen unter der Form der In-
halt ganz verloren geht. Sie gerathen gewöhnlich in eine bodenlose
Oberflächlichkeit u. Leere. –
[illegible] ist noch eine Gtg. bei denen weder die Schule noch sie selbst Schuld
wenn die Bildg. für sie verloren geht – es sind die, welche von Natur
nicht begabt sind. Einerseits sind sie sehr beschränkt von Natur,
wozu noch äußere, drückende Verhältnisse kommen können – ihr Geist
geht nur von ängstl. Furcht, ihre Bescheidenheit ist eine übertriebene; es
fehlt ihnen die Kraft des Selbstbewußtseins. An diesen Schülern
hat das Gymn. am allerwenigsten etwas zu leisten im Stande.
Von den Lehrern wird wesentlich der dauernde Charakter des Gymn.
abhängen; wir werden besprechen 1) wie sie sein müssen; 2)
wie sie sich vorzubereiten haben; 3) was sie Amt zu verrichten haben.
Was den ersten Punkt anbetrifft, so müssen natürlich die Lehrer
zum Nutzen für Staat u. Schule sittliche Naturen sein. Das Verhält.
der Schule zum Staat übergehen wir. Für die Schüler ist es vor
allem ein dringendes Bedürfniß, daß ihre Lehrer auch vor allem
tüchtige Männer sind; es assimilirt sich gewissermaßen das Wesen
der Schüler dem tüchtiger Lehrer – bei den Schülern ist es der Instinkt,
der sie anzieht u. abstößt, eine unbewußte Ahnung von dem Werth
u. Charakter des Mannes, zu dem sie sich hingezogen fühlen.
Die Persönlichkeit des Lehrers ist von sehr großer Wichtigkeit.
Nicht der Scharfsinn u. die Intelligenz sind es, was überwiegend
auf die Schüler einwirkt, sondern der ethische Charakter. Daß der
Lehrer auch für seine Thätigkeit die nöthigen Kennt. besitzen muß,
[illegible] er den Eindruck zeigt. Unbefangenheit machen muß, versteht
sich von selbst. Aber vor allem muß er [illegible] im besten
Sinne des Wortes. –

20. J

Die Kunst der Pädagogik beruht demnach vor Allem auf der Tüchtigkeit des Charakters, wo diese fehlt, läßt sie sich durch nichts ersetzen. Man muß nicht glauben, daß man die Schüler über sich täuschen kann; der Lehrer kann ihnen zwar einzelne Handlungen verbergen, aber nicht seinen Char. sein sittl. Wesen im Allgem. Es wird freilich auch der tüchtige Lehrer nicht zu allen Schülern ein gleiches u. gleich gutes Verhältn. haben, aber das erste u. wichtigste, was jeder Erzieher bedarf, die sittl. Hochachtung ist ihm bei seinen Schülern gesichert, wenn er so ist, wie er sein soll. – Diejenigen Lehrer, welche nicht einmal die äußere Disciplin zu erhalten vermögen sind die unglücklichsten. Ihnen entgegengesetzt sind diejenigen, die durch einen gewaltsamen Zwang regieren; ihr Einfluß reicht nicht weiter, als die Furcht, die sie verbreiten. Eine dritte Gattg. von Lehrern, die auch nicht das Glück in ihrem Berufe finden, sind diejenigen, welche es nicht innerhalb desselben sondern in äußeren Verhältn. suchen.

30.7.

Es sind viele solche, welche ihr Hauptaugenmerk auf ganz andere Lebenssphären wenden, als die ihnen zugewiesen ist. Es ist zwar zu wünschen, daß sich der Lehrer nicht von dem äußeren Leben abschließe, sondern das Schlimme an solchen Dingen ist, wenn Lehrer darin ihre hauptsächlichste Befriedigung u. Glück suchen. Solche Leute ergehen sich gar zu gern u. Klagen über ihre schwere Lage, sie sprechen von ihrem Stande mit einer gewissen Verächtlichkeit. Das Erste u. Wesentl., woran sich die sittl. Tüchtigkeit des Lehrers zeigt, ist daß er eine unwandelbare Liebe zu seinem Berufe hat; es gehört die Ueberzeugung dazu, daß man gerade in ihm seine besten Kräfte u. sein Leben verwenden könnte. Findet man in dieser Leistung seine Selbstbefriedigung, so ist man auch glücklich. Die Neigung zum Beruf wird sich besonders in der Liebe zur Jugend darlegen; indessen darf nicht vergessen werden, daß eine schwache Liebe nachtheilig für beide Seiten ist. Bedenklich ist es auch die Zuneigung zu Einzelnen vor den Uebrigen zu documentieren –

entlassen muss irgendein Rest von der Liebe jedoch übrig bleiben
daß der Schüler das Verhältn. zum Lehrer als ein gemüthl. betrachten,
daß selbst die [illegible] Vertrauen zum Lehrer behalten. Manchen
ist ein Wesen eigen, bei denen es den Anschein hat, als wären sie ohne
Gemüth; ihnen fehlt das Organ der Verständigung mit der Jugend.
Der Lehrer muß es wissen, daß er u. der Schüler eine große Kluft
trennt, aber es ist unrecht, wenn er den Gedanken daran stets
festhält u. ihn den Schülern stets vor Augen führt — es kann
höchstens eine gewisse Verehrung — aber nie ein Vertrauen
erlangen, durch Nachdrängend wird sie nicht. Eine solche Kluft
zwischen sich u. Schülern befestigen die Pedanten. Wesentl. besteht
das Wesen des Pedantismus darin, daß Jem. seine mehr oder
weniger beschränkte Eigenthümlichkeit, sein eigenes Urtheil zur
allgem. giltigen Norm machen will. Die pedantischen Lehrer
machen nun an die Jugend dieselben Anforderungen, wie an
sich selbst — das wird desto schlimmer, je enger die Eigenthüm-
lichkeit des Lehrers ist. Solche Lehrer können zwischen sich u.
der Jugend keine leichte Verständigung finden, wenn sie aber
trotz aller pedantischen Wunderlichkeiten Liebe zum Menschenleben
u. strenge sittl. Naturen sind, so entgeht das ihren Schülern nicht,
u. wenn sie ausgewachsen sind, werden sie sich das Beste aus
ihr herausziehen.

Unerträglich sind Lehrer, die eine beschränkte Pedanterie mit
unmäßiger Härte u. Herzlosigkeit vereinigen. — 31. J.

Was den pedantischen Lehrern im Allgem. abgeht ist das Verständniß
der Jugend. — Ueber die Kunst sich jung zu erhalten u. s. w. siehe
Schleiermacher's Monologe.

Diejenigen, die der Jugend fern stehen, sind [illegible] besonders leicht
geneigt zu mißtrauen; jede kleine Heiterkeit wird von ihnen
leicht als Frivolität u. s. w. betrachtet. Ein solcher Jugend-
Lehrer wird wissen, wo die harmlose Jugendlichkeit aufhört u.
wo die frechste Rohheit anfängt. Wenn ein Lehrer überdies zu

erkennen giebt, daß er sich für verschollen hält, so erfahren erst die Schüler, daß der ~~Schüler~~ Lehrer überhaupt verspottet werden kann. Ein anderer Unterschied zwischen beiderlei Schulen ist der, daß die unjugendlichen Lehrer, die hundertmal den Schülern zu sagen haben, sich in längern, breiten Reden ergehen, allgem. moralische Sätze vortragen. Pedanten machen oft aus einem kleinen Vergehen etwas Ungeheures u. ziehen die allgemeinsten Schlüsse über die Verdorbenheit des jungen Menschen. Das ist gewöhnlich nachtheilig. Es giebt keinen Lehrer oder Schüler, der nicht einige gute Seiten hätte. Deshalb muß der Lehrer am Schüler die guten Seiten aufsuchen u. sie zu benützen suchen. — Zu dem jugendl. Verständniß gehört auch manches Unerläßliche, der Lehrer muß manchmal zeigen, daß er die Sprache der Jugend versteht, aber sie nicht zu oft anwenden. Der Lehrer soll wirklichen Statt den Zweck im Auge haben, die Jugend zu sich zu erheben.
Der Scherz u. die Heiterkeit darf gar nicht von unjugendlichen Lehrern vorgetragen werden. Der die Jugend verstehende Lehrer wird den richtigen Umfang dieses Gebietes zu begreifen wissen. Es darf natürl. der Scherz nicht übertrieben werden, er soll nur als Mittel zur Beförderung u. Aufrechthaltung des Ernstes angesehen werden.

31.7.

Von d. Beschaffenheit des Verkehrs zwischen Lehrer u. Schüler hängt ebenfalls von der Jugendlichkeit oder Pedanterie des Lehrers ab. — Das Turnen ist ein Th. des Unterrichts, der den pedantischen Lehrern stets unangenehm u. fremd ist. Diejenigen Lehrer die es mit ihrer Jugend wohl wollen, dürfen sich demselben nicht entziehen. Jeder Lehrer sollte es als einen großen Fehler betrachten, sich diesen Übungen nicht zu entziehen — seine Autorität wird nicht geringer sondern größer werden.
Auch tüchtige Lehrer kommen mitunter in Mißverhältnisse mit den Schülern; ein Beweis von der Untüchtigkeit des Lehrers wird es nur dann sein, wenn solche Feindseligkeiten sich wiederholen.

Die Hauptaufgabe der Pädag. ist, den Willen des Menschen zu bilden,
dazu ist vor Allem Ausdauer u. Geduld nöthig.
Was die Strafen anbetrifft, so ist derjenige Lehrer der beste, der
mit den geringsten Strafen auskömmt, ohne übertrieben milde zu
sein. Diejenigen Strafen sind die besten, bei denen der Schüler die
selbstverschuldete Unzufriedenheit des Lehrers am meisten empfindet.
Am drastischsten giebt dem Schüler diese Überzeugung der Tadel,
dann wenn der Lehrer ihn von gewissen Begünstigungen aus-
schließt, Veränderung der Plätze. Strafarbeiten sind eigentlich
widersinnig - die Schüler sollen ja gern u. freiwillig arbeiten;
man muß also darin sehr sparsam sein. Nachsitzen u. Carcer
müssen ebenfalls vorsichtig angewandt werden; ebenso Hun-
ger u. körperl. Strafen. Strafen die auf eine öffentl. Beschämung
hinauslaufen, müssen ebenso beobachtet werden. - Die Art wie
man die Strafe verhängt, scheidet oft deren Wirksamkeit ab.

1.8.

Man sagt gewöhnlich, die Strafe müsse der Individualität an-
gepaßt werden - indessen unterscheiden die Schüler keine Indivi-
dualitäten, am allerwenigsten, wenn sie Strafen leiden - der
Lehrer würde ihnen ungerecht u. willkürlich verfahrend er-
scheinen. Daher ist es zweckmäßig, allgemein giltige Strafen
eintreten zu lassen. - Viel stärker wirkend u. härter als
Schelten u. gemeines Schimpfen ist die Ironie - doch ist sie nur
anzuwenden bei Individuen, die andern Arten der Erziehung
unzugänglich sind u. doch auch genug sind, die Ironie recht
zu verstehen. Außer dieser ultima ratio in der Reihe giebt
es noch eine andere, die körperl. Züchtigung. Diese ist gesetzlich
nicht gestattet u. auch als ein unwürdiges, schmachvolles pädago-
gisches Mittel zu betrachten. Im Alterth. war sie viel
in Anwendung. Man kann nicht leugnen, daß dieses Mittel
in gewissen Fällen mit Nutzen angewandt werden könnte.

1.8.

Fassen wir Alles zusammen, so ist die sittl. Tüchtigkeit, ein fester gereifter Charakter die Grundlage der Befähigung zum Lehrerwerden, muß er das tüchtige Talent besitzen u. die intellectuelle Tüchtigkeit zu seinem Fache.

Wir kommen nun 2) zur Vorbereitung des Lehrers.

Prof. Haase. 7. 8. 60.

Wir wollen das minimum der klassischen lectüre angeben, die zur philologischen bildg. unumgänglich nothwendig ist.
Wir fangen mit der griech. literatur an. An der spitze steht die poesie, unter dieser die erste die epische.
der repräsentant der epischen poesie ist Homer, er muss ganz gelesen werden, 1 od. 2 bücher aber gründlich, ferner dürfen die versch. homer. fragen nicht unberücksichtigt bleiben. Die übrigen epiker u. didactiker können der neigung des einzelnen überlassen werden, sie kennen zu lernen ist für die allgem. philol. bildg. nicht nothwendig.
Wenden wir uns zweiten gattung der griech. poesie, der lyrik, so tritt uns hier Pindar entgegen, von dem es ausreicht einige hymnen gründl. studirt zu haben, da ja die kenntniss der chorischen lyrik noch durch das studium der tragiker vervollkommenet wird. alles übrige in diesem gebiete können wir der subjectiven neigung anheimgeben. Theocrit ist des dialectes wegens wenigstens theilweise zu lesen.
Die dritte u. vollendetste gtg der poesie ist das drama. Wünschenswerth in hohem grade ist es, wenn man alle 4 grosse dichter auf diesem gebiete ganz durchgelesen hat: Aesch. Soph. Eurip. Aristoph. Unumgänglich aber nöthwendig ist es, von jedem ein stück wenigstens ganz gründlich zu studiren.
B. Prosa. – In der historischen prosa haben wir es zuerst mit dem vater der geschichtsschreibung, mit Herodot zu thun, von dem man einige bücher schon des jon. dialectes wegen lesen muss; andere erscheinungen der jon. prosa liegen ferner, so die schriften des geistreichen u. geschmackvollen Hippocrates.
Mehr muss man sich mit Thucydides beschäftigen u. wenigstens 1 buch von ihm ganz gründl. durchgehen. Am wenigsten bietet, schwierigkeiten Xenophon dar, mit dem man die bekanntschaft von der schule her nur zu erneuern braucht. Seinen ganzen schriftstellerischen charakter kann man am besten aus de rep. Laced. kennen lernen – ausgabe von Haase. –

2.

Die übrigen historiker als Polybius, Dionysius, Arrian sind für das philol. studium von keinem weiteren belang, doch ist anzurathen, den Plutarch nicht ganz zu übergehen, und seines besonderen stiles wegen einige vitae u. wo möglich etwas von seinen moralischen schriften zu lesen. Dasselbe gilt von Herodian.
Der lyrik in der poesie entspricht in der prosa die philosophie. Der heros derselben, Plato muss durchaus von jedem philol. in seinen leichteren dialogen kennen gelernt werden, als da sind die apol. Crito, Alcib. Phaedo – interessant ist auch Cratylus für sprachphilosophie.
Tiefer stehen Xenophon in seinen memorabilien u. der sogenannte Aeschines, von dem wir einige dialoge besitzen.
Aristoteles erfordert schon eine specielle beschäftigung mit der philosophie, doch ist es immer rathsam etwas von ihm kennen zu lernen; ein sehr schätzbares hilfsmittel bietet hier Trendelenburg in seinen "elementa logices Aristoteleae". Ferner enthält die politik des Arist. viele wichtige historischen notizen doch, wie gesagt, ein gründlicheres studium dieses philosophen muss der subjectiven neigung anheim gegeben werden.
Die spätere philosophische, sehr zahlreiche literatur ist gänzlich zu übergehen, wie Plotinus u. a. obwohl sie für die gesch. d. philos. von ungemeiner bedtg. ist u. auch in bezug auf die sprache manches eigenthümliche darbietet. Dasselbe können wir von der übrigen wissenschaftlichen literatur sagen, in der manche autoren sowohl ein histor. wie auch sprachl. interesse haben – wie Euclid. Zu empfehlen wäre eine theilweise berücksichtigung des Strabo u. des Pausanias.
Analog mit der dramatischen poesie steht in der prosa die beredsamkeit. Der grösste der griech. redner, Demosthenes, muss wenigstens theilweise von jedem philologen kennen gelernt werden.

Die kenntnissnahme von den übrigen rednern der kanonischen zehnzahl überlassen wir dem interesse des einzelnen, ebenso die schriften späterer sophisten u. rhetoren. Unter letzteren indessen verdient eine nähere beachtung Lucian.

Die briefe sind in der griech. literatur nicht sehr zahlreich u. fast sämmtlich unächt. Wohl aber zu beachten u. nicht dürfen gänzlich versäumt werden die grammatiker, mit deren technischen sprache man sich bekannt machen muss, da dies zur verstehung der scholien durchaus nothwendig ist.

Fassen wir das bisher gesagte kurz zusammen, so können wir das minimum was in der griech. literatur gelesen werden muss, um die allgem. philol. bildg. zu erreichen, so bestimmen: — Homer ganz — einige hymnen von Pindar u. etwas von Theocrit — mindestens ganz genaue kenntniss von je einem stücke des Aesch. Soph. Eurip. u. Aristoph. — Herod. 1 buch — Thuc. 1 od. 2 b. — Xenophons bekanntschaft zu erneuern — einige dialoge von Plato, ein paar reden, etwas von Plutarch u. Lucian — endlich berücksichtigung der in den scholien vorkommenden sprache. —

Wir gehen zur römischen literatur über. —

Vom drama haben wir außer den späten stücken des Seneca von früheren erzeugnissen so gut wie gar nichts. Die tragödien des Seneca selbst kann man ruhig übergehen. Plautus u. Terenz in der komödie sind sehr wichtig für die gesch. der sprache u. müssen daher kennen gelernt werden. —

Im epos setzt man bei dem repräsentanten desselben, Virgil, eine nothwendige bekanntschaft schon voraus; als specielle fragen sind bei ihm zu berücksichtigen die nachahmung griech. muster, besonders der epiker u. unter den Lateinern des Ennius u. Lucrez. — Gute ausgaben haben wir von Heine, Wagner, Ladewig, Ribbeck. Die späteren epiker führen den stil des Virgil fort, so Silius Ital-

292

4.

Verrius Flaccus, Claudian, Macrobius deren kenntniss nicht nothwendig erforderlich ist. Etwas ist Lucan zu studiren, er hat eine eigenthümliche, pikante rhetorik in die epische dichtung eingeführt. –
In der bukolischen u. didactischen poesie ist Virgil ebenfalls muster geworden, die bukolica des Virg. reichen aus, besonders da wir ausser ihm in dieser gttg nicht viel übrig haben. Unter den didact. dichtungen haben die Georgika einen hohen, vorzüglich werth, dann ist hier dringendst zu berücksichtigen Lucrez, der späteren röm. didactiker kann man überhoben bleiben. Es wird selbst nicht durchaus nöthig sein, die didactisch-epische poesie des Ovid zu beachten, wenigstens nicht in grossem umfange.
In der lyrischen poesie ist der normale, mustergiltige dichter Horaz, seine vollständige bekanntschaft wird ebenfalls vorausgesetzt od. ist so bald als möglich zu erreichen. Beachtung verdienen fragen wie die über seine strophenbildg. u. andere kritische erörterungen, seine satiren sind zu vergleichen mit denen des Persius u. Juvenal.
Die gttg der elegiker ist vorzüglich vertreten von Tibull, Propert. u. Ovid, mit denen Catull zu verbinden ist, der noch republikan. dichter den schriftstellern der kaiserzt schon als archaistisch vorkam. Von Ovid fallen hieher seine amores u. tristia.
B. Prosa. Hier steht bei den Römern obenan die beredtsamkeit. Cicero ist ganz vorzüglich zu studiren, die späteren redner könnte man etwa nur des kontrastes wegen mit ihm vergleichen. –
In der Geschichtsschreibung ist der republicanische stil repräsentirt durch Sallust, der moderne monarchische geschmack ist durch Livius mit anstand u. würde vertreten, ohne anstand u. würde durch Vellejus u. Valerius Maximus. –
Sallust, Livius u. Tacitus sind die 3 grossen historiker der Römer, man muss sie kennen lernen u. mit ihen innig vertraut sein.

Die übrigen historiker sind für die formale ausbildg. des philologen ohne weitere bedtg. – mit Caesar ist man von der schule her vertraut; will man sich mit dem rhetorischen stil in der geschichtsschreibg bekannt machen, so ist Curtius zu lesen, der mässig u. taktvoll diese richtung vertritt, während die darstellungsweise des Florus mehr überschwenglich ist. Besondere schwierigkeiten bietet noch Ammianus Marcellinus dar.
Zu empfehlen wären etwa noch die romanschriftsteller Petronius u. Appulejus, beide stellen die afrikanische latinität mit ihren besonderen eigenthümlichkeiten dar. Petronius ist unzweifelhaft einer der geistreichsten u. witzigsten köpfe in der röm. literatur, doch steht seine erscheinung sehr vereinzelt da u. eine nähere kenntniss von ihm ist nicht unumgänglich nothwendig.
Wenn wir uns zur philosophie wenden, so steht hier wiederum Cicero an der spitze, wichtig einmal als histor. quelle für die gesch. d. philos. u. dann wichtig durch seine form, da er der gründer des philos. stils bei den Römern ist. – Abgesehen von späteren, die ein blosses fachinteresse haben, kommt zu Cicero noch die persönlichkeit des bedeutenden philosophen Seneca hinzu. Er ist eine sehr wichtige erscheinung u. einige stücke von ihm – briefe od. dialoge – muss ein jeder philolog durchaus gelesen haben.
Unter den übrigen wissenschaften ist etwa noch hervorzuheben die theorie der beredsamkeit, repräsentirt durch Cicero in seinen rhetor. schriften u. durch Quintilian. – Ziemliche schwierigkeiten bietet der nicht gehörig verarbeitete stil des älteren Plinius dar. Unter den Geographen würde Pomponius Mela eine erwähnung verdienen, dann die scriptt. rerum rusticarum. Doch kann alles dies entbehrt werden. –
Unter den grammatikern wären hervorzuheben Varro, Gellius, Servius u. Priscian.
Recapituliren wir das gesagte kurz, so beträgt das minimum in der latein. lectüre:
Je eine komödie von Plautus u. Terenz, repetition des Virg. – 1B. von Lucrez, – 1B. von Lucan – einiges von Catull. Tibull. Properz. – wiederholung

294

6. des Ovid u. des ganzen Horaz – je eine satire von Persius u. Juvenal – möglichst viel von Cicero, besonders von seinen reden u. seinen philosoph. schriften – eine genaue Kenntniss des Sallust, Livius, Tacitus u. etwa noch von Florus – einiges von Seneca – u. endlich etwas von grammatischen werke, wie vielleicht der Kommentar des Servius zu Virg. u. a. –

